School of Theology at Claremont
1001 1367166

Sammlung von Vorträgen.

Herausgegeben

von

W. Frommel & F. Pfaff.

3.

Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

Publishing
=OF TH
Evan. Assoc
214-220 Woodl
Cleveland

BV
4244
F7
v.3

Sammlung von Vorträgen

für das deutsche Volk.

Herausgegeben

von

Wilhelm Frommel, Professor in Heidelberg, und **Dr. Friedrich Pfaff,** Professor in Erlangen.

Dritter Band.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1880.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

1. Seite

Die Gefahren der See und die Rettung Schiffbrüchiger. Von Contreadmiral a. D. R. Werner in Wiesbaden 1

2.

Die Entstehung des Christustypus in der abendländischen Kunst. Von Prof. A. Hauck in Erlangen 37

3.

Goethe's Stellung zur deutschen Nation. Von Prof. Dr. Arnold Schaefer in Bonn 63

4.

Tod und Ewigkeit in den Liedern der Kirche. Von Pfarrer G. Schlosser in Frankfurt a. M. 87

5.

Darwin's Großvater, als Arzt, Dichter und Naturphilosoph. Von Prof. Dr. O. Zöckler in Greifswald 125

6.

Der römische Bischof im vierten Jahrhundert. Von Lic. theol. Karl Hackenschmidt in Jägerthal (Elsaß) 159

7.

Schmerz und Weltschmerz. Von Dr. Alfred Bienengräber in Zwickau 185

8.

Ueber gesundes und ungesundes Aussehen. Von Sanitätsrath Dr. P. Niemeyer in Berlin 209

9.

Die Südseeinseln und der deutsche Südseehandel. Von Prof. Alfred Kirchhoff in Halle 233

10.

Die Börse und die Börsensteuer. Von Dr. Fr. Perrot in Frankfurt a. M. 265

228756

1.

Die Gefahren der See und die Rettung Schiffbrüchiger.

Von

R. Werner,
Contreadmiral a. D.

Alle Rechte vorbehalten.

Die Gefahren der See und die Rettung Schiffbrüchiger.

Wenn man die Wandlungen betrachtet, welche sich in den letzten drei Jahrzehnten in unserm Vaterlande vollzogen haben, so ist es eine erfreuliche Wahrnehmung, daß die gemachten Fortschritte nicht allein den materiellen, sondern auch den idealen Interessen zu Gute gekommen sind.

Unter den letzteren gereichen namentlich die Bestrebungen auf dem Gebiete der Humanität dem Charakter unseres Volkes zur Ehre und sie liefern den Beweis, daß die Lehren unserer Religion nach dieser Richtung hin immer mehr Beherzigung finden.

Die Erkenntniß der Gewissenspflicht, unsern Nebenmenschen in ihrer Noth helfend zur Seite zu stehen und zwar nicht allein durch Spenden unseres Ueberflusses, sondern auch durch lebendige, persönliche Hingabe an den edlen Zweck, gewinnt glücklicher Weise in den Gemüthern immer mehr Boden und erzielt von Jahr zu Jahr immer schönere und bedeutendere Erfolge.

Auf keinem Felde sind jedoch diese Erfolge großartiger

als auf dem des Seerettungswesens. Wenn man vernimmt, daß durch dasselbe seit dessen erster, kaum ein halbes Jahrhundert alter Organisation über 50,000 Menschen dem gewissen Tode entrissen sind, — daß die ihnen vom Lande gewährte Hülfe meistens mit großer persönlicher Gefahr für die Retter verbunden war, und daß viele der letzteren ihr eigenes Leben zum Opfer brachten, so können solche Thatsachen nicht verfehlen, das Herz des Menschenfreundes höher schlagen zu lassen und ihn anzuspornen, die Ziele einer so segensreichen Institution nach Kräften zu fördern.

Der Antheil, welchen Deutschland bisher an den genannten Ergebnissen genommen, ist freilich verhältnißmäßig gering. Während sich z. B. in England die Zahl derjenigen, welche ihr Leben den Seerettungs-Anstalten verdanken, auf über 25,000 beläuft, beziffert sie sich bei uns nur ungefähr auf 1100.

Damit soll jedoch keineswegs ein Vorwurf gegen die deutschen Stationen erhoben werden. Ihr Personal hat nicht weniger seine Pflicht gethan, als jenes an den Küsten Englands und anderer Länder — die Berichte über die von ihm ausgeführten Rettungen liefern glänzend den Beweis, daß unsere deutschen Küstenbewohner an Menschenliebe und hochherziger Thatkraft mit allen übrigen Stationen würdig wetteifern — nein die Ursachen des Zurückstehens in diesem Punkte haben wir in anderen Verhältnissen zu suchen.

Zunächst ist die Schifffahrtsbewegung in den englischen Gewässern zehnfach so groß wie in den unsern, und sodann sind jene durch Klippen, Untiefen, Nebel und heftige Strömungen weit gefährlicher als die deutschen. Daher kommt es, daß dort sich die Durchschnittszahl der jährlichen Strandungen auf 4—500, an unseren Küsten jedoch glücklicher Weise nicht höher als auf 50—60 beläuft.

Endlich datirt das englische Seerettungswesen in wirksamer Form aus dem Jahre 1825, während das unsere fast vierzig Jahre jünger ist. Seine Anfänge fallen in das Jahr 1861 und seine systematische Thätigkeit beginnt erst vier Jahre später mit der Begründung der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, sämmtliche gefährliche Punkte der vaterländischen Küsten mit Apparaten auszustatten, sowie den Rettungsdienst einheitlich zu organisiren und zu leiten.

Für diese Verspätung trifft allerdings unser Volk eine Schuld und diese hat es zu sühnen — zu sühnen durch um so größeres werkthätiges Interesse, um dadurch das so lange Versäumte nachzuholen.

Erfreulicher Weise hat diese Mahnung schon vielfach Gehör gefunden; dank der allgemeiner werdenden Theilnahme ist es möglich gewesen, im Laufe der letzten 15 Jahre einige sechszig neue Stationen zu schaffen, mit deren Hülfe viele Hunderte von Menschen vor einem jähen Tode bewahrt wurden — aber noch hat das humane Werk keineswegs diejenige Stufe erreicht, auf der es stehen sollte, um seine Zwecke so vollkommen zu erfüllen, wie es sowohl Menschenpflicht als die nationale Würde unseres Vaterlandes gebieten.

Dazu bedarf es noch regerer Unterstützung, als bisher — dafür muß das Interesse an ihm in immer weiteren Schichten des Volkes verbreitet und lebendig erhalten — dazu muß es eine wahrhaft nationale, vom ganzen Volke getragene und gehegte Institution werden.

Daß sie es in diesem Sinne noch nicht geworden, hat aber hauptsächlich seinen Grund in der Unbekanntschaft der binnenländischen Bevölkerung mit der Sache selbst und mit maritimen Verhältnissen überhaupt. An lebhaftem Interesse

für das Seewesen und was damit zusammenhängt, fehlt es keineswegs; seit dem Jahre 1848 hat es sich oft und laut genug bekundet. Ueberall im Lande werden ihm die wärmsten Sympathieen entgegengetragen — aber eine nähere Kenntniß desselben besitzen trotzdem nur sehr Wenige.

Schon ein paar Meilen von der Küste entfernt, herrschen im Binnenlande vielfach irrige Anschauungen darüber; den Meisten erscheint das Seeleben beneidenswerth, von hochromantischem Lichte umflossen, und doch entspricht die Wirklichkeit diesem Bilde keineswegs.

Gewiß schwebt ein Hauch duftiger Poesie über dem Meere! Den Einwirkungen seiner erhabenen Majestät — möge sich dieselbe in gewaltigem Sturmesbrausen offenbaren, oder im lieblichen Frieden der Natur, wenn die Strahlen der Sonne sich in den tiefblauen Schooß der von keinem Windhauch getrübten Spiegelfläche des Oceans senken — diesen Einwirkungen vermag sich auch das Gemüth des ungebildetsten Matrosen nicht zu entziehen und er fühlt sich dann der Gottheit näher — aber trotzdem gibt es wohl keinen Beruf, der mehr von Gefahren aller Art bedroht wäre, der mit mehr Recht ein beständiger harter Kampf um das Dasein genannt werden könnte, als der des Seemanns.

Wenn ich Ihnen im Nachfolgenden einige dieser Gefahren skizzire, wie sie dem Seemanne täglich entgegentreten, so werden Sie daraus entnehmen, wie Recht ich habe, sein Loos kein beneidenswerthes zu nennen — vielleicht wird aber auch diese Schilderung dazu beitragen, in Ihrem Herzen den Entschluß reifen zu lassen, nach Kräften dazu zu helfen, daß dieses sein Loos, soweit dies von seinen Mitmenschen abhängt, sich freundlicher gestalte.

Auf seinem schwankenden Schiffe trennt den Seemann

nur eine schmale Planke von dem offenen Grabe, das neben ihm gähnt und Niemandem tritt das memento mori so beständig und in so vielfacher Gestalt entgegen wie ihm. Ein einziger Fehltritt in der Takelage und er liegt mit zerschmetterten Gliedern auf dem Verdeck oder ist von den dunklen Fluthen verschlungen, die wogend über seinem Haupte zusammenschlagen.

Mag sein Fahrzeug noch so stark und kräftig erbaut, mag es von den tüchtigsten Männern geführt und bemannt sein, mag es bei dem schönsten Wetter und linder Brise in scheinbar völliger Sicherheit sich auf den Wellen wiegen — wo ist die Gewißheit, daß nicht schon in der nächsten Stunde der stolze Bau mit allem Lebenden, das er trägt, der Vernichtung anheimfällt?

Ein plötzlicher Nebel senkt sich herab; des Himmels Blau verschwindet und mit ihm der Sonne Licht. Eine graue Wolkendecke hüllt das Schiff in einen undurchdringlichen Schleier und legt sich feucht und kalt auch auf die Seelen der Menschen. Vorsichtig werden Segel geborgen oder die Maschinen in langsameren Gang gesetzt, um die Fahrt zu hemmen; Nebelhorn und Glocke geben Warnungszeichen und Aller Augen suchen das umgebende Dunkel zu durchdringen, um rechtzeitig dem Gegensegler auszuweichen — da taucht plötzlich in unmittelbarer Nähe ein gespenstiges Wesen riesengroß aus dem Nebel auf.

„Ein Schiff, ein Schiff!“ rufen angstvoll Hunderte Stimmen zugleich und „Auf mit dem Ruder!“ ertönt im selben Augenblicke das Commando, um durch schnelle Wendung dem drohenden Unheile zu entgehen — doch wehe den Unglücklichen, es ist bereits zu spät!

Ein dumpfes Krachen erfolgt; es splittern Masten und Raaen, der Bug des fremden Seglers bricht in die Flanken

des verfehmten Schiffes eine gewaltige Oeffnung und brausend dringen die Wasser in sie ein.

Ein Schrei der Verzweiflung ringt sich zum Himmel empor — dann wird es still und die graue Wolkendecke webt sich zum Leichentuch von Hunderten, die der erbarmungslose Ocean aus dem blühenden Leben riß, um sie zu den vielen Tausenden zu betten, deren Gebeine zwischen Muscheln und Korallen auf seinem Grunde bleichen.

Lassen Sie mich Ihnen ein anderes Schiff vorführen. Es hat die Heimath verlassen, um im fernen Indien die Schätze des Handels und der Industrie auszutauschen und eine größere Zahl Passagiere ist auf ihm eingeschifft. Es trägt eine kostbare Ladung; schon Monate lang ist es unterwegs und hat Tausende Meilen zurückgelegt. Das Glück scheint sich an seine Fersen geheftet zu haben; ununterbrochen war es von Wind und Wellen begünstigt. Kein Sturm, kein Nebel hat es aufgehalten, mit außergewöhnlich schneller Fahrt ist es seinem Ziele zugeflogen und wird es voraussichtlich in wenigen Wochen erreicht haben.

Der Pyramidenbau seiner Segel ragt schlank und graziös in die Lüfte empor; der milde Hauch des Passatwindes schwellt sie in bauchiger Rundung und ihre schneeige Fläche hebt sich leuchtend gegen das tiefblaue Firmament ab. Der scharfe Kiel theilt wie ein Messer die durchsichtigen Fluthen, in tändelndem Spiel haschen sich die flüchtigen Wellen und perlender Silberschaum krönt ihre Häupter. Leise rauschen sie an Bug und Seiten des Schiffes hinauf und mit sanftem Schwanken zieht der Segler durch sie dahin.

Goldenes Sonnenlicht, Leben und Frohsinn überall — da droben im wolkenlosen Aether, hier unten auf der Azurfläche des wallenden Meeres und auch in den Herzen der

Menschen, die heiter mit einander plaudern und scherzen und sich vertrauend in der Hoffnung wiegen, nun bald den ersehnten Hafen zu erreichen.

Da unterbricht die friedliche Stille auf einmal ein Schreckensruf, furchtbar genug schon am Lande, weit furchtbarer noch auf See!

„Feuer!" gellt es in die Ohren der nichtsahnenden Besatzung und eine dichte Rauchsäule quillt Unheil verkündend aus der hintern Luke hervor. Sie wirbelt schwarze Wolken in die Luft und verdeckt die strahlende Sonne, die nur noch hier und dort wie ein blutigrother Ball durch sie leuchtet.

Einen Augenblick hält der Schreck Alle gebannt — dann bringt das von Erregung freie und klare Commando des Kapitäns wieder Alles in das Gleichgewicht und ein Jeder eilt blitzschnell auf den ihm angewiesenen Posten, um den grausamsten aller Feinde zu bekämpfen und um das eigene Leben mit ihm zu ringen.

Die Segel werden fortgenommen, um das Schiff am Winde liegend zum Stillstande zu bringen und das Feuer vom Vordertheile des Schiffes abzuhalten. Mannschaften und Passagiere besetzen die Spritzen und bilden Ketten mit Eimern und andern Gefäßen. Bald ergießen sich strömende Wassermassen von allen Seiten auf den Heerd des Feuers und was Menschen vermögen, das geschieht.

Sie arbeiten mit verdoppelter Kraft, doch schon nach wenigen Minuten drängt sich ihnen die vernichtende Ueberzeugung auf, daß Alles vergebens ist. Das Feuer ist in der Spirituskammer ausgebrochen. Dumpf tönen die Explosionen der Fässer herauf. Ihr Inhalt gibt dem verderblichen Elemente immer neue Nahrung und mit rasender Geschwindigkeit strömt die flüssige Gluth durch das ganze Schiff.

Sie entzündet überall die leicht brennbare Ladung und nur zu bald dringen Rauchwolken auch aus den übrigen Luken, gefolgt von lohenden Flammen. Wie feurige Schlangen züngeln sie am Takelwerk empor, höher und höher bis zu den Spitzen der Masten; ihr sengender Athem verzehrt Taue, Segel und Holz und das ganze Schiff ist damit unrettbar dem Verderben geweiht.

Der Kapitän sieht, daß Alles verloren ist. „In die Boote!" befiehlt er; sie bilden das letzte Heil und keine Zeit ist mehr zu verlieren, denn eines von ihnen ist bereits vom Feuer ergriffen und nur noch drei sind unversehrt.

Es gelingt sie zu Wasser zu lassen. Frauen und Kinder werden zuerst hinein gebracht; mit ruhiger Energie leitet der Kapitän das Ganze, er bewahrt Ordnung und Disciplin bis zum letzten Augenblicke und verläßt selbst als Letzter das Schiff. Doch bevor noch sein Boot aus dem Bereiche des Schiffes kommt, da stürzt eine schwere brennende Raa aus der Höhe auf ersteres herab. Die beiden andern Fahrzeuge eilen sofort zu Hülfe — aber nur Trümmer schwimmen auf der Fläche. Die Menschen, mit ihnen der Kapitän und sämmtliche Frauen und Kinder sind zerschmettert in die unergründliche Tiefe gesunken.

Das Schiff brennt bis zur Wasserlinie nieder — dann fluthen die Wogen brausend und zischend herbei; sie verlöschen die Flammen und wölben ein dunkles Grab über dem verkohlten Rumpfe. Die Sonne strahlt wieder goldig herab vom blauen Himmel, eine weiße Dampfwolke zerfließt in der Luft und mit ihr verschwindet die letzte Spur des traurigen Opfers.

Die letzte? Leider nein; die Tragödie hat noch ein grauenerregendes Nachspiel.

Mit starrem Blick sehen die Ueberlebenden das Schiff versinken, dann denken sie an sich selbst — aber welchem Geschicke gehen sie entgegen? Mit achtzig Menschen in zwei gebrechlichen Booten zusammengedrängt, die bei bewegter See ihre Last mit Sicherheit nicht zu tragen vermögen, Hunderte Meilen vom nächsten Lande entfernt, ohne einen Bissen Brod, ohne einen Tropfen Wasser! Oh wären die Unglücklichen doch mit hinabgesunken und begraben in den Wellen, wie viel günstiger hätte sich ihr Loos gestaltet!

Stumme Verzweiflung bemächtigt sich der Verlassenen, doch die Liebe zum Leben überwiegt und sie ist so stark, daß sie den Versuch machen, das nächste Land zu erreichen. Mit Gewalt weisen sie den Gedanken von sich ab, daß dieser Versuch scheitern muß, scheitern an der Entfernung, scheitern an der schwindenden Kraft. Sie greifen zu den Rudern, — Segel sind nicht im Boot, es fehlte die Zeit um sie mitzunehmen — sie arbeiten in Ablösungen, doch schon nach wenigen Stunden sind die Muskeln erschlafft.

„Wasser, Wasser!“ seufzen sie; die lechzende Zunge klebt am Gaumen und die brennende Sonne verdorrt das Mark in den Gebeinen.

Ein Tag ist verronnen. Langsam und bleischwer schleicht die Zeit dahin. Es wird zum zweiten Male Abend, aber er bringt keine Hülfe. Das Rudern ist längst aufgegeben; es mangelt die Kraft und die Boote schwanken sich selbst überlassen steuerlos auf der öden weglosen Meeresfläche. Ein Windstoß kommt daher gebraust und trennt in der Nacht die beiden Fahrzeuge. Von dem einen, mit 42 Seelen an Bord hat man nie wieder etwas vernommen; vielleicht hat eine Woge Erbarmen geübt und ihm bald in ihrem Schooße ein Grab bereitet.

Das zweite schwimmt einsam weiter auf den rauschenden Wellen. Wieder und wieder taucht die Sonne aus dem Meere empor, um glühend heiß herniederzubrennen und nach vollendetem Kreislauf sich wieder hinabzusenken in die blaue Fluth.

„Wasser, Wasser!“ röcheln die Sterbenden und der Tod hält furchtbare Ernte.

„Wasser, Wasser!“ tönt es heiser aus dem Munde der Wahnsinnigen und sie stürzen sich in das Meer, um ihren Durst zu löschen — für ewig!

Der sechste Tag bricht an. Von neununddreißig sind noch acht übrig geblieben. Ein matter Hoffnungsschimmer leuchtet eine Zeit lang in dem glanzlosen Auge der Schiffbrüchigen auf. Im Dämmerlicht des Tagesgrauens kommt ein Schiff in Sicht; nur wenige Hundert Schritte entfernt zieht es an ihnen vorüber, doch es ist noch zu dunkel. Das Boot wird von dem Fremden nicht gesehen, ungehört verhallen die schwachen Rufe der unglücklichen Insassen im Brausen des Windes und der Wellen und wiederum sind sie allein auf dem weiten Meere.

Der siebente Tag ist gekommen. Abermals hat der Wahnsinn drei der kleinen Schaar erfaßt — sie haben Seewasser getrunken. Die übrigen fünf fristen ihr Leben durch die Todten, sie trinken ihr Blut, sie essen ihr Fleisch.

Am achten Tage hat endlich Gott Erbarmen; ein Schiff bringt Rettung und nimmt die Ueberlebenden auf. Sie werden mit aller Sorgfalt und Pflege umgeben, doch nur drei genesen, die beiden andern erliegen den ausgestandenen übermenschlichen Leiden.

Was ich Ihnen hier vorgeführt habe ist nicht etwa ein Gebilde der Phantasie, sondern nur eine der vielen traurigen Thatsachen, aus denen sich die Leidensgeschichte der Schifffahrt

zusammensetzt, und das Erzählte steht noch hinter der Wirklichkeit zurück.

Ein Tagebuch schildert diesen furchtbaren Fall. Es wurde von dem zweiten Steuermann des englischen Schiffes Cospatrick geführt, das am 19. November 1874 im indischen Ocean verbrannte. Der Steuermann war einer der drei Geretteten und hatte die Notizen während der grauenvollen Bootfahrt niedergeschrieben. Sie enthalten nur wenige einfache Worte, aber wie unendlich vieles, wie unendlich schreckliches berichten sie trotzdem. Gestatten Sie, daß ich ihren erschütternden Inhalt hier wörtlich mittheile.

Donnerstag den 19. November. Feuer im Schiff, flüchteten in die Boote und blieben beim brennenden Schiffe bis es sank.

Freitag. Schönes Wetter, nichts in Sicht. Die Leute verlangen nach Wasser. Abends 9 Uhr verloren in einer Bö das andere Boot aus den Augen.

Sonnabend. Schlimmes Wetter, hohe See.

Sonntag. Schwere See, drei Mann starben.

Montag. Sturm, schwere See; fünf Todte. Zerschnitten zwei derselben wegen des Blutes und der Leber.

Dienstag. Sturm, vier Mann todt.

Mittwoch. Leichte Brise, furchtbare Hitze. Viel Todte; wir sind noch acht, davon drei wahnsinnig.

Damit schließt das Tagebuch. Am 26. war der Steuermann zu elend, um zu schreiben, am 27. erschien das rettende Schiff „the British Sceptre".

Ein andrer Feind des Seemanns, wenn auch freilich nicht immer so mitleidslos und grausam wie das Feuer, ist der Sturm. Wenn das Schiff gut und fest gebaut ist und sich in freiem Wasser befindet ohne die Küste oder Untiefen in der Nähe, so ist nicht so viel von ihm zu fürchten. Wohl

bedarf es für den Seemann immer starken Muthes, fachmännischer Tüchtigkeit und ausdauernder schwerer Arbeit, um den Sturm zu besiegen, doch gelingt dies in den meisten Fällen, wenn der Sieger auch mehr oder minder stark verletzt aus dem Kampfe hervorgeht und einzelne Menschenleben ihm zum Opfer fallen.

Man sollte es oft kaum für möglich halten, daß ein Schiff den entfesselten Gewalten der Elemente widerstehen könnte und doch ist es die Regel, wenigstens bei den gewöhnlichen Stürmen, wie man sie allgemein kennt.

Allerdings gibt es auch Stürme, von deren Macht und Wuth sich Niemand, auch nicht der erfahrene Seemann eine Vorstellung machen kann, wenn er sie nicht selbst erlebt hat, und deren Beschreibung bisweilen ungläubigem Lächeln begegnet. Wie unwahrscheinlich klingt es z. B., daß ein solcher Sturm aus einer Land-Batterie mehrere 24-Pfünder-Kanonen aufnimmt und sie Hunderte von Schritten weit durch die Lüfte mit sich führt, oder daß er aus den größten und stärksten Kriegsschiffen die durch mehr als zwanzig armdicke Drahttaue gestützten Masten geradezu herausweht und sie abknickt wie ein schwaches Rohr! Und doch hat man es hier nur mit Thatsachen zu thun, die sich in ähnlicher Art mehrfach wiederholt haben.

Glücklicher Weise beschränken sich solche außergewöhnliche Phänomene auf eine verhältnißmäßig kleine Zone des Erdkreises, auf West-Indien, die Ostasiatischen Gewässer und einen Theil des Indischen und Stillen Oceans, wo man sie als Orkane und Teifune bezeichnet, während sie in unsren Gewässern nicht vorkommen.

Was ihnen einen besonders gefährlichen Charakter für die Schifffahrt verleiht, ist nicht sowohl ihre direkte Gewalt, als

ihre drehende Bewegung, in Folge deren man sie auch Wirbelstürme oder Cyclone nennt.

Um ein Centrum, von dessen Beschaffenheit der Laie das verständliche Bild durch den Anblick einer der häufig auf dem Lande vorkommenden Windhosen erhält, und innerhalb dessen ein außerordentlich niedriger Luftdruck herrscht, kreisen die Winde, indem sie zum Ausgleich von allen Seiten darauf hinströmen und an Intensität zunehmen, je mehr sie sich dem Centrum nähern, während in demselben, das mehrere Meilen Durchmesser haben und ebenso hoch sein kann, verhältnißmäßige Windstille ist.

In Folge dieser abnormen Zustände wird in der Nähe des Centrums eine furchtbare See ohne alle Regelmäßigkeit aufgewühlt. Sie thürmt sich zu colossalen Bergen mit steilen Wänden und gerade diese werden in Verbindung mit ihrer Regellosigkeit den Schiffen verderblich. Bei gewöhnlichen Stürmen laufen die Wellen alle in derselben Richtung und wenn sie auch noch so hoch sind, so kann man sie in den meisten Fällen doch für das Schiff unschädlich machen. Man legt letzteres unter kleinen Sturmsegeln an den Wind, wodurch die Wellen etwas schräg von vorn gegen das Schiff drängen. Dieses wird dann vom Winde langsam seitwärts abgetrieben, glättet mit seinem Rumpfe das Wasser an seiner Windseite, und an dieser glatten Fläche zertheilen sich die anstürmenden Wellen, ehe sie das Schiff bedrohen können. Denselben Zweck suchten schon die alten Phönicier und Griechen dadurch zu erreichen, daß sie Oel an der Windseite in das Meer gossen, das sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit auf dem Wasser ausbreitet und dadurch ebenfalls eine glatte Fläche schafft.

Kommen dagegen solche Brecher, wie die Seeleute sie nennen, bald aus dieser, bald aus jener Richtung, so vermag

sich das Schiff nicht dagegen zu schützen und kann durch eine solcher Sturzseen erdrückt werden, ein Schicksal, von dem 1860 unser unglücklicher Kriegsschoner „Frauenlob“ und an demselben Tage in demselben Cyclon die englische Kriegsbrigg „Camilla“ ereilt wurde, die beide in den japanesischen Gewässern mit Mann und Maus zu Grunde gingen.

Bis vor 25 Jahren kannte man die Natur dieser Wirbelstürme noch nicht und sie forderten deshalb sehr viele Opfer. Jetzt hat man dank unserem großen Physiker Dove und Anderen die Gesetze ergründet, denen sie unterworfen sind, und sie haben dadurch, wenigstens für die Seeleute civilisirter Nationen, die diese Gesetze studiren, viel von ihrer Gefährlichkeit verloren. Für die in vieltausendjähriger Tradition erstarrten und jeder Neuerung unzugänglichen Chinesen werden sie jedoch auch jetzt noch oft verhängnißvoll. In den letzten Jahren ist es vorgekommen, daß in einem Teifune 800 chinesische Dschunken verloren gingen und damit nahe an 10000 Menschen ihr Leben einbüßten.

Das Centrum eines Cyclons dreht sich nördlich vom Aequator unmittelbar von rechts nach links d. h. gegen den Zeiger einer Uhr, und südlich mit demselben, also von links nach rechts, und die herbeiströmenden Winde wehen tangential auf den wirbelnden Mittelpunkt, der sich seinerseits mit größerer oder geringerer Geschwindigkeit fortschreitend bewegt.

Aus dieser Gesetzmäßigkeit kann der Seemann zunächst durch die Windrichtung feststellen, in welcher Gegend er das Centrum zu suchen hat und sodann in Verbindung mit Beobachtung des Barometers wissen, ob jenes sich ihm nähert oder sich entfernt, je nachdem das Queckfilber fällt oder steigt und sich die Richtung des Windes hierhin oder dorthin ändert.

Diese Daten setzen ihn dann meistens in den Stand,

durch Aenderung des Kurses dem Cyclon auszuweichen oder wenigstens die unheilbringende Nähe des Centrums zu vermeiden. Immer gelingt dies freilich auch nicht; oft treten die Nähe von Land oder andere Umstände hindernd dazwischen, und wenn der Mittelpunkt eines schweren Cyclons auch nur in der Entfernung von 8—10 Meilen an einem Schiffe vorüberzieht, so kann es Gott danken, wenn es nur mit dem Verlust der Masten davonkommt.

Der Seemann erlebt Hunderte von Stürmen. Wenn er ein gutes Schiff unter den Füßen und freien Seeraum hat, so fechten sie ihn wenig an, obwohl sie ihm andrerseits kein besonderes Vergnügen gewähren, aber an einem Wirbelsturme der obigen Art hat er für sein ganzes Leben genug, und der Gedanke, noch einen zweiten durchzumachen, erfüllt ihn mit Schaudern. Der Aufruhr in der Natur ist ein so gewaltiger, daß er den Muthigsten erzittern läßt.

Der Himmel bezieht sich mit bleifarbigem Grau. Anfänglich schimmert noch bleich und strahlenlos die Sonnenscheibe hindurch; doch bald verschwindet sie und die Wolkendecke wird dichter. Am Horizont in der Richtung des Centrums ballen sich schwere Wolken. Wie starre Gebirgsmassen lagern sie dort und ihre rostbraun gefärbten Kuppen grenzen sich scharf gegen den übrigen Himmel ab. Langsam und drohend ziehen sie herauf und an ihren Rändern flammt hin und wieder der matte Schein eines Wetterleuchtens auf. Die Luft ist schwül und lastet mit unheimlichem Drucke auf den Menschen, Schaaren von Insekten schwirren unstät umher, Wasser- und Landvögel umkreisen mit ängstlichem Geschrei die Bemastung, als suchten sie Schutz vor einer Gefahr, und die Fische springen hoch aus dem Wasser. Die See wird unregelmäßig und beginnt wirr durcheinander zu laufen; mit hohlem Rauschen

bricht sie zusammen und der Barometer fällt schnell. Noch ist der Sturm nicht da, aber er wirft bereits seine finsteren Schatten voraus. Die Warnung bleibt nicht unbeachtet und an Bord trifft man sorgsam die nöthigen Vorbereitungen. Alle Gegenstände werden doppelt befestigt, die Lukenniedergänge bis auf einen schmalen geschlossen, um den überbrechenden Sturzseen den Eingang zu wehren. Zur Erleichterung der Takelage werden die oberen Stengen und Raaen an Deck genommen und die Leute arbeiten mit Umsicht und Eifer — sie wissen, daß eine geringe Versäumniß verhängnißvolle Folgen nach sich ziehen kann und wenn erst der Orkan über sie hereingebrochen, dann ist es zu spät. Gleich bei den ersten Vorboten ist die Lage des Centrums ermittelt, doch seit Stunden hat sich bei stets fallendem Barometer die Richtung des Windes nicht verändert. Das ist ein schlimmes Zeichen, der Cyclon lenkt seine verheerenden Schritte gerade auf das Schiff zu und es gilt jetzt ihm zu entfliehen. Der einzig sichere Weg führt im rechten Winkel von seiner Bahn ab, der Wind dafür ist auch günstig, doch gerade dort lauern tückische Klippen auf ihre Beute und sie haben noch weniger Erbarmen, als der Sturm. Nur schräg seitwärts von ihnen kann man vorbeisteuern und dieser Kurs führt nahe am Centrum vorbei. Immerhin muß es gewagt werden; mit fliegender Fahrt und unter so viel Segeln, wie es zu tragen vermag, gleitet das Schiff dahin durch die brausende Fluth, doch der Sturm ist schneller. Die starre Mauer am Horizont steigt höher zum Zenith empor; einzelne ihrer Theile lösen sich und jagen wild und zerrissen über den Himmel. Das Wetterleuchten wird heftiger und grelle Blitze zucken hernieder.

Wind und See wachsen zusehends, ein Segel nach dem andern muß geborgen werden; ein zischendes Geräusch fährt

über das Wasser und in der Ferne grollt es dumpf wie Donner — der kommende Orkan kündet seine Nähe. Er schnellt die Wogen zu drohender Höhe; gleich einer Schaar gigantischer Rosse sausen sie über die Tiefe, ihre weißen Mähnen flattern im Sturm und peitschen als blendender Gischt himmelan. Wie ein gehetztes Wild flieht das Schiff vor ihnen; seine Masten und Raaen biegen sich wie schwanke Gerten, es erzittert der ganze Bau und droht jeden Augenblick sich aus seinen Fugen zu lösen.

Immer stärker wird der Wind, immer lauter tobt das Meer, im Titanenkampf ringen die ohne Schranken entfesselten Elemente mit einander; das Wasser brodelt in kochendem Schaum, aus den geöffneten Schleusen des Himmels stürzt wolkenbruchartig der Regen hernieder, in den Lüften flammen unaufhörlich die Blitze, und mit dem Tosen des Orkans und der See mischt sich das Brüllen des Donners — ein grausiges Chaos und inmitten desselben das gebrechliche Fahrzeug.

Vorwärts, vorwärts in wilder Jagd — es geht auf Leben und Tod — Gott erbarme sich seiner!

Da erkracht es in den Lüften wie ein Kanonenschuß; das einzige Segel, welches noch geführt werden konnte, hat der Gewalt des Windes nicht länger widerstehen können und ist zerrissen. Einige Augenblicke peitschen seine Streifen an der Raa, dann fliegen sie zu Atomen zerfetzt hinaus in die Lüfte.

Ein anderes Segel zu setzen ist undenkbar; die Macht der Menschen hat überhaupt aufgehört, sie können sich nur noch demüthig in das fügen, was Gott über sie verhängt.

Immer noch stürmt das Schiff dahin, Masten und Takelwerk wirken als Segel, aber sie können ersterem nicht mehr

so viel Fahrt geben, um schneller als die Wellen zu sein, die immer drohender von allen Seiten auflaufen. Bereits haben einige das Fahrzeug erreicht; sie haben die Verschanzung und die Boote zertrümmert — da rollt wieder eine heran, diesmal jedoch so wild und gewaltig, daß der Besatzung das Blut in den Adern erstarrt.

Näher und näher wälzt sie sich und schwillt zu immer größerer Höhe. Wie ein unheimliches Gespenst der Tiefe streckt sie ihre Riesenarme aus, um ihr Opfer zu verschlingen, mit donnerndem Tosen stürzt sie sich auf dasselbe und begräbt es in ihrem Schooße!

Kurze Zeit noch ragen die Mastspitzen aus dem Schaummeere des überbrechenden Wellenkammes — dann sind auch sie verschwunden und Alles ist vorbei.

Monate vergehen, Jahre schwinden dahin — sie bringen keine Kunde von dem verlorenen Schiffe. Seine Grabschrift ist ein einziges trauriges Wort: „Verschollen!" Verschollen wie so viele Hunderte vor ihm und nach ihm.

Solche trübe Wechselfälle des Seelebens, wie ich sie soeben zu schildern versucht habe und bei denen eine Hülfe von außen fast nie möglich ist, sind Gott sei Dank jedoch selten im Verhältniß zu denjenigen Unfällen, bei denen in größerem oder geringerem Maße solche Hülfe gewährt werden kann, d. h. bei Strandungen.

Wie ich schon erwähnte, sind stark gebaute Schiffe mit guter Führung und freiem Seeraum den meisten Stürmen gewachsen und die größten oder vielmehr häufigsten Gefahren drohen ihnen nicht im offenen Meere, sondern in der Nähe von Land. Zwingt sie die Gewalt des Sturmes und der See in solcher Lage zum Beidrehen, d. h. können sie nicht mehr Kurs segeln, sondern nur unter kleinen Sturmsegeln seitwärts treiben, so

werden sie leicht auf den Strand geworfen und gehen in den meisten Fällen zu Grunde.

Hierbei bietet sich aber sehr oft Gelegenheit, durch ein gut organisirtes Rettungswesen den Schiffbrüchigen vom Lande aus auf verschiedene Weise wirksame Hülfe zu leisten und sie dem drohenden Tode zu entreißen. In wie großartigem Maße sich dies thun läßt und geschehen ist, davon legen die von mir angeführten Zahlen Zeugniß ab.

In früheren Zeiten sah man Tausende von Schiffen scheitern und ihre Besatzung elend in den Wellen umkommen, ohne darin etwas Anderes als ein zwar trauriges aber nothwendiges Uebel der Schifffahrt zu erblicken und ein ohnmächtiges Bedauern war Alles, was man dafür übrig hatte.

Erst den humanen Anschauungen der Neuzeit war es vorbehalten, darin einen Wandel zum Bessern zu schaffen, und zwar ging dazu von England der erste Impuls aus. Einige besonders furchtbare Schiffbrüche, die wenige Hundert Schritte weit von der Küste stattfanden und bei denen vor den Augen Tausender von entsetzten Zuschauern die Besatzungen einer nach dem andern von den Wellen fortgerissen und als Leichen an das Land gespült wurden, gaben Ausgang vorigen Jahrhunderts Anlaß zur Einrichtung der ersten Küsten-Rettungsanstalten.

Die Resultate blieben jedoch hinter den Erwartungen zurück, woran hauptsächlich die Mangelhaftigkeit der Apparate Schuld trug, und die Folge war, daß das allerdings bis dahin nur sporadisch erwachte Interesse für das Seerettungswesen sich wesentlich wieder abschwächte.

Im Jahre 1824 erhielt es zwar durch den Appell begeisterter Menschenfreunde an das englische Volk einen neuen Aufschwung, allein auch dieser war nicht nachhaltig und erst

seit 1850 hat es sich auf den bewunderungswerthen Standpunkt erhoben, den es heute einnimmt und der es zum Vorbilde für alle übrigen Nationen gemacht hat.

Diesen Höhepunkt dankt es hauptsächlich zwei Faktoren; einmal der allgemeinen Theilnahme, deren es sich im ganzen Volke erfreut und sodann der Vervollkommnung der Rettungsboote, deren Leistungsfähigkeit jetzt wenig mehr zu wünschen übrig läßt.

Der erste Punkt ist die unbedingt nothwendige Grundlage für das erfolgreiche Gedeihen und die segensreiche Wirksamkeit eines solchen Instituts. Dieses muß vom ganzen Volke getragen werden, wenn es seine Aufgabe erfüllen soll.

Sowohl in England wie bei uns in Preußen ressortirten die Rettungsstationen eine Zeit lang von der Regierung, aber die Leistungen waren keine nennenswerthen, wie dies auch ganz erklärlich ist. Wo es sich darum handelt, die Rettung von Menschen fast immer nur mit der größten eigenen Lebensgefahr zu bewerkstelligen, liegt es in der menschlichen Natur, äußerliche, vom Staate auferlegte Pflichten in den geringst zulässigen Grenzen zu erfüllen. Soll dies im vollsten Maße geschehen, so müssen innere Motive mitwirken, Menschenliebe, Selbstverläugnung und Aufopferungsfähigkeit. Diese Eigenschaften lassen sich nicht mit Geld erkaufen, sondern in den Rettern nur durch das Bewußtsein erwecken und lebendig erhalten, daß das ganze Volk sich für das Rettungswerk interessirt, daß es sich thätig an ihm betheiligt, die Mittel zur vollkommensten Einrichtung und Unterhaltung der Stationen beschafft, daß es die heroischen Thaten der Rettungsmannschaften in seinem Herzen aufzeichnet und ihnen darin ein unvergängliches Denkmal setzt.

Diese Erkenntniß hat jetzt in allen Küstenländern das

Seerettungswesen in die Hände von Privaten gelegt und erst seitdem datiren seine großartigen Erfolge, zu denen dann in zweiter Reihe auch die Vervollkommnung der Apparate namentlich der Rettungsboote beigetragen hat.

Wer je gesehen, wie ein Sturm die mächtigen Wogen gegen die Küste peitscht, wie die Brandung mit vernichtender Gewalt um die Klippen tobt oder donnernd auf den Strand rollt, der wird es begreifen können, daß Muth, seemännische Geschicklichkeit und selbstlose Hingabe an den edlen Zweck allein nicht ausreichen, um in einem gewöhnlichen Boote sich den Weg durch Sturm und See zu bahnen, sondern daß dieses Boot auf besondere Weise construirt und mit Eigenschaften ausgestattet sein muß, die es in den Stand setzen, der Wuth der aufgeregten Elemente zu widerstehen.

Es gilt nicht nur durch die wüthende Brandung von der Küste abzukommen, sondern oft auch noch das Boot stundenweit gegen den heulenden Orkan und die brausenden Wellen nur mit der Hände Macht zu rudern, ehe es gelingt, einem bedrängten Schiffe Hülfe zu leisten und dessen Mannschaften dem nassen Grabe zu entreißen. Bange furchtbare Stunden haben diese schon durchlebt. Mitten in der Winternacht sind sie gescheitert; die See bricht über das Fahrzeug wie über eine Klippe, und die Unglücklichen haben Zuflucht in der Bemastung suchen müssen. Der eisige Wind hat ihre Glieder erstarrt; bereits haben Einzelne von ihnen den letzten Halt verloren und sind hinabgestürzt in den gähnenden Abgrund zu ihren Füßen, da wird es Tag und in der größten Todesnoth naht Hülfe.

Das Rettungsboot kommt, aber mit welcher Mühe und Fährlichkeit hat es seinen schweren Weg zu erkämpfen, wie wird es von den gewaltigen Wasserbergen hin- und herge-

schleudert, wie bricht der dampfende Gischt darüber hin und füllt es bis zum Rande, ohne daß seine todesmuthige Besatzung zurückschreckt und in ihren Anstrengungen erschlafft, bis sie ihr hehres Ziel erreicht hat. Wahrlich, es giebt keine kühnere, keine schönere That, als das Werk eines solchen Rettungsbootes und sie verdient das Lob, die Bewunderung und die Theilnahme des Volkes in höchstem Grade, aber wie bereits bemerkt, würde sie ohne die besonderen Eigenschaften des Bootes selbst nicht ausgeführt werden können.

Seit 1790, als in England das erste solcher Boote durch einen gewissen Lukin construirt wurde, ist die Technik bemüht gewesen, sie zu vervollkommnen, aber erst 1850 ist es gelungen, ein geeignetes Modell zu erfinden, und deshalb datiren, wie ich schon erwähnte, die wirklich großartigen Erfolge des Rettungswesens auch erst seit dieser Zeit. Man wird begreifen, daß seitens der Besatzung volles Vertrauen zur Sicherheit und Leistungsfähigkeit des Bootes vorhanden sein muß, wenn sie sich seiner unter so schwierigen Verhältnissen bedienen soll, aber bis zur Erfindung des sogenannten Peake-Bootes, wie es nach seinem Constructeur heißt, fehlte dies Vertrauen. Gar oft schlugen die Boote um, die Besatzung ertrank, die Küstenbevölkerung scheute sich, solche Boote zu benutzen, und so kam es, daß das Rettungswesen trotz der eifrigsten Bemühungen hochherziger Menschenfreunde so lange Zeit keinen dauernden Aufschwung nehmen konnte.

Als im Jahre 1850 der Herzog von Northumberland sich an die Spitze des englischen Vereins zur Rettung Schiffbrüchiger stellte und zu einer Reorganisation desselben schritt, da hielt er es für die größte und dringendste Aufgabe, ein Boot zu schaffen, das im Stande sei, sich das Vertrauen der Rettungsmannschaften wieder zu erwerben und setzte aus

eigenen Mitteln eine hohe Prämie auf die Construction eines solchen, das den Anforderungen an ein in schwerer Brandung brauchbares und relativ sicheres Fahrzeug möglichst vollkommen genüge. Nahe an dreihundert Modelle wurden infolge dessen eingereicht und nach sorgfältigster Prüfung das des Bootsbauers Peake als das zweckentsprechendste ausgewählt. Dasselbe hat sich vollständig bewährt und ist mit im Laufe der Zeit gemachten Verbesserungen nicht nur für England, sondern für alle Länder, deren Küstenverhältnisse seine Anwendung gestatten, Normalboot für Rettung Schiffbrüchiger geblieben.

Die Eigenschaften, welche ein Rettungsboot, das auf diesen Namen Anspruch macht, besitzen muß und welche das von Peake aufweist, sind die folgenden:

1. Seitliche Stabilität, um möglichst gegen Umschlagen gesichert zu sein.

2. Fähigkeit, auch gegen die schwerste See und gegen Sturm durch die Kraft der Ruder vorwärts getrieben zu werden.

3. Unversinkbarkeit.

4. Fähigkeit, sich sofort von Wasser zu entleeren, wenn eine See hineinschlägt.

5. Fähigkeit, sich von selbst wieder aufzurichten, wenn es durch die Gewalt der See doch einmal umschlagen sollte.

6. Geeignete Stärke und hinreichender Raum, um eine nicht zu kleine Zahl von Geretteten aufzunehmen.

7. Endlich darf es kein zu großes Gewicht haben, um weitere Strecken längs der Küste transportirt zu werden.

Man sieht, wie groß die gestellten Ansprüche sind und welche schwierige Aufgabe mit ihrer Erfüllung der Technik zufiel. Sie hat sie jedoch glänzend gelöst und jene Eigenschaften auf folgende Weise erreicht.

Die seitliche Stabilität ist das Ergebniß verschiedener Faktoren und zunächst eines richtigen Verhältnisses der Breite zur Länge. Dies hat die Erfahrung festgestellt und zwar auf eins zu vier. Das Normalboot hat deshalb eine Länge von 30 bei einer Breite von $7^1/_2$ Fuß. Sodann ist möglichst niedrige Lage des Schwerpunktes erforderlich. Sie wird dadurch bewerkstelligt, daß man das Boot mit einem 6—7 Centner schweren eisernen Kiel versieht. Er macht den Ballast entbehrlich, der sonst nöthig wäre und Raum stehlen würde und verlegt gleichzeitig den Schwerpunkt noch tiefer als der Ballast es vermöchte, der immer im Boote liegen müßte. Sodann wird die Stabilität durch einen um das ganze Boot laufenden Korkwulst, sowie durch innen an den Seiten angebrachte Luftkasten erhöht. Die Fähigkeit, gegen Sturm und See vorwärts zu kommen, erhält das Boot durch einen scharfen Bug und feinen Belauf der Planken, so daß das Wasser möglichst wenig Reibung an ihnen findet, durch nicht zu hohe Lage über Wasser, um dem Winde nur geringen Widerstand zu bieten und durch ein gewisses Gewicht, um ein bestimmtes Trägheitsmoment zu haben und durch die entgegenstürmenden Wellen nicht zu leicht zurückgeworfen zu werden. Die Unversinkbarkeit wird durch die bereits erwähnten seitlichen sowie noch durch andere Luftkasten erreicht, die vorn und hinten die Spitzen des Bootes auffüllen. Sie sind aus Metall gefertigt, mit Holz zur Schonung bekleidet und in ihrer Größe so berechnet, daß ihr Auftrieb das Gewicht des Bootes bedeutend übersteigt.

Die Fähigkeit, sich von hineingeschlagenem Wasser selbst zu befreien, beruht auf dem angeführten Auftriebe der Luftkasten und dem doppelten Boden des Bootes. Der obere Boden liegt mehrere Zolle über der Wasserfläche. Von ihm aus führen

sechs offene Röhren nach unten und münden an der untern Bodenfläche im Wasser. Sobald nun eine Welle in das Boot schlägt, tritt der große Auftrieb in Thätigkeit. Er sucht das durch das Wassergewicht niedergedrückte Boot wieder zu heben und die natürliche Folge ist, daß das Wasser durch die Röhren ablaufen muß.

Die wichtige Eigenschaft endlich, sich bei etwaigem Umschlagen von selbst wieder auf ebenen Kiel zu legen, wird durch ein Zusammenwirken der Luftkasten, des eisernen Kiels und der Form des Bootes erreicht. Die obere Fläche des letztern ist concav geformt; schlägt es dann um, so ruht es auf den Luftkasten seiner beiden Enden, liegt aber in der Mitte hohl und sein Schwerpunkt, der eiserne Kiel, ist nach oben in die Luft verlegt. Die nächste Wellenbewegung muß es deshalb aus dieser unnatürlichen, den physikalischen Gesetzen widersprechenden Lage befreien. Es muß auf seinen Kiel zurückfallen und entleert sich sodann auf die vorher beschriebene Weise.

Ein solches Umschlagen passirt zwar verhältnißmäßig selten, aber es ist doch vorgekommen, daß ein Rettungsboot auf demselben Wege zu einem Wrack in der ganz besonders gewaltsamen Brandung zwei Mal kenterte. Beide Male kletterten die mit Korkjacken ausgestatteten Mannschaften wieder hinein, ruderten unbeirrt weiter und brachten die Schiffbrüchigen glücklich an Land, obwohl einige von den Rettern schwer beschädigt wurden. Das sind Heldenthaten, deren Ruhm nicht laut genug verkündet werden kann und die eine Bürgerkrone verdienen.

Die Wiederaufrichtung des umgeschlagenen Fahrzeugs erfolgt schon nach wenigen Secunden, die Selbstentleerung beansprucht kaum eine Minute.

Die beiden letzten Bedingungen über Gewicht und Größe bedürfen keiner näheren Erklärung, und beschränke ich mich deshalb nur noch auf einige einschlägige Angaben. Ein Peakesches Boot von 30 Fuß Länge und $7^1/_2$ Fuß Breite ist von 12 Mann besetzt und kann außerdem ohne Ueberlastung 30 Passagiere aufnehmen. Sein Gewicht beträgt 45 Centner. Im Verhältniß zu seiner Größe und seinen Leistungen ist das wenig, aber immer noch zu viel für Küstenstrecken, die keinen festen Boden haben, weil dann die Räder des Transportwagens zu tief einschneiden. Leider ist dies aber bei dem größten Theile unserer deutschen Küsten der Fall. Sie werden vielfach von Dünen gebildet und deshalb müssen wir auf den meisten Stationen auf die Verwendung von Peakebooten verzichten, da es ganz unmöglich ist, ein solches Gewicht durch den losen Dünensand zu bringen, selbst wenn man 6—8 Pferde vor den Transportwagen spannen wollte, die jedoch bei unserer so dünn gesäeten Küstenbevölkerung sehr selten zu haben sind.

Die meisten unserer deutschen Rettungsboote haben deshalb nach einem andern Modelle construirt werden müssen. Dasselbe ist amerikanischen Ursprungs und nach seinem Erfinder Francisboot genannt. Das Material ist gerolltes oder wie man technisch sagt canellirtes Eisenblech, das durch diese Bearbeitung bei geringer Stärke außergewöhnliche Haltbarkeit und Elasticität erhält; zum Schutze gegen Rost wird es verzinnt. Zur Erzielung von möglichst großer Stabilität ist das Francisboot verhältnißmäßig noch breiter als das Peakesche, wenngleich dadurch etwas seine Schnelligkeit beeinträchtigt wird. Wie das letztere hat es innen an den Seiten und Enden Luftkasten, sowie außen eine Korkgürtung, ihm fehlt jedoch der schwere eiserne Kiel und es besitzt deshalb nicht die Fähigkeit, sich selbst

wieder aufzurichten. Die Eigenschaft der Selbstentleerung durch doppelten Boden ist ihm auch nur an solchen Stationen gegeben, deren Bodenbeschaffenheit und Besitz von genügenden Transportmitteln die durch solche Einrichtung bedingte Gewichtsvermehrung gestatten.

Das Francisboot von gleichen Dimensionen und ohne Selbstentleerung wiegt wenig mehr, als die Hälfte und mit jener noch nicht zwei Drittheile des Peakeschen, und das ist für unsere Küsten von wesentlichem Belang.

Trotz der erwähnten Nachtheile haben die deutschen Francisboote bisher außerordentlich viel geleistet und heroische Thaten vollführt, namentlich an den Küsten der Friesischen Inseln, und wir haben das Glück gehabt, daß noch keines umgeschlagen ist, wobei allerdings trotz der Korkjacken die Mannschaft in der kochenden Brandung schwerlich gerettet werden könnte.

Indem ich Ihnen hiermit ein verständliches Bild von den Rettungsbooten gezeichnet zu haben hoffe, gehe ich zu den übrigen dem gleichen Zwecke dienenden Apparaten über, welche in Anwendung kommen, wenn die Schiffe so nahe an der Küste scheitern, daß es möglich ist, ohne die immerhin schwierige und gefährliche Entsendung von Booten eine Verbindung zwischen Schiffbrüchigen und Land herzustellen.

Diese Verbindung wird durch Wurfgeschosse vermittelt, und zwar geschah dies in früheren Zeiten durch Mörser, jetzt aber allgemein durch Raketen. Die Mörser wurden zuerst von einem Engländer Manby zu Rettungszwecken verwendet. Man schoß aus ihnen eine Kugel von 7—10 Pfund, an der mittels eines Vorläufers von Kette ein dünnes Tau befestigt war. Gelang es, die Kugel über das Schiff zu werfen, so konnten die Schiffbrüchigen an der dünnen Leine ein dickeres

Tau zu sich an Bord ziehen und auf diese Weise eine feste Verbindung mit dem Lande behufs ihrer Rettung schaffen. Die Schußweite der Manbymörser betrug 300 m, jedoch wies er einige schwer wiegende Nachtheile auf. Wenn die Pulverladung auch nur schwach war, so äußerte sie bei ihrer Explosion doch immer einen heftigen Stoß auf die Wurfleine, und die Folge war, daß diese häufig abriß. Dazu trat noch die schwierige Bedienung des Geschützes bei schlechtem Wetter, wie es bei solchen Anlässen fast stets der Fall ist, und man ging deshalb zu den Rettungs-Raketen über, deren Princip das der gewöhnlichen Feuerwerkskörper dieser Art ist.

Die Rakete wird in die Führungsrinne eines zu diesem Zwecke construirten und unter 45 Grad zum Horizont geneigten Bockes gelegt und mit diesem die Richtung genommen. An ihrem Stabende ist eine Kette und an dieser erst die Wurfleine befestigt, damit letztere durch den Feuerstrahl der Rakete nicht verbrannt wird. Die Tragweite der deutschen Raketen, welche die besten ihrer Art sind und auf Veranlassung des verstorbenen Grafen v. Roon von dem Spandauer Laboratorium gegen Selbstkostenpreis der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger geliefert werden, ist 3—400 m, also nicht viel größer als die der Manbymörser, aber die Flugbahn des Geschosses viel sicherer. Es fällt der anfängliche heftige Stoß fort und durch die weit länger dauernde Wirkung der ausströmenden Pulvergase wird die Führung der Leine besser. Ebenso tritt schlechtes Wetter der Bedienung des Raketenapparates nicht entgegen.

Die erwähnte Wurfleine ist sehr sorgfältig in Kästen auf Pflöcken so aufgewickelt, daß sie ungehindert und sehr leicht auslaufen kann. Ist dann die Rakete über das Schiff geschossen, so wird die Leine von den Schiffbrüchigen ergriffen

und von ihnen durch ein Signal (Tags Schwenken eines beliebigen Gegenstandes, Nachts einer Laterne) davon Kenntniß gegeben. Darauf befestigen die Mannschaften am Lande an der Leine das sogenannte Jolltau, machen von dem Geschehenen durch ein ähnliches Signal den Schiffbrüchigen Mittheilung und Letztere holen das Tau an Bord. Das Jolltau ist etwas dicker als die Wurfleine und durch einen mit einem Tauwerksschwanz versehenen Block (Kloben) gezogen. Dieser wird an einem Mast oder bei etwaigem Verlust desselben an dem höchsten zugänglichen Punkte des Schiffes befestigt und von dem Geschehenen wieder durch Signal nach dem Lande hin Kenntniß gegeben: Hiernach ziehen die Rettungsmannschaften das eigentliche dicke Rettungstau an dem Jolltaue nach dem Schiffe, und nachdem dasselbe über dem Schwanzblocke des letzteren festgemacht und am Lande straff gezogen ist, auch die Rettungsboje, einen Korkring mit daran befestigten kurzen Beinkleidern aus starkem Segeltuch. Die Boje gleitet an dem Rettungstaue vermittels eines Ringes und auf diese Weise können die Schiffbrüchigen mit Hülfe des Jolltaues einzeln an Land gebracht werden.

Der mit allem Zubehör auf zwei Transportwagen sehr praktisch untergebrachte Raketenapparat hat ein verhältnißmäßig geringes Gewicht und kann an unsern Küsten unschwer auch auf größere Entfernungen transportirt werden. Da überdem an der preußischen Küste das tiefe Wasser vielfach bis 300 m an den Strand tritt, so sind unsere meisten Stationen auch mit Raketenapparaten ausgerüstet und mit denselben ist schon eine bedeutende Zahl Menschenleben gerettet worden.

Seinen größten Triumph hat das deutsche Rettungswesen kurze Zeit nach der Begründung der deutschen Gesellschaft ge-

feiert. Am 9. November 1867 scheiterten bei einem schweren von Hagel und Schnee begleiteten Sturme an einem Tage in der Danziger Bucht nicht weniger als 12 Schiffe und es wurde mit Hülfe von Rettungsbooten und Mörserapparaten ihre gesammte Besatzung, aus 106 Personen bestehend, gerettet. Ein Mann von den Besatzungen der Rettungsboote wurde von den Wellen aus dem Boote geschlagen und ertrank, ein zweiter wurde schwer verletzt, kam aber mit dem Leben davon, während es gelang, sämmtliche Schiffbrüchige glücklich an Bord zu bringen, obwohl man mit Eintritt der Dunkelheit eine Besatzung von 14 Köpfen als verloren aufgeben zu müssen glaubte. Das Schiff lag etwas über 300 m vom Strande und vergeblich war man sowohl mit Mörsern, wie mit den damals noch ziemlich unvollkommenen Raketen den ganzen Nachmittag bemüht gewesen, die Wurfleine hinüber zu bringen; sie war stets entweder gerissen oder zu kurz gefallen. Die Leute saßen oben in den Masten, denn das ganze Deck wurde von den Sturzseen beständig überfluthet und Stück für Stück des Rumpfes brach los, um von den Wellen an Land gespült zu werden. Als Abends die Versuche aufgegeben werden mußten, glaubte Niemand, daß das Schiff während der Nacht noch zusammenhalten würde. Doch um Mitternacht drehte sich der Wind und ließ ebenso wie die See etwas nach. Der Anbruch des Tages fand die Rettungsmannschaften wieder auf ihrem Posten, abermals wurden die Versuche erneuert und schon bei dem zweiten Schusse gelang es, die Leine hinüber zu bringen. Es war die höchste Zeit, bereits schwankten die Masten bedenklich und waren dem Stürzen nahe, der größte Theil der Schiffbrüchigen war so erstarrt, daß er sich kaum mehr bewegen konnte. Trotzdem gelang es aber den Uebrigen, die Rettungsbrücke herzustellen und zuerst die hülflosen Kameraden, unter ihnen

einen fast leblosen Schiffsjungen und dann sich selbst an Land holen zu lassen.

Gestatten Sie mir zum Schlusse, noch einige Sie vielleicht interessirende Einzelheiten über unser deutsches Seerettungswesen anzuführen.

Nach englischem Vorbilde ging 1851 die preußische Regierung daran, ihre Küsten mit 5—6 Peakeschen Booten und Mörserapparaten auszustatten, die jedoch abgesehen von ihrer nicht ausreichenden Zahl aus den bereits von mir bezeichneten Gründen als Staatsanstalten nur wenig leisteten. Die ganze deutsche Nordseeküste blieb jedoch noch 10 Jahre lang ohne alle Rettungsstationen und wie in England gaben auch hier einige besonders schreckliche Schiffbrüche den Impuls zur Gründung eines Rettungsvereins. Die erste Anregung dazu ging von dem bremischen Städtchen Vegesack aus; dann folgten Emden, Bremen und Hamburg 1861 mit Begründung von Vereinen und Stationen und danach einige Städte der Ostsee. Man kam jedoch bald zu der Ueberzeugung, daß nur eine einheitliche Organisation des gesammten deutschen Küsten-Rettungswesens und die Betheiligung des ganzen Volkes das segensreiche Institut zur vollen Wirkung bringen könne, und in Folge dessen traten am 29. Mai 1865 eine Zahl Menschenfreunde in Kiel zusammen und riefen die heutige deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger in das Leben, der sich nach einander die bereits bestehenden Vereine anschlossen und deren Thätigkeit jetzt unsere ganze Küste von Memel bis Emden umfaßt. Ihr unterstehen jetzt 90 Rettungsstationen mit zusammen 80 Booten und 72 Wurfapparaten, durch welche in den 15 Jahren ihres Bestehens nahe an 1100 Menschen vor einem sonst gewissen Tode bewahrt wurden. Die Mitgliederzahl des Vereins ist von 3874 im Jahre 1865

bis auf nahe 34000 gewachsen; die Geldbeiträge haben sich in einmaligen oder fortlaufenden Gaben von 14000 auf jährlich 113000 vermehrt. Das ist zwar immerhin ein recht erfreuliches Zeichen für wachsende Theilnahme und man muß diese dankend anerkennen, da sie es möglich machte die bisherigen schönen Resultate zu erzielen, aber auf der andern Seite repräsentiren jene 14000 Geber doch nur einen verschwindenden Bruchtheil der Bevölkerung Deutschlands und unsere Küsten haben aus Mangel an Mitteln noch nicht so vollständig gesichert werden können, wie es wünschenswerth und im Interesse der Humanität nöthig wäre.

Die Schifffahrt ist einer der wesentlichsten Faktoren des nationalen Wohlstandes. Sie hat von jeher die Völker dauernd groß und mächtig gemacht, sie war und ist noch jetzt die Trägerin der Cultur und indem sie den Seehandel vermittelt, erhöht sie nicht nur die Wohlfahrt des Landes, sondern auch das Wohlbefinden seiner Bewohner wesentlich. Von den Genüssen, welche ebenso das Leben der Reichen wie das der weniger Bemittelten behaglich und freundlich gestalten, verdanken wir die meisten der Schifffahrt, aber wir vergessen nur zu oft, wie schwer diejenigen mit den Elementen um ihr Leben und ihre Gesundheit zu kämpfen haben, die durch ihren Beruf so viel dazu beitragen, unser Leben angenehm zu machen.

Möchte es mir gelungen sein, durch meinen heutigen Vortrag daran zu erinnern, und indem ich Ihnen in kurzen Umrissen die Gefahren des Seelebens zu zeichnen versuchte, Ihr Interesse für die Seeleute soweit zu wecken, daß sich dasselbe durch Theilnahme an dem großen vaterländischen Rettungsvereine bethätigt. Der Jahresbeitrag von $1^1/_2$ Mark ist ein so geringer, daß er auch dem Unbemittelten den Beitritt ermöglicht.

Der Segen des Himmels wird auf dem humanen Werke ruhen und den Gebern wird aus den Freudenthränen derjenigen, denen sie den Vater, Gatten oder Sohn wiedergegeben und aus grauser Gefahr errettet haben, ein beseligender Lohn erwachsen.

2.

Die Entstehung

des

hristustypus

in der

abendländischen Kunst.

Von

Albert Hauck,

a. o. Professor an der Universität Erlangen.

Alle Rechte vorbehalten.

Die Entstehung des Christustypus in der abendländischen Kunst.

Es ist eine Bemerkung, die sich jedermann aufdrängt, daß die Christusbilder fast ausnahmslos gewisse gleichbleibende Züge tragen: das ovale Antlitz mit der ebenen Stirne und der geraden Nase ist umrahmt von lang herabwallendem Haar, nicht allzustarker Bart bedeckt Lippen und Wangen; der Ausdruck ist ernst, ohne strenge zu sein, majestätisch, ohne zurückzustoßen; denn das Erhabene wird gemildert durch Freundlichkeit. So pflegt die Kunst das Angesicht Jesu zu bilden, in größerer oder geringerer Vollkommenheit, wie es dem einzelnen Künstler gegeben ist; doch kann selbst der Mangel künstlerischen Vermögens den Eindruck dieser Züge nicht ganz zerstören. Die Kunst wird an dieser Vorstellung festhalten trotz der Seltsamkeiten, auf die einzelne Künstler neuerdings verfallen sind; denn sie ist nicht nur geheiligt durch ein mehr als tausendjähriges Alter: in ihr findet die christliche Gemeinde etwas von dem Gedanken wieder, den der Name Jesu in der Seele der Gläubigen erweckt. Und doch weiß man, daß Christus

nicht immer in dieser Weise dargestellt wurde, daß es ziemlich lange dauerte, bis dieser Typus ausgeprägt war; noch Augustinus, wenn er davon spricht, wie man sich die menschliche Gestalt Jesu denke, redet von einer Unzahl verschiedener Vorstellungen; ein Beweis, daß es zur Zeit des afrikanischen Bischofs noch keinen bestimmten Typus des Christusbildes gab, nach dem sich die Vorstellung des einzelnen hätte gestalten können. Steht es so, dann legt sich die Frage nahe, wie jener Christustypus, den jedermann kennt, entstand, wie es sich erklärt, daß er herrschend wurde. Lassen Sie mich die Beantwortung dieser Frage in Kürze versuchen.

Man möchte vermuthen, daß das allgemein verbreitete Christusbild seinen Ursprung irgend einer Ueberlieferung über das Aussehen Christi verdanke. Doch eine solche Vermuthung wäre irrig; es hat niemals weder eine authentische Abbildung Christi gegeben, noch gibt es irgend eine glaubwürdige Nachricht über seine leibliche Gestalt: der Christustypus ist ein durchaus ideales Gebilde.

Zwar fehlt es nicht an Bildern, welche den Anspruch erheben, Porträts Jesu zu sein, auch nicht an Beschreibungen seines Aeußeren, die von Wissenden abgefaßt sein wollen: allein hier wie dort hat man es mit Fälschungen zu thun, und sie entstammen einer so späten Zeit, daß sie nicht einmal auf die Bildung des Christustypus Einfluß gehabt haben können.

Evagrius, einer der späteren Fortsetzer des Eusebius, ist der erste, der von einem Bilde Jesu berichtet, das der Herr selbst an den Fürsten Abgar von Edessa gesandt habe. Die Sage selbst ist weit älter. Thatsache ist, daß man in Edessa das angebliche Bild zeigte; bis zur Eroberung der Stadt durch die Muhamedaner blieb es dort, dann soll es nach Konstantinopel gekommen sein, gegenwärtig rühmt sich Genua, das von

Pius IX. als authentisch der Verehrung der Gläubigen empfohlene Bildniß zu besitzen, ein Anspruch, der ihm freilich von der Kirche des heiligen Silvester in Rom streitig gemacht wird. Das Bild hat wenig Eigenthümliches: das Antlitz ist ruhig, nicht gerade gedankenvoll, ohne ein Anzeichen von Schmerz, das lange Haar ist in der Mitte gescheitelt, der Bart getheilt. Ein anderes, gleichfalls für echt erklärtes Bild besitzt die Peterskirche in Rom, das sog. Schweißtuch der Veronika. Es wird in einem von Urban VIII. zu diesem Zwecke errichteten Marmorbilde aufbewahrt. Am Osterfeste pflegt man es dem Volke feierlich zu zeigen; die Züge aber konnte Hase trotz Zuhilfenahme eines Fernglases nicht deutlich erkennen. Da die Legende von der heiligen Veronika erst aus dem Mittelalter stammt, so ist dies kein großer Verlust. Ein drittes Bildniß, das in einer schlechten Nachbildung weite Verbreitung erlangt hat, ist noch jünger; es stammt aus dem 15. Jahrhundert. Vor ungefähr zehn Jahren sah man Photographieen nach demselben an allen Buchläden; sie waren bezeichnet als das einzig richtige Porträt unseres Heilandes, abgenommen von einem Schnitt in Smaragd, welchen Papst Innocenz VIII. vom Sultan erhielt zur Loskaufung seines Bruders, der ein Gefangener der Christen war. Diese Unterschrift ist ein seltsames Gemenge von Irrthümern, der Stein selbst jedoch nicht alt, sondern höchst wahrscheinlich von einem jener italienischen Künstler geschnitten, die sich am Hofe Mohamed's II. aufhielten.

Wie mit den Bildern, so steht es mit den Beschreibungen. Die älteste ist noch ziemlich bescheiden: Man hat ihn gemalt, so hören wir, wie die alten Geschichtschreiber ihn beschreiben, gerade von Statur, die Augenbrauen zusammengewachsen, mit schönen Augen, die Nase stark gebogen, die Farbe anmuthig, den Bart schwarz. Man sieht, der Verfasser fühlt sich ver-

pflichtet, die Kenntniß, die er besitzt, zu begründen; deshalb beruft er sich in bequemer Unbestimmtheit auf die alten Geschichtschreiber; sie zu nennen, wäre ihm schwer geworden. Eigenthümlich ist dann, wie er allgemeine, nichtssagende Züge — die gerade Statur, die schönen Augen, die anmuthige Farbe — mit den individuellsten — die zusammengewachsenen Augenbrauen, die stark gebogene Nase — vereinigt. Die Bilder, die er sah, gaben ihm die letzteren nicht an die Hand. Wollte er Jesum als Juden zeichnen? Es wäre ein Gedanke, der der sonstigen Anschauung ferne liegt; doch scheint dafür zu sprechen, daß er die Aehnlichkeit mit seiner Mutter hervorhebt. Wie dies auch sein mag, die Beschreibung reicht nicht über das achte Jahrhundert zurück.

Vierhundert Jahre jünger ist eine zweite Schilderung, die einen um so größeren Anspruch erhebt. Das Schriftstück will der Bericht eines Zeitgenossen sein, und nicht nur dies, es will als officielle Urkunde gelten. Lentulus, ein angeblicher Amtsvorgänger des Pontius Pilatus, berichtet über Jesum an den römischen Senat; in seinem Briefe entwirft er ein Bild von ihm; er sei ein Mann von hoher, ansehnlicher Gestalt, ehrwürdigen Angesichts, mit schwarz-blauen, klaren Augen; besonders hebt er die Fülle des Haares hervor, das nach der Sitte der Nazarener in der Mitte gescheitelt sei, der dichte Bart sei nicht allzulang und in zwei Spitzen auslaufend, der Ausdruck der eines milden Ernstes, so daß man ihn lieben und fürchten müsse. Auf den ersten Blick ist deutlich, daß wir eine Beschreibung der Christusbilder, nicht aber Christi vor uns haben. Diese Fälschung hat nur insofern einigen Werth, als sie zeigt, was die Zeitgenossen in den Bildern Jesu dargestellt fanden: eine Erhabenheit, die jedoch Milde und Freundlichkeit nicht ausschließt. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit

dem dritten Bericht, der dem 14. Jahrhundert angehört. Auch Nicephorus Callistus beruft sich auf das, was die Alten sagen; er weiß noch mehr als seine Vorgänger; denn nach ihm war Jesus 7 Schuh groß, hatte goldgelbes, am Ende gelocktes Haar, dunkele, nicht allzusehr gebogene Augenbrauen, das Angesicht länglich, von mäßiger Röthe überflogen. Man sieht sich bei dieser Beschreibung beinahe an gewisse Darstellungen Christi in Ravenna erinnert, die einen blonden, seine Umgebung um eines Hauptes Länge überragenden Christus zeigen.

Dieser völlige Mangel an Nachrichten über das Aussehen Jesu ist charakteristisch für die alte Kirche: man vergaß die Erscheinung dieser Person neben ihrer Bedeutung. Bekannt ist jenes Wort des Apostels Paulus: Wenn wir auch einst Christum nach dem Fleische kannten, so kennen wir ihn jetzt nicht mehr so. 2. Kor. 5, 16. Etwas Aehnliches spricht sich in der Meinung des Clemens Alexandrinus aus, daß Christus nicht habe schön sein wollen, damit nicht jemand in der Bewunderung seiner Schönheit seine Worte überhöre; nicht minder in der Ansicht des Origenes, daß Jesus gar keine bestimmte Gestalt gehabt habe, sondern den verschiedenen Menschen verschieden erschienen sei. Wer möchte angesichts solcher Aeußerungen Bildnisse Christi erwarten? Wirklich fanden sich die ältesten Christusbilder, von denen wir wissen, nicht auf christlichem Gebiet, sondern sie gehörten den Kreisen des Heidenthums und der Häretiker an. Um Porträts konnte es sich hier selbstverständlich nicht handeln. Denn wenn Alexander Severus in seinem Lararium neben den Bildern seiner Ahnen die des Apollonius, Christi, des Abraham und Orpheus aufstellte, so haben die Künstler des Kaisers so gewiß eine Idealgestalt Christi gebildet, als sie dies bei Orpheus und Abraham thaten. Und wenn die gnostische Sekte der Karpokratianer be-

hauptete, daß die Bilder Christi, die sie besaß, nach einem auf Befehl des Pontius Pilatus hergestellten Originalporträt angefertigt seien, so war diese Behauptung eine Parallele zu dem andern Anspruch, den die gnostischen Sekten erhoben, eingehende Berichte, z. B. über die Jugendzeit Jesu zu besitzen. Jene Bilder waren genau ebenso authentisch, wie diese Evangelien.

Die Behauptung, daß die ältesten Bilder Jesu auf außerchristlichem Gebiete begegnen, wäre unrichtig, wenn Eusebius mit Recht von einer bis in die Zeit des Herrn selbst hinaufreichenden Erzstatue Jesu spräche. Eusebius erwähnt im 7. Buch seiner Kirchengeschichte die Stadt Cäsarea Philippi und fährt dann fort: Da mir diese Stadt in das Gedächtniß gekommen ist, so halte ich es nicht für recht, eine Erzählung zu übergehen, die werth ist, auch auf die Nachkommen zu gelangen. Man sagt nämlich, daß die Blutflüssige, welche nach den Evangelien bei unserem Heilande Hilfe fand, von dort herstammte, daß ihr Haus noch in der Stadt gezeigt werde, und daß bewunderungswürdige Denkmäler der Wohlthat des Herrn noch vorhanden seien. Denn es stehe auf einer hohen Basis an der Thüre ihres Hauses das Erzbild eines Weibes, das auf die Kniee gebeugt wie eine Flehende die Hand ausstrecke; gegenüber die Bildsäule eines aufrecht stehenden Mannes, der ehrbar in einen doppelt um den Körper geschlagenen Mantel gekleidet, die Hand nach dem Weibe ausstrecke, und zu dessen Füßen auf derselben Basis eine Pflanze fremdartigen Aussehens emporsprieße, die bis an den Saum des ehernen Mantels reiche und ein Heilmittel gegen allerlei Krankheiten sei. Diese Säule, sagt man, trage die Züge Jesu, und ich habe bei meinem Aufenthalte in der Stadt sie gesehen. Zu verwundern ist es nicht, daß ehemalige Heiden, die Wohlthaten von dem

Herrn empfangen hatten, sich auf diese Weise dankbar bewiesen.

So der Bericht des Eusebius; er ist fast über Gewohnheit vorsichtig abgefaßt; Eusebius will nichts anderes als die Lokaltradition von Cäsarea Philippi wiedergeben. Sie berührt ihn fremdartig; denn er rechtfertigt sie: es sei das, worüber man sich wundern könnte, nicht zu verwundern; aber er ist sehr geneigt, ihr Glauben zu schenken, er kann es ja nicht über sich gewinnen, sie zu verschweigen.

Daß man in Cäsarea Philippi jene Statue so deutete, wie Eusebius berichtet, daran ist kein Zweifel; denn Julian ließ das angebliche Christusbild entfernen und durch sein eigenes ersetzen, wobei der heidnische Pöbel seinen Haß gegen das Christenthum an der Statue ausließ. Aber damit ist nicht gesagt, daß die Deutung richtig ist. Geradezu unmöglich ist es nun nicht, daß jene Nachricht einen historischen Kern hatte. Jene Geheilte kann aus Cäsarea Philippi gewesen sein; nur schweigen alle Berichte davon, daß sie es war. Wenn sie aus dieser Stadt stammte, so kann sie eine Heidin gewesen sein; denn im Norden Palästinas wohnten Juden und Heiden gemischt; nur vermissen wir in den evangelischen Berichten auch die leiseste Andeutung davon. Sie kann so reich gewesen sein, daß sie im Stande war zwei Erzbildsäulen zu errichten: nur muß sie zu diesem Reichthum durch eine Verkettung von Umständen gekommen sein, von denen wir nichts wissen; denn nach den Evangelien hatte sie ihr ganzes Einkommen an die Aerzte verwandt. Mit einem Worte: die Möglichkeit, daß jene Nachricht auf Wahrheit beruhe, ist weit davon entfernt, wahrscheinlich zu sein; sie ist vielmehr so unwahrscheinlich, daß jede andere Deutung des Bildwerks vorzuziehen ist. Man hat deshalb angenommen, es handle sich um ein öffentliches Denkmal; die

Schutzflehende sei das Bild einer Stadt oder Provinz, der Hilfegewährende stelle einen Kaiser oder Statthalter dar. Aber der Standort der Statue spricht dagegen. Wie sollte ein öffentliches Denkmal so unmittelbar an einem Privathause errichtet worden sein, daß man es als zu ihm gehörig ansehen konnte? Ansprechender ist die andere Vermuthung, daß die Bildsäule eine Statue des Aeskulap war. Darauf weist die Pflanze fremdartigen Aussehens, die Eusebius erwähnt. Lautete die Unterschrift σωτῆρι oder ἀληθινῷ ἰατρῷ, wie dergleichen Bezeichnungen des Aeskulap ja vorkommen, war das Haus im Besitz einer christlichen Familie, und war der ursprüngliche Bezug der Figuren vergessen, so konnte sich leicht an das Denkmal die von Eusebius erwähnte Legende anknüpfen.

Nicht mit Porträtstatuen beginnt der Versuch, Jesum der Gemeinde durch bildliche Mittel zu vergegenwärtigen, sondern mit symbolischen Andeutungen. Für unseren Zweck kommt nur die Vorstellung Jesu unter dem Bilde des guten Hirten in Betracht. Kein Symbol war in der Frühzeit der christlichen Kunst so verbreitet als dieses. Durch Tertullian wissen wir, daß man schon um die Wende des 2. Jahrhunderts die Kelche mit ihm schmückte. Der Montanist macht in seiner herben Weise der Kirche einen Vorwurf daraus. Gemalt begegnet das Bild an den Wänden und Decken der altchristlichen Cömeterien; auf den Steinplatten, welche die einzelnen Gräber verschlossen, findet man es in rohen Umrissen leicht eingemeißelt; in sorgfältigerer Ausführung schmückt es die Sarkophage; es fehlt nicht an Goldgläsern, Lampen, Ringen, die damit verziert sind; sogar als freistehende Bildsäule scheint es vorgekommen zu sein, wenigstens besitzt das Lateranmuseum zwei kleine Marmorstatuen, die man für Bilder des guten Hirten hält.

Die Auffassung ist nicht immer die gleiche: man sieht wohl den Hirten auf seinen Stab gelehnt in der Mitte seiner Schafe, oder er wird dargestellt, wie er eines derselben liebkost, während noch andere Personen mit den Schafen beschäftigt sind; weitaus am häufigsten ist, daß er ein Lamm auf den Schultern trägt und den Hirtenstab, wohl auch die Rohrpfeife oder den Milcheimer in der Hand hält. Ueberall jedoch erscheint der Hirte selbst gleich: er ist nicht, wie man das auf Bildern späterer Zeit sehen kann, der in einen Hirten verkleidete Christus, sondern man erblickt wirklich einen jugendlichen Hirten. Das Antlitz trägt den antiken Schnitt: die großen, schöngeformten Augen, die gerade Nase, die vollen Lippen, die schöne Wölbung des Schädels, dies alles begegnet hier wie in der Antike. Gekleidet ist der Hirte in die kurze Tunika, die mehrfach, z. B. an der schönen Statue des Lateranmuseums, die eine Schulter bloß läßt. Wir sehen, die Absicht war, das Bild eines schönen Hirtenjünglings dem Beschauer zu zeigen: der Gedanke an die Bedeutung des Bildnisses störte nicht die reine Durchbildung der symbolischen Gestalt als solcher.

Man hat nun die Frage aufgeworfen, woher die beginnende christliche Kunst das Bild des guten Hirten entnommen habe, und hat geantwortet: Aus der gleichzeitigen heidnischen Kunst. Man erinnert daran, daß in Scenen aus dem ländlichen Leben das Bild eines Hirten, der ein Schaf auf seinen Schultern trägt, sich öfter findet. So auf einem Wandgemälde im Grabmal der Nasonen, das die vier Jahreszeiten darstellt: den Frühling vergegenwärtigen zwei Figuren, ein Mädchen, das einen Blumenkorb trägt, und ein Hirte, der in der einen Hand den Hirtenstab hält, mit der andern die Füße einer auf seinen Schultern liegenden Ziege zusammenfaßt. Die Aehnlichkeit mit dem guten Hirten der Christen ist nicht zu verkennen; der

einzige Unterschied ist, daß der Hirte des Wandgemäldes völlig unbekleidet ist, was, so weit mir bekannt, in christlichen Vorstellungen nicht vorkommt. Fast dieselbe Figur findet sich auf einem Wandgemälde zu Herculanum: ein Jüngling, dem ein Pelz über den Schultern hängt, trägt in der Rechten einen Korb mit Früchten, während auf seinen Schultern ein Lamm liegt, dessen Füße er mit der Linken gefaßt hat. Auch auf Reliefs heidnischer Sarkophage fehlt der Hirte mit dem Lamm nicht. Man hat ferner an die Bilder von Satyrn, die ein Lamm oder eine Ziege tragen, erinnert; vor allem aber an den widdertragenden Hermes. Er wird als Schutzgott der Heerden mehrfach mit dem Widder dargestellt: bald hat er ihn neben sich, bald trägt er ihn auf den Schultern, ganz wie der gute Hirte der Christen. In Gedanken hieran wurde nun die Behauptung aufgestellt, daß der widdertragende Hermes das Bild des christlichen Gottessohnes geliefert habe.

Aber diese Behauptung schießt weit über das Ziel hinaus. Es werden in ihr die zwei Fragen vermengt, wie die Christen dazu kamen, Jesum unter dem Bilde des guten Hirten zu denken, und wie sie dazu kamen, dieser Vorstellung gerade diese Form zu geben. Wie könnte nun, was die erste Frage anlangt, die Entscheidung zwischen der doppelten Möglichkeit, daß sie Christum als Hirten dachten entweder veranlaßt durch das Bild des widdertragenden Hermes, oder durch die Gleichnisse der Evangelien, im geringsten zweifelhaft sein? Sie thaten es, weil sich Jesus selbst wiederholt als der gute Hirte bezeichnet hatte, und weil sich dieses Gleichniß mit ihrer Vorstellung von der Bedeutung Christi vollkommen deckte. Daß das letztere der Fall war, sieht man aus der frühchristlichen Literatur, z. B. aus Tertullian, der kaum ein anderes Gleichniß so oft erwähnt als dieses. Hierin liegt auch der Grund, weshalb das Bild

des guten Hirten beinahe der beliebteste Gegenstand der altchristlichen Kunst geworden ist. Denn dies zu erklären, dazu reicht die Erinnerung an den ästhetischen Werth des Bildes nicht aus. Ist doch ästhetisch angesehen der Werth des leierspielenden Orpheus gewiß nicht geringer, man darf vielleicht sagen, noch größer als der des guten Hirten; und doch finden wir dieses Bild als Symbol Christi nur dreimal und jenes so oft. Je unvollkommener die Kunst der ersten Christen war, um so gewisser stand sie im engsten Zusammenhang mit dem Kreis von Gedanken und Anschauungen, in denen die Gemeinde lebte. Hier fand sie die Vorstellung Christi als des guten Hirten vor, und nicht hat der widdertragende Hermes die Christen gelehrt, Jesum als den Hirten zu denken, der sein Schaf auf der Schulter trägt. Wenn sie dann aber den guten Hirten bildlich darstellen wollten, welchen Anlaß hätten sie gehabt, ihn als Hermes zu bilden? Der Gedanke des guten Hirten bedurfte es nicht, daß man ihm durch die Erinnerung an den Schutzgott der Heerden erst einen Inhalt verlieh; denn er ist viel reicher als der heidnische, welcher ihn hätte ergänzen sollen. Eine bewußte Herübernahme des Hermestypus ist demnach ausgeschlossen. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß die Christen mit ängstlicher Bedenklichkeit jeden Anklang an verwandte heidnische Vorstellungen vermieden hätten. Solche Aengstlichkeit lag den urchristlichen Künstlern durchaus ferne; sie trugen ja, wie wir wissen, keine Bedenken nicht nur für Heiden zu arbeiten, sondern auch ihre Stoffe der heidnischen Mythologie zu entnehmen. Und selbst dies erregte bei der Menge der Christen so wenig Anstoß, daß es geschehen konnte, daß Künstler, die das thaten, zu Presbytern gewählt wurden. Man hielt sich also bei der Darstellung des guten Hirten innerhalb des antiken Formenkreises, wie man das auch bei dem dekorativen

Theil der christlichen Kunstübung gewöhnt war. Daraus erklärt sich die Aehnlichkeit zwischen den christlichen und den gleichzeitigen heidnischen Bildern.

Mit dem Symbol begann die christliche Kunst. Aber für die Dauer beschränkte sie sich nicht darauf, ihre Gegenstände sinnbildlich anzudeuten, ihre Gedanken, indem sie sie äußerte, zu verhüllen: sie schritt zu eigentlichen Darstellungen fort. Schon frühzeitig versuchte man, Christum selbst zu zeigen bald allein, bald von seinen Jüngern umgeben, zumeist in Szenen aus seinem Leben, wie sie das Neue Testament berichtet. Die ersten Versuche fallen noch in das dritte Jahrhundert. Diese frühesten Christusbilder nun tragen die Züge des guten Hirten: Christus erscheint in jugendlicher Gestalt, bartlos, mit der vorhin geschilderten Gesichts- und Kopfbildung. Während man in späterer Zeit den Typus Christi auf die symbolische Figur des guten Hirten übertrug, geschah im christlichen Alterthum das Umgekehrte: man entnahm den Typus für die historische Darstellung aus der symbolischen.

Das älteste Beispiel dürfte das Relief auf einer Elfenbeinbüchse in Berlin sein: Christus sitzt, umgeben von den Aposteln, auf einem Throne; er ist in den Mantel gehüllt; die Buchrolle in der Linken bezeichnet ihn als Lehrer, die Rechte ist wie betheuernd erhoben. Während die Zwölfe als Männer verschiedenen Alters charakterisirt sind, erscheint Christus in idealer Jünglingsgestalt. Nicht anders ist es in den Szenen aus dem Neuen Testamente auf Katakombenbildern oder auf den Reliefs der Sarkophage. Nehmen wir als Beispiel den Sarkophag des Junius Bassus, dessen Entstehungszeit feststeht, da man weiß, daß Junius Bassus im Jahre 359 gestorben ist. Sowohl die beiden Schmalseiten als die Vorderseite tragen bildnerischen Schmuck; dort erblickt man die be-

liebten Bilder aus dem Naturleben, Genien, die mit der Erndte beschäftigt sind. Reicher ist der Schmuck der Vorderseite; sie zeigt in zwei Reihen übereinander zehn Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament. Die Figur Christi begegnet dreimal: auf dem Mittelbilde der oberen Reihe erscheint er thronend über dem Himmelsgewölbe, das nach antiker Vorstellung von einem bärtigen Manne gestützt wird; daneben sieht man die Gefangennehmung, darunter den Einzug in Jerusalem. Aber mag nun der Verherrlichte oder der Erniedrigte dargestellt sein: die Gestalt ist stets die des bartlosen Jünglings, wie man sie von dem guten Hirten her kennt. Dieselbe Auffassung begegnet endlich auch auf den sog. Goldgläsern. Man sieht, sie war eine Zeit lang allgemein herrschend.

„Wenn die ältesten Denkmäler den Heiland ohne Bart in voller jugendlicher Schönheit darstellten, so war das dem Geiste der altgriechischen Kunst, der darin noch fortdauerte, gemäß." Diese Bemerkung W. Grimm's ist vollkommen richtig. Wir kennen den Namen eines einzigen frühchristlichen Künstlers, des Malers Hermogenes; aber gerade von ihm wissen wir, daß er in seinen Anschauungen unter dem Einfluß heidnischer Vorstellungen stand; um wie viel mehr wird das in seiner Kunst der Fall gewesen sein! Liegt doch der ganze Idealismus des Künstlers in der Meinung, daß das Schaffen Gottes nur mit dem Wirken der Schönheit zu vergleichen sei, die durch ihre bloße Erscheinung wirke. Was wir von Hermogenes wissen, dürfen wir bei andern Künstlern voraussetzen. Allein deshalb ist doch nicht anzunehmen, daß jene ältesten Künstler der Christen den Hermes- oder Apollotypus auf Christum übertrugen. Denn dadurch wären sie in Widerspruch mit den christlichen Ueberzeugungen getreten: so lange man in

den Göttern Dämonen sah, konnte man in ihren Statuen nicht die Vorbilder für die Züge Jesu finden. Die Annahme der Uebertragung eines Göttertypus auf Christus ist auch überflüssig. Die jugendliche Darstellung Christi ist erklärt, sobald man erkennt, daß ihr Ursprung in dem Bilde des guten Hirten liegt. Ueberdies entsprach sie den Anschauungen der Christenheit. Gegen diesen Satz möge man nicht an die Meinung etlicher Kirchenlehrer erinnern, daß Jesus häßlich gewesen sei. Denn dies Ergebniß übel angebrachter exegetischer Gewissenhaftigkeit war schwerlich je allgemein angenommen, und es mußte verschwinden, sobald man daran ging ein Bild Jesu zu entwerfen. Doch selbst wenn diese Ansicht allgemein gewesen wäre, so würde sie für die Bildung des Christustypus nicht maßgebend gewesen sein. Denn die älteste Kirche lebte im Gedanken an den verklärten Herrn, dessen Wiederkunft sie erwartete, ersehnte. Die Züge des Verherrlichten mußten ihr also vor der Seele schweben, wenn sie an Christus dachte, wenn sie sein Bild darzustellen versuchte. Dachte man ihn aber, wie er in dem Hymnus der lampentragenden Jungfrauen gepriesen wird, als den Chorführer des Lebens, als das Licht, das keinen Abend kennt, als die schönste Blume, wünschte man sich seine Schönheit fort und fort zu schauen, wie sollte man ihn denn darstellen, wenn nicht in aller Schönheit der Jugend? Man wird vielleicht sagen: Ja, in aller Schönheit, aber ob in Jugendschönheit, bleibt die Frage. Doch keineswegs: die älteste Kirche dachte den verklärten Christus jugendlich. Eines der ältesten Martyrien ist das der Perpetua und Felicitas; in demselben wird eine Vision eines Christen Namens Saturus berichtet: er thut einen Blick in den Himmel. „Wir kamen an einen Ort, erzählt er, dessen Wände wie aus Licht gebaut waren. Vor der Thüre standen vier Engel,

welche die Eintretenden in weiße Gewänder kleideten. So geschah uns, und wir traten ein und sahen unermeßliches Licht und hörten den vereinten Ruf derer, die unaufhörlich sagten: Heilig, heilig, heilig. Und wir sahen in der Mitte jenes Raumes einen sitzen, wie einen weißhaarigen Mann: er hatte Haare weiß wie der Schnee und sein Gesicht war das eines Jünglings." Die weißen Haare sind aus Off. Joh. 1, 14 entnommen, das jugendliche Aussehen ist die eigene Vorstellung jener Zeit. Deshalb war es möglich die Züge des guten Hirten zur Darstellung Christi selbst zu verwenden. Daß man dies dann auch in Szenen aus dem Erdenleben des Herrn that, wird kaum auffällig erscheinen: es war sehr naheliegend.

Dies also war der früheste Christustypus, eine ideale Jünglingsgestalt, die kaum an die irdische Erscheinung Jesu erinnern sollte. Seit dem Ausgang des vierten Jahrhunderts begegnet ein zweiter, der sich nicht nur neben jenem erhielt, sondern der ihn allgemach völlig verdrängte.

Zuerst erscheint er in den musivischen Bildern, mit denen man die seit dem Siege des Christenthums erstehenden Kirchen zu schmücken pflegte, am frühesten in der Kirche S. Pudenziana in Rom, deren Schmuck wohl noch in das vierte Jahrhundert hinaufreicht. Christus, eine großartig gedachte Gestalt, erblickt man in der Mitte einer Reihe von Heiligen: das Antlitz ist oval, die lang herabwallenden Haare sind in der Mitte gescheitelt, die Stirn ist eben, die Nase lang und schmal, Lippen und Kinn sind von mäßigem Barte bedeckt. Das Christusideal ist ein anderes geworden; an die Stelle des Jünglings ist der Mann getreten, statt der Lieblichkeit und Freundlichkeit wird die Erhabenheit hervorgehoben. Noch offenbarer herrscht diese Absicht in dem Christus der Kirche der Heiligen Cosmas und Damianus: Christus schwebt auf

bunten Wolken, er hat die Rechte gebieterisch erhoben, ein goldener Nimbus umgibt das mächtige Haupt, gewaltig ist vor allem die Bildung der Augen und der Stirne. Noch einen Schritt weiter geht das Brustbild des Heilandes am Triumphbogen von S. Paul vor den Mauern: hier ist der Ausdruck nicht mehr ernst, sondern finster, der Blick der Augen beinahe zornig; ebenso trägt der Christus in der Unterkirche S. Clemente starre, aller Milde bare Gesichtszüge.

Seit dem fünften Jahrhundert kommen Brustbilder Christi auch in den Katakomben vor; sie zeigen gleichfalls den jüngeren Christustypus. Das älteste derselben dürfte jenes Bild in der Katakombe der Domitilla, früher Kallistkatakombe genannt, sein, nach welchem man diesen Typus als kallistinischen zu bezeichnen pflegt: der Ausdruck ist der eines ruhigen, milden Ernstes. Doch bald verlor man die Fähigkeit, den Eindruck des Mächtigen und Erhabenen wiederzugeben, ohne in Uebertreibungen zu verfallen. Schon das Christusbild aus S. Ponziano wirkt mehr durch seine kolossale Größe als durch seinen geistigen Gehalt, noch mehr ist dies der Fall bei dem düsteren Bilde in der Cäcilienkapelle von S. Callisto. Die Absicht, eine häßliche Gestalt zu malen, hatte man sicher nicht; aber das Vermögen, eine schöne zu bilden, hatte jene überlebte Zeit verloren.

Auch auf einer Anzahl von Sarkophagen, die man noch dem vierten Jahrhundert zuschreibt, findet sich dieser jüngere Christustypus.

Wie erklärt sich seine Entstehung?

Wie man in dem widdertragenden Hermes das Urbild des guten Hirten entdeckt zu haben glaubt, so in den Bildern des Aeskulap das Urbild des kallistinischen Christus. Die Reihenfolge der Behauptungen ist diese: Die Gnostiker sind die Ur-

heber dieses Typus; sie konnten sich Christus nur veranschaulichen nach Analogie der ungefähr gleichwerthigen Größen, welche sie aus der griechischen Religion kannten. In den späteren Jahrhunderten des klassischen Alterthums hatte Asklepios übergreifende Bedeutung; man verehrte ihn als den wahrhaftigen Arzt, als den Retter, als den Retter des Alls. Zum Aeskulap tritt als zweiter Faktor Jupiter Serapis. Denn eine Ideenassociation, die von Serapis zu Christus hinüberführte, erkannten auch die Heiden an. So also haben zuerst die Gnostiker Christum nach dem Bilde des Aeskulap-Serapis dargestellt, dann die Christen das eigene Christusbild mit dem gnostischen vertauscht, endlich das eigene ganz aufgegeben.

Prüfen wir die einzelnen Glieder dieser Satzkette! Das erste, daß die Gnostiker die eigentlichen Urheber dieses Typus seien, ist eine Behauptung, die nicht nur unbewiesen ist, sondern die sich überhaupt nicht beweisen läßt, da wir über das Aussehen der gnostischen Christusbilder nichts wissen. Damit erweist sich die Grundlage der Ableitung als unhaltbar. Das zweite Glied, daß die Gnostiker sich Christum nur veranschaulichen konnten nach Analogie der ungefähr gleichwerthigen Größen, und daß sie als solche gerade den Aeskulap-Serapis erwählten, ist eine Behauptung, bei der sich Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit die Wage halten; es ist möglich, daß es so war, aber über diese Möglichkeit können wir bei dem gänzlichen Mangel aller direkten Anhaltspunkte nicht hinauskommen. Damit zerfällt der Aufbau der Hypothese. Bei dem dritten Glied, der Behauptung, daß die Kirche ihr Christusideal mit dem gnostischen vertauschte, kommt die Unwahrscheinlichkeit der Unmöglichkeit ziemlich nahe. Denn wann sollte diese Vertauschung stattgefunden haben? Am Ende des vierten oder zu Anfang des fünften Jahrhunderts, in welcher Zeit

der jüngere Typus zuerst nachgewiesen werden kann, konnte sie nicht geschehen; denn damals war der Gnosticismus bereits vom Schauplatz verschwunden, die Karpokratianer und ihre Christusbilder waren längst vergessen. In früherer Zeit, in welcher der jüngere Typus nicht nachgewiesen ist, konnte sie auch nicht geschehen; das hinderte der schroffe Gegensatz zwischen der Kirche und dem Gnosticismus. Damit fällt auch die Krönung jener Vermuthung. Man muß darauf verzichten, diesen Christustypus aus der gleichzeitigen heidnischen Kunst abzuleiten.

Doch wie erklärt sich dann seine Entstehung?

Die Behauptung wird kaum Widerspruch finden, daß man von dem früher herrschenden Typus nicht abgewichen wäre, und daß diese Abweichung nicht allgemein geworden wäre, wenn er der Vorstellung, die man von Christus hatte, völlig entsprochen hätte. Deckte sich nun aber jenes Bild jugendlicher Schönheit mit der Vorstellung der Gemeinde von Christo? Daß es im dritten Jahrhundert der Fall war, sahen wir. Aber wir erinnern uns, daß man in der nachconstantinischen Zeit begann, es aufzugeben. Es war die Zeit, in welcher der arianische Lehrstreit seine schließliche Entscheidung fand. Nicht die Theologen nur hatte die Frage beschäftigt, ob der Sohn völlig gleichen Wesens mit dem Vater sei, sondern auch die Gemeinden nahmen den lebendigsten Antheil an dem Streite; die ganze Kirche war von ihm auf's tiefste erregt. Im Abendlande, vornehmlich in Rom lebte man der Ueberzeugung von der vollen Gottheit Christi. An dem Bekenntniß, daß er der eine Herr, Gott aus Gott, Licht aus dem Lichte, wahrer Gott aus dem wahren Gott, dem Vater gleichwesentlich sei, hielt man um so energischer fest, da seine Geltung gegen den arianischen Widerspruch in einem langen Streite erkämpft war;

man wollte nichts davon wissen, daß der Sohn auf Befehl des Vaters handele; wie die Natur, so sei die Macht in der Trinität unterschiedslos. Trat man durchdrungen von der Wichtigkeit dieser Bestimmungen vor die Bilder Christi, und erblickte man als das Angesicht des Gottgleichen die jugendlichen Züge des guten Hirten, so mußte sich jedem das Gefühl aufdrängen, daß sich Bild und Vorstellung nicht deckten. Man hat es wirklich gefühlt; urtheilte doch Eusebius, der nicht zu den Bekennern der vollen Gleichheit des Vaters und Sohnes gehörte, er achte es für unmöglich, das wahre Bild des Heilands mit Farben darzustellen. Er hätte den Gedanken daran nicht so weit von sich gewiesen, wenn die Bilder, die er sah, seiner Vorstellung irgendwie entsprochen hätten. Um wie viel lebhafter mußten die Athanasianer in Rom den Eindruck haben, daß gerade das, worauf es ihnen bei dem Gedanken an Christus vor allem ankam, in seinen Bildern nicht zum Ausdruck komme! Waren historische Szenen dargestellt, so konnte man darüber hinwegsehen; denn dann concentrirte sich das Interesse auf der Handlung, nicht auf der Person Christi. Sah man aber ihn allein, zumal als den Verklärten, so mußten die Züge des guten Hirten unpassend erscheinen. Vollends unerträglich mußte der Zwiespalt zwischen Form und Gedanke werden, wenn es sich um Bilder in so großen Dimensionen handelte, wie sie der Schmuck der Basiliken erforderte.

So lautet denn die Antwort auf die Frage: Woraus erklärt sich das Aufkommen eines neuen, das Verschwinden des früheren Typus des Christusbildes? dahin, daß eine Einwirkung der dogmatischen Vorstellung auf die bildliche Darstellung Christi anzunehmen ist. Die letztere mußte sich in der nachconstantinischen Zeit dem alles andere verschlingenden Interesse, die gottgleiche Macht des Erlösers zur Anerkennung

zu bringen, anpassen. Dieser Absicht entspricht ja nun auch der neue Typus: es ist der Eindruck des Mächtigen, Erhabenen, Uebermenschlichen, den er hervorrufen will, und trotz der Mangelhaftigkeit der Form wirklich hervorruft. Daher die mächtige Stirne, das gewaltige Auge, die bis zur Uebertreibung kühn geschwungenen Brauen, der starke Hals und Nacken, das dichte, lang herabwallende Haar, der Lippen und Wangen bedeckende Bart. Vornehmlich die Fülle des doppelt gescheitelten, in dichten Strängen auf den Nacken fallenden Haares ist für diesen jüngeren Christustypus charakteristisch. Man sieht sich daran erinnert, daß schon die Kunst der griechischen Blüthezeit das Haupt des Zeus mit dichten, lang herabfließenden Locken umrahmte und dadurch den Eindruck des Mächtigen steigerte. Ich glaube nicht, daß man eine bewußte Herübernahme in dieser Aehnlichkeit finden darf; dies anzunehmen hindert die späte Entstehungszeit des kallistinischen Christustypus; allein die Analogie wird die Absicht verstehen lehren: um den gleichen Eindruck hervorzurufen, griffen Künstler verschiedener Zeiten zu dem gleichen Mittel. Ebendeshalb ist unwahrscheinlich, daß man bei dieser Bildung der Haare an die alttestamentlichen Nasiräer denken darf, zu deren Gelübden es gehörte, die Haare nicht scheeren zu lassen.

Kurze Zeit nach Eusebius versuchten also die christlichen Künstler das, was er für unmöglich gehalten hatte: ein Bild Christi in seiner Macht zu geben. Daß sie die Vorstellung der christlichen Gemeinde trafen, beweist die rasche Verbreitung, die dieser Typus Christi gewonnen hat.

Wenn es einen Beweis für die Richtigkeit der vorgetragenen Anschauung gibt, so muß er den Denkmälern entnommen werden, die aus der Zeit des Uebergangs von dem einen zu dem andern Typus stammen. Da ist denn schon der

Umstand beachtenswerth, daß wie der jüngere Typus zuerst in den Wandgemälden der Kirchen auftritt, so der ältere sich am längsten, und zwar bis in das Mittelalter, in Miniaturen hält. Er beweist, daß man das Unpassende des früheren Typus wirklich inne ward, als man in die Lage kam, Bilder von großen Dimensionen herzustellen. Von größerer Wichtigkeit sind die Denkmäler, auf welchen sich beide Vorstellungen nebeneinander finden. Denn hier läßt sich konstatiren, in welchen Szenen zuerst das neue Christusbild in Aufnahme kam, in welchen das ältere länger beibehalten wurde, und daraus läßt sich dann schließen, warum man dieses aufgab und zu jenem griff.

In Betracht kommt zuvörderst ein altchristlicher Sarkophag, der später Gregor V. zum Grabmal gedient hat und sich gegenwärtig im Vatikan befindet. Christus kommt in den Reliefs dieses Sarges fünfmal vor, viermal in Darstellungen aus der heiligen Geschichte und in dem Mittelbilde. Hier erblickt man ihn frei auf einem Berge stehend, aus dem vier Quellen entspringen; die Rechte ist erhoben, die Linke hält eine Buchrolle. Es ist der himmlische Lehrer der Welt, den das Mittelbild des Sarkophags zeigt. Wir erinnern uns, daß der gleiche Gegenstand das Mittelbild des Sarkophags des Junius Bassus bildete; aber während dort dieselbe Christusgestalt in den verschiedenen Szenen begegnete, ist hier ein Unterschied zu bemerken: der Christus des Mittelbildes trägt den späteren, der der übrigen Bilder den früheren Typus. Wir sehen, wo die Person Christi allein hervortritt, wo ihre Erhabenheit zur Anschauung gebracht werden soll, wendet man die neue Gesichtsbildung an; wo dagegen der dargestellte Vorgang die Aufmerksamkeit auf sich zieht, beharrt man, ohne Anstand zu nehmen, bei dem Hergebrachten. Mit diesem Sarkophag ver-

gleicht sich ein zweiter, der vor einigen Jahren in S. Paul vor den Mauern gefunden wurde. Man erblickt auf ihm eine größere Folge von Szenen aus der heiligen Geschichte. In fünf Darstellungen aus dem Leben Christi erscheint der Herr in jugendlicher Bildung, anders bei der Schöpfung Eva's durch die Trinität; denn die drei Personen der Gottheit sind dargestellt als drei bärtige Männer gleichen Alters; dagegen wenn der Augenblick nach dem Sündenfall vergegenwärtigt werden soll, so ist Gott der Sohn — er handelt gemäß der übereinstimmenden Anschauung der älteren Väter in den Theophanien des alten Bundes — derselbe bartlose Jüngling wie in den Szenen aus dem Leben Christi. Offenbar war der Künstler dieses Sarges ein Mann, der sehr fest an dem überlieferten Christusbilde hing; allein, wenn er den Sohn neben den Vater stellte, so sah auch er sich genöthigt, von ihm abzusehen. Wenn irgendwo, so tritt hier das Motiv an den Tag, das zur Aufstellung des neuen Typus führte.

Eine weitere Stufe in dieser Entwickelung bezeichnen die Bilder in S. Apollinare nuovo in Ravenna. Es sind, abgesehen von zweiunddreißig Heiligenbildern, sechsundzwanzig Bilder aus der biblischen Geschichte, dreizehn aus dem Leben, ebensoviele aus dem Leiden des Herrn. Wenn ich nun sage: dem Interesse der Zeit, Christum in seiner Macht darzustellen, wird bei den Wunderbildern durch die Handlung selbst Genüge geleistet; es ist also nicht zu erwarten, daß die Person Christi hier besonders hervorgehoben wird, während bei den Leidensbildern gerade um ihres Gegenstandes willen eine Hervorhebung seiner übermenschlichen Erhabenheit zu erwarten steht, so klingt das wie eine Behauptung, die nur der Theorie zu Liebe gemacht ist, und die deshalb nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Allein blickt man auf die Bilder, so

wird diese Behauptung durchaus bestätigt. Der Christus der ersten Reihe ist ein Jüngling; er zeigt ein offenes Kindergesicht mit zwei großen Augen; er ist bartlos, dichtes Haar umrahmt die schmale Stirne. Der ursprüngliche Christustypus tritt uns hier in lokaler, vielleicht durch griechische Einflüsse bedingter Gestalt entgegen. Der Christus der Passionsbilder bietet eine völlig abweichende Erscheinung: er ist ein bärtiger Mann, von übermenschlicher Größe, das lange Haar fällt bis auf die Schultern herab, ein starker Bart bedeckt die Wangen und das Kinn; die großen, mächtigen Augen blicken mit schwermüthigem Ernste aus den Bildern heraus.

Wie hier die beiden Christustypen nebeneinander vorkommen, ebenso auf den Reliefs der Holzthüren der Sabina in Rom. Und auch da ist der Wechsel kein zufälliger, sondern ein absichtlicher: der frühere Typus findet sich in den symbolischen, der spätere in den historischen Bildern.

Doch selbst die symbolische Darstellung Jesu blieb nicht unberührt von diesem Wechsel des Christusbildes. Dies macht sich schon bemerklich auf dem schönen Bilde des guten Hirten im Mausoleum der Galla Placidia in Ravenna. In der Mitte einer Wiese sitzt der gute Hirte auf einem Felsblock, umgeben von sechs Schafen; mit der Rechten liebkost er ein neben ihm stehendes Lamm, die erhobene Linke hält ein goldenes Tragkreuz, er ist gekleidet in ein langes goldenes Gewand, das mit zwei blauen Streifen verziert ist, ein Purpurmantel deckt die linke Schulter und fällt über den Rücken herab, das Haupt umgibt ein goldener Nimbus. Die schöne Einheit der ursprünglichen Vorstellung ist hier zerstört: man sieht nicht mehr den guten Hirten, sondern den verherrlichten Christus zwischen Schafen; allein der frühere Typus des bartlosen jugendlichen Gesichtes ist noch nicht aufgegeben: nur der

Ausdruck ist stolzer, das Haar ist länger als man es an den älteren Bildern des guten Hirten gewöhnt ist.

Endlich geschah es auch, daß man den jüngeren Typus für symbolische Darstellungen benützte, so z. B. auf einer Lampe, deren Abbildung Münter mittheilt.

Die Umrisse des Christusbildes waren gezogen, die Aufgabe, an deren Lösung die Kunst zu arbeiten hatte, war gesteckt: nicht ein Bild jugendlicher Schönheit wollte man zeigen, sondern den Eindruck übermenschlicher Macht und Erhabenheit sollte der Beschauer empfangen. Diese Umrisse des Christusbildes gingen auf die spätere Zeit über, und was die sinkende Kunst der alten Welt nicht zu erreichen vermochte, das ist der vollkommeneren Kunst einer späteren Zeit gelungen: sie hat das Bild des Erhabenen verklärt durch einen Strahl überirdischer Schönheit.

3.

Goethe's Stellung

zur

deutschen Nation.

Von

Dr. Arnold Schaefer,

o. ö. Professor an der Universität Bonn.

Alle Rechte vorbehalten.

Goethe's Stellung zur deutschen Nation.

Wie viel unser Volk für die Bewahrung und Wiederbelebung des nationalen Geistes seinen Dichtern und Schriftstellern zu verdanken hat, ist jedem wohlbewußt, der die Geschichte aufmerksam erwägt. Im Verlaufe von Jahrhunderten war unsere Reichsverfassung erstarrt, das Kaiserthum wandte sich von den deutschen Interessen ab, die einzelnen Glieder des Reiches sonderten sich; zu der territorialen Scheidung trat kirchlicher Zwiespalt hinzu und innere Kriege zehrten an unserem Herzblute; fremde Uebermacht riß unsere Grenzmarken ab und schaltete über uns, kurz der deutsche Name schien untergehen zu sollen. In dieser Trübsal und Verkümmerung blieb das einzige Band, welches unser zersplittertes Volk noch zusammenhielt, das Gedächtniß einer thatenreichen Vergangenheit, die gemeinsame Sprache, die gemeinsame Litteratur. Zwar huldigte auch die deutsche Poesie der Nachahmung fremder Vorbilder, sie entäußerte sich der freien Bewegung und verfiel in steife Pedanterie. Aber sie barg in ihrem Schooße edlere Keime und begann, je mehr die Schäden der verheerenden Kriege verwunden wurden und die wirthschaftliche Lage sich besserte,

sich emporzuringen und frische Triebe zu erzeugen. Gelehrte Studien des klassischen Alterthums wiesen die Bahn. An die Stelle französischer Muster trat das Vorbild der Antike und die Erneuerung klassischer Formen. Die Dichter steckten sich höhere Ziele: Klopstock und Lessing machten uns frei von den hergebrachten Schultheorien und lehrten unsere Sprache in Versen und in Prosa einen höheren Flug und gedrungene Kraft. So regte sich unsere Litteratur zu neuem Aufschwunge, erst in engeren Kreisen und Genossenschaften vornehmlich Norddeutschlands, aber allmählich ward unser Volk von dem Lebensodem ergriffen, der in Sturm und Drang unsere Dichtkunst neu beseelte. So gewaltig regte sich der Volksgeist, daß der Umsturz des römischen Reiches deutscher Nation und seines Kaiserthums, ja der tiefe Fall des preußischen Staates ihn nicht zu dämpfen vermochte, sondern daß gerade unter dem Drucke der Fremdherrschaft die nationale Gesinnung zu edlem Zorne erstarkte und, als die Stunde kam, in vollen Klängen und in männlichen Thaten hervorbrach. So ward durch unsere Litteratur das deutsche Leben wiedergeboren, und die verjüngte Nation rastete nicht, bis schließlich auch, was in Geist und Bildung zusammengehörte, in staatlichen Formen sich zusammenschloß, bis das deutsche Reich erneuert und das Kaiserthum hergestellt war.

Wenn wir diesen in der Weltgeschichte einzigen Vorgang überdenken, daß ein Volk, welches schon einmal eine ruhmvolle Zeit und eine schöne Blüte der Poesie durchlebt hat, wie das unsere im staufischen Zeitalter, nach langem Verfalle seiner Macht und scheinbarem Versiegen seiner schöpferischen Kraft, sich wieder aufschwingt zu einer zweiten reicheren Blüte seiner Litteratur und durch seine Thaten sich einen Ehrenplatz unter den Weltmächten erringt, so fragen wir uns billig, wer sind die Männer gewesen, welche die schlummernden Kräfte geweckt,

welche den Bann gelöst, der uns befangen hielt, und werden uns gern bewußt, was wir unsern Meistern zu verdanken haben. So lassen Sie uns in dieser Stunde betrachten, was unser größter Dichter, was Goethe zu der Entwicklung unseres Nationalgeistes beigetragen hat. Wir erwägen hiebei, wie hat Goethe in und mit unserem Volke gelebt, und wie hat er durch seine Werke auf unser nationales Leben eingewirkt: denn beides geht Hand in Hand.

Die Verhältnisse, unter denen Goethe geboren wurde und seine Jugend verlebte, boten ihm früh eine Anschauung der öffentlichen Zustände. Die freie Reichsstadt Frankfurt bildete ein auf alte Rechtsgewohnheiten festgegründetes Gemeinwesen, welches vielen ihrer Bürger Spielraum zu ersprießlicher Thätigkeit gewährte. Die Lage an dem schiffbaren Flusse und an den sich kreuzenden Heerstraßen, die belebten Messen förderten den Handel und eröffneten damit den Blick in die Ferne. Der rege Fremdenverkehr führte bei der Gastfreundschaft, die als Ehrenpflicht galt, viele bedeutende Männer in Goethe's und seiner Verwandten Haus. Stolz auf ihr Bürgerthum hielten die Frankfurter Patricier sich dem Adel gleich. Da Goethe's mütterlicher Großvater, der kaiserliche Rath Textor, als Schultheiß an der Spitze des Gemeinwesens stand, hatte schon der Knabe Gelegenheit in das Getriebe der Verwaltung zu blicken, von ihren Gebrechen zu erfahren und die Geschichte der inneren Kämpfe zu vernehmen, unter denen die reichsstädtische Verfassung sich ausgebildet hatte. Bot die Stadt auch nichts architektonisch bedeutendes, so schloß sie doch in ihren Mauern Gebäude ein, an die sich große Erinnerungen hefteten: die alte Burg Karls des Großen den Saalhof, den Römer, den Dom, die Stätten der Wahl und Krönung der Kaiser. Der Anblick der Bildnisse im Saale des Römers reizte dazu an, die Ge-

schichte der Kaiser zu kennen. Karl der Große, Rudolf von Habsburg, Karl IV., Maximilian I. wurden dem Knaben lebendige Gestalten, und aus jüngster Zeit vernahm er oft und gern die Erzählungen von der Pracht, mit der die Krönung des Bayern Karl VII. gefeiert war, auf französische Kosten, ihm und dem Reiche nicht zum Segen; und von den freudiger bewegten Tagen der Krönung des Lothringers Franz I., in Gegenwart seiner Gemahlin Maria Theresia, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit alle Herzen gewann und den Jubel des Volkes auf's höchste steigerte.

Der Friede, in welchem Goethe seine ersten Jahre verlebte, hatte keinen Bestand. Maria Theresia konnte den Verlust von Schlesien nicht verschmerzen: „um Preußen zu zergliedern", wie das Stichwort lautete, spann sie mit Rußland und Frankreich die Fäden eines Netzes, in welchem sie ihren Gegner sicher zu fassen gedachte, bis Friedrich der Große mit dem Einmarsche in Sachsen den Knoten durchhieb, ehe er völlig geschürzt war. Der siebenjährige Krieg spaltete Deutschland in zwei Parteien. Der Reichstag zu Regensburg verfügte die Execution gegen Friedrich von Preußen; auch Frankfurt stellte sein Contingent zu der Reichsarmee. Aber hier wie in anderen zum Reichskriege entbotenen Städten und Landschaften zählte die Sache Preußens warme Anhänger. Während der Großvater Textor dem österreichischen Hofe und den diesem verbündeten Franzosen anhing, herrschte im Goethischen Hause die Bewunderung Friedrichs des Großen: war doch auch der Vater Goethe von Karl VII., dem Gegner Maria Theresias, zum Kaiserlichen Rathe ernannt worden. Die Erlebnisse aus jenen Kriegsjahren hat Goethe später in Dichtung und Wahrheit geschildert und damit uns ein Lebensbild vorgeführt, wie es anschaulicher kein gleichzeitiger Schriftsteller uns darbietet.

Auch der Knabe Goethe war preußisch oder, um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt, „denn was ging uns Preußen an. Es „war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Ge„müther wirkte". Im Hause der Großeltern wollte ihm kein Bissen mehr schmecken, denn hier mußte er seinen Helden auf's greulichste verleumden hören. Und nicht blos von ferne vernahm man die Donner des Krieges. Zu Neujahr 1759 drangen, nicht ohne Vorwissen und Antheil des Großvaters Textor, französische Truppen gewaltsam in die freie Reichsstadt ein und nahmen dort Quartier: am nächsten Charfreitag ward nahe vor den Thoren der Stadt dem Heere Ferdinands von Braunschweig die Schlacht bei Bergen geliefert. Im Goethischen Hause hatte der Königslieutenant Graf Thorane, ein Mann von edler Gesinnung und feinster Bildung, seine Wohnung genommen: aber der Vater bezwang auch ihm gegenüber seinen Groll nicht. Ja er erwiederte den Glückwunsch des französischen Grafen zu dem guten Verlaufe der Schlacht mit dem grimmigen Worte: „Ich wollte, sie hätten Euch zum Teufel gejagt, „und wenn ich hätte mitfahren sollen". Der Friede von Hubertsburg, welcher Friedrich den Großen in dem unverminderten Umfange seiner Staaten befestigte, war ein Fest für das Goethische Haus. Zu diesem längst erhofften Tage schenkte der Vater Goethe's der Mutter eine mit Brillanten besetzte Dose, an der lange Zeit gearbeitet war, und mit Wärme gedenkt Goethe des Friedensfestes, unter dessen glücklichen Folgen der größte Theil seines Lebens verfließen sollte.

Ein Ergebniß jenes Friedens war die Erwählung Josephs II. zum römischen Könige noch bei Lebzeiten seines Vaters Franz I. (1764), und diese Wahlhandlung sollte sich unter Goethe's Augen in Frankfurt vollziehen. Damit wurde das alte Reich wieder lebendig, mit allen seinen Förmlichkeiten,

dem Streite um Vorrang und Privilegien, in welchem ein Reichsstand den andern zu überbieten suchte, endlich mit der Vollziehung der Wahl, dem Einzuge des Kaisers und des Königs und der Krönung Josephs II., welche mehr einer Mummerei als einer ernsten Handlung ähnlich sah, denn der junge König schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken Karls des Großen wie in einer Verkleidung umher, so daß er selbst sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Goethe hatte Gelegenheit nicht nur alle Schaustellungen zu sehen, sondern den inneren Gang der Dinge zu gewahren durch seine Verwandten und durch Geschäftsträger, welche zu dem Wahltage abgeordnet waren: wer gedenkt nicht gern der anziehenden Schilderung, in welcher er diese Jugendeindrücke wiedergegeben hat. Auf den wahren Stand der Dinge wirft ein scharfes Licht, wenn er schreibt, daß in diesen Tagen kaiserlicher Herrlichkeit aller Augen sich vornehmlich auf Herrn von Plotho richteten, den preußischen Gesandten, der zu Regensburg den Reichsfiskal, welcher die gegen seinen König eingeleitete Achtserklärung zu insinuiren gedachte, mit der lakonischen Gegenrede: „Was? Er Flegel insinuiren?“ die Treppe hinunterzuwerfen befahl. So hoch stand der große König und was ihm mit Leib und Seele ergeben war in der Gunst der Menge.

Die Kenntniß der Reichsverfassung und Reichsgeschichte, für welche die öffentlichen Vorgänge den Sinn belebten, wurde gleichzeitig gefördert durch Goethe's Umgang mit bedeutenden Männern. Ich nenne Karl Friedrich von Moser, ausgezeichnet durch seinen Charakter sowohl als seine Kenntniß des Staatsrechts, bewährt als Schriftsteller und Geschäftsmann, namentlich an dem nahen Darmstädter Hofe; den gelehrten Schöffen Joh. Daniel von Olenschlager, welcher u. a. Goethe den Inhalt und die Bedeutung der goldenen Bulle Karls IV. auseinander-

setzte; besonderen Eindruck machte auf ihn der Eingang: „Jedes „in sich gespaltene Reich wird wüste werden, denn seine Fürsten „sind Genossen der Diebe geworden".

Was Goethe sah und vernahm brachte ihn zu der Erkenntniß, daß die Reichsinstitutionen unrettbarem Untergange verfallen seien, und in dieser Ueberzeugung bestärkte er sich während seiner Studienjahre nur noch entschiedener. In dem mit trockener Gelehrsamkeit vorgetragenen Colleg des Hofraths Böhme zu Leipzig über deutsches Staatsrecht zeichnete er, statt gehörig nachzuschreiben, den Kammerrichter, die Präsidenten und Beisitzer mit seltsamen Perrücken an den Rand seines Heftes. An dem Reichskammergericht zu Wetzlar überzeugte er sich vollends, mit wie unzulänglichen Mitteln einem großen Zwecke nachgestrebt war. Hatten sich doch 20,000 Processe aufgehäuft, zu denen alljährlich neuer Actenwust unerledigt hinzukam; auf die von Joseph II. angeordnete Visitation warteten 50,000 Revisionen. Kurz der monströse Zustand des durchaus kranken Reichskörpers, der nur durch ein Wunder am Leben erhalten zu werden schien, trat überall zu Tage.

Aus solchen Erlebnissen und Erfahrungen erklärt es sich, daß Goethe keine Freude an einem Ganzen hegen konnte, das keinen Zusammenhalt mehr hatte und dem Widerspiel der Theile erlag. Er gewann Einsicht in die Geschichte; der Ursprung und die frühere Bedeutung der Reichseinrichtungen und Gesetze zog ihn an; in der Gegenwart sah er tüchtige Kräfte nur in den einzelnen deutschen Landen und Gebieten thätig und wirksam.

Aber dem Jüngling Goethe erschloß sich nicht allein die Geschichte des deutschen Reiches in ihrer Mannigfaltigkeit und Verworrenheit, sondern er lebte auch in den Denkmälern unserer Vorzeit. Ueberall wohin er von seiner Vaterstadt wan-

derte, stieß er auf Trümmer aus vergangenen Jahrhunderten. Diese reizten seine Phantasie: gleich von seiner ersten Reise in den Taunus und nach Mainz schreibt er: „Ich traf kein ver„fallenes Schloß, kein Gemäuer, daß ich es nicht für einen „würdigen Gegenstand gehalten und so gut als möglich nach„gebildet hätte". Noch war ihm für mittelalterliche Bauten das Verständniß nicht aufgegangen. Mainz konnte seinen jugendlichen Sinn nicht fesseln. Sowohl Leipzig, wo er die Universität bezog, als Dresden waren moderne Städte: was er dort von Kunstwerken sah und was er aus Winkelmann's und Lessing's Schriften an Belehrung schöpfte, galt Kunst des Alterthums oder der Renaissance. Was deutsche Meister vor Jahrhunderten geschaffen, erkannte er staunend und bewundernd erst zu Straßburg im Angesichte des Münsters.

Damals waren die Bauhütten verödet, Maße und Gesetze unserer Meister vergessen, die schönsten Kirchen dem Verfalle preisgegeben oder mit unpassenden Zuthaten entstellt und verbaut. Unter die Rubrik Gothisch häufte man alle Mißverständnisse von Ungeordnetem, Unnatürlichem: „Es grauste uns im Gehen", sagt Goethe, „vor dem Anblick eines mißgeformten krausborstigen Ungeheuers". Da schaute er das herrliche Werk Erwin's von Steinbach und ward von unerwarteten Empfindungen überrascht, welche er in den Blättern „von deutscher Baukunst" 1771 mit feuriger Begeisterung geschildert hat. „Wie frisch „leuchtete der Münster im Morgenduftglanz mir entgegen, wie „froh konnt' ich schauen die großen harmonischen Massen, zu „unzählig kleinen Theilen belebt; wie in Werken der ewigen „Natur bis auf's geringste Fäserchen alles Gestalt, und alles „zweckend zum Ganzen; wie das festgegründete ungeheure Ge„bäude sich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles und „doch für die Ewigkeit." Da verkündigt er laut: „Das ist

„deutsche Baukunst, unsere Baukunst, da der Italiener sich keiner „eigenen rühmen kann, noch weniger der Franzose".

Mit dieser Schrift weckte Goethe die erstorbene Liebe für die Kunst unserer Vorfahren. In ihm selbst erlosch jener erste Eindruck seit der Entfernung von Straßburg, er hatte sich mehr und mehr in die Antike eingelebt. Aber der Funke, den er angeschlagen, zündete in deutschen Gemüthern, vor allen andern der Brüder Boisserée. Sie fühlten sich Goethe geistesverwandt in der Liebe zur deutschen Kunst. Seit dem Jahre 1810 theilten sie ihm mit, was sie entdeckt und gerettet und weckten Goethe's Neigung von neuem: er begleitete fortan ihre Arbeiten und Publicationen mit warmem Antheil. Zumal mit Sulpiz Boisserée, der 1811 sein Gast war, schloß Goethe einen treuen Sinnes- und Herzensbund. Durch ihn ward Goethe mit dem Kölner Dom und dessen durch glückliche Fügung wieder aufgefundenem Plane bekannt und besuchte selbst im Jahre 1815 mit dem Freiherrn von Stein die rheinische Metropole. Er schildert uns den Eindruck, welchen die ehrwürdige Ruine des Domes auf ihn machte, zuerst als ein Zeugniß der Unzulänglichkeit des Menschen, sobald er sich unterfängt, etwas Ungeheures leisten zu wollen: „Nur wenn wir in das Chor treten, wo das Vollendete uns „mit überraschender Harmonie anspricht, da erstaunen wir „fröhlich, da erschrecken wir freudig, und fühlen unsere Sehn„sucht mehr als erfüllt". Dagegen konnte sich Goethe's auf Licht und Klarheit gerichteter Sinn mit dem mancherlei Ungenießbaren, was die modernen religiösen Mittelältler, Görres und Genossen, förderten und beförderten, niemals befreunden.

Wie das Entzücken an der ungeahnten Herrlichkeit deutscher Baukunst, so empfand Goethe im Elsaß in tieferer Seele der Liebe Lust und Leid und stimmte in vollen Klängen deutsche Lieder an, nicht gelehrt und gekünstelt, sondern dem Borne

echter Poesie entquollen, dem Volksmunde abgelauscht oder volksthümlich gedichtet und überall, soweit die deutsche Zunge klingt, nachgesungen. Ich darf diese herzerquickenden Dichtungen hier nur mit einem Worte berühren, aber das muß ich hervorheben, daß in der Goethischen Poesie die deutsche Sprache ihren Reichthum, ihren leichten Fluß, ihre Freudigkeit, ihre Anmuth wiedergewonnen, daß er anknüpfte nicht an Opitz und seine schulmeisterlichen Nachfolger, sondern wie an das Volkslied so an den bisher ungebührlich verspotteten Meister Hans Sachs, den er wieder zu Ehren brachte; daß er den Reim beseelte und mit lange nicht vernommenem Wohllaute anwandte. Diese Lyrik lebte und webte in der deutschen Natur: statt des strafferen norddeutschen Wesens war sie durchdrungen von dem freieren, frischeren süddeutschen Sinn, sagen wir geradezu sie athmete rheinische Luft. Wenn Goethe im Kreise seiner Freunde vom Altan des Münsters mit gefüllten Römern in die heitere Landschaft hinausschaute, welche dort vor ihren seligen Blicken lag, oder wenn er durch Feld und Wald an den Vogesen oder drüben an den Bergen des Schwarzwaldes zu Fuß oder zu Pferd umherstreifte, ward ihm das deutsche Land und das deutsche Volk lieb und werth, und seine Dichtungen sprachen aus, was gleichgesinnte Seelen ihm nachempfanden. Damit hat er unserem Volke ein unvergängliches Geschenk geboten und eine unversiegliche Quelle echter Freude und Lebensgenusses erschlossen.

Ich nannte das deutsche Land. Mochte auch Goethe zu der Universität Straßburg durch die Erwägung geführt sein, daß er dort in der halbwälsch gewordenen Stadt der französischen Sprache und Litteratur näher treten werde: die Wirkung ist gerade die entgegengesetzte gewesen. Die bedeutendsten Lehrer, welche Goethe schätzen lernte, vor allem der ehrwürdige

Schöpflin, der in dieser Zeit starb, und seine Schüler Koch und Oberlin, waren gediegene Kenner der Landesgeschichte, tüchtige Jünger und Vertreter deutscher Wissenschaft. Was von Franzosenthum an Goethe herantrat, stieß den Jüngling vielmehr ab als es ihn anzog: er ward sich der Vorzüge des Deutschen bewußt. Die französische Litteratur, bejahrt und vornehm geworden, jeder Frische entbehrend, fesselte ihn nicht: er und seine Freunde verschmähten es anders als in der Muttersprache zu reden: kurz an der Grenze von Frankreich ward Goethe des französischen Wesens bar und ledig. Durch Herder gewann er die Erkenntniß dessen, was er längst geahnt, daß die Poesie nicht ein Kunstproduct, sondern eine Welt- und Völkergabe sei, und fand in der Volksdichtung, in Homer, in Shakespeare seiner würdige Vorbilder. Dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, darin eröffnete sich ihm sein Dichterberuf. Schon damals gestaltete sich der Faust, der ihm zur Lebensaufgabe wurde: Götz von Berlichingen baute sich in seinem Geiste auf, denn das deutsche Leben des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts behielt seine Macht über Goethe's Gemüth. In gleicher Gesinnung hat er wenige Jahre später Hans Sachsens poetische Sendung in die Worte gefaßt:

Die Welt soll vor dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn,
Ihr festes Leben und Männlichkeit,
Ihre innere Kraft und Ständigkeit.
Der Natur Genius an der Hand
Soll dich führen durch alle Land.

Der Straßburger Lehrzeit folgte bald der Aufenthalt in Wetzlar und in ihm der Kampf der Gefühle, welchem der Dichter in Werthers Leiden den tiefergreifenden Ausdruck gab. Aber während er mit diesem Werke die deutsche Jugend hin-

riß, überwand er innerlich und reifte zu ernsten Aufgaben des thätigen Lebens.

Nach Frankfurt heimgekehrt brachte er Götz von Berlichingen rasch zum Abschluß (1773). Was diesem nationalen Drama, dem ersten nach Lessing's Lustspiele Minna von Barnhelm, an Abrundung der Form, an schul- und bühnengerechter Durcharbeitung abging, ward in vollem Maße aufgewogen durch die kräftige Darstellung aus der Geschichte und aus dem Leben gegriffener Charaktere und die anschauliche Schilderung von Zuständen, in denen die Gegenwart sich wiederspiegelte. Der Held des Dramas, Götz mit der eisernen Hand, ein treuherziger und biederer Ritter, in verworrener Zeit seiner Haut sich wehrend; in die Handlung verflochten alle die streitenden Gewalten, der Kaiser Max, ehrenwerth, aber des Reiches nicht mächtig, weil „kein Fürst so klein ist, dem nicht mehr an „seinen Grillen gelegen wäre als an des Reiches Gedanken"; die geistlichen Höfe, der Adel, Städter und Bauern, alle mit scharfen Strichen gezeichnet, ein Stück deutscher Geschichte, wie bisher noch kein Dichter, kein Geschichtsschreiber sie dargestellt hatte, darum allerseits mit Beifall und Theilnahme begrüßt. „Denn", um mit Goethe's eigenen Worten zu reden, „es ent„steht ein allgemeines Behagen, wenn man einer Nation ihre „Geschichte auf eine geistreiche Weise wieder zur Erinnerung „bringt. Sie erfreut sich der Tugenden ihrer Vorfahren und „belächelt die Mängel derselben, welche sie längst überwunden „zu haben glaubt."

Aber Goethe lebte nicht allein in poetischen Schöpfungen: es galt ihm, einem bestimmten Berufe sich zu widmen, mit Männern zu wirken. Die Beschäftigung des Anwaltes, in der er als Doctor juris sich versuchte, befriedigte ihn nicht: der Eintritt in den Rath seiner Vaterstadt blieb ihm als

nahen Verwandten von Mitgliedern jener Behörde zunächst gesetzlich versagt und reizte ihn auch späterhin nicht. Ihn beschäftigten lebhaft die Schriften von Justus Möser, „des herrlichen, unvergleichlichen Mannes", wie er ihn dankbar nennt. Möser ging in seiner Osnabrückischen Geschichte auf die Grundzüge des deutschen Volks- und Staatslebens zurück und entwickelte daraus die Stellung des Landesherrn und der Stände. In seinen Aufsätzen, welche hernach als „patriotische Phantasieen" gesammelt wurden, beleuchtete er mit innigster Kenntniß des bürgerlichen Wesens, an der Hand eigener Erfahrung, sittliche und wirthschaftliche Fragen und verknüpfte auf lehrreiche Weise die Betrachtung der älteren Gerechtsame mit den gegenwärtigen Bedürfnissen. Diesem Manne gedachte Goethe nachzueifern, und die Gelegenheit, in seinem Geiste thätig zu sein, ward ihm geboten.

Herzog Karl August von Sachsen-Weimar stand im Begriffe, als mündiger Fürst die Regierung seines Landes zu übernehmen und sah sich nach einem geistreichen und vertrauenswerthen Rathgeber um. In Frankfurt kam er mit Goethe zusammen (1775), und gleich die ersten Unterredungen knüpften an den jüngst erschienenen ersten Band von Möser's patriotischen Phantasieen an. Während man dem deutschen Reiche Anarchie und Ohnmacht vorzuwerfen hatte, zeigte Möser, was die kleinen Staaten für sich zur Ausbreitung der Cultur nach den Bedürfnissen, welche aus der Lage und Beschaffenheit der verschiedenen Landschaften hervorgehen, zu leisten vermöchten. Daran reihten sich weitere Gespräche über die Aufgaben der Landesverwaltung. Hiebei gewann Karl August eine so hohe Vorstellung von Goethe's Einsicht, daß er ihn an seine Seite berief und ihm eine Stellung des höchsten Vertrauens bereitete, welche, zu inniger Freundschaft sich befestigend, für den Herzog

und für das weimarische Land reiche Frucht getragen hat. Karl August lernte durch Goethe die Regierungsgeschäfte lieb gewinnen. Den Wohlstand der Unterthanen zu heben, neue Quellen des Erwerbes zu eröffnen, den Künsten und Wissenschaften zu Weimar und an der Universität Jena eine Stätte zu bereiten, bedeutende Männer heranzuziehen und zu fesseln, das war jetzt die erfreuende Aufgabe, welcher Goethe an der Seite seines fürstlichen Freundes sich widmete. Solch ernste Bestrebungen verbanden sich mit der oft überschäumenden Lebenslust, welcher der Herzog und Goethe sich im Freundeskreise hingaben: auch sie hat Goethe im Sinne wenn er sagt: „Meine beste Zeit habe ich mit Ihnen und den Ihrigen verlebt". Das kleine Weimar ward ein Brennpunct für das litterarische Leben in Deutschland, die Universität Jena gelangte zur höchsten Blüte und durfte anderen Hochschulen zum Muster dienen. Diesen Wetteifer, welchen die Mannigfaltigkeit kleiner Staaten zu erzeugen vermag, hat Goethe im Tasso treffend mit den Worten bezeichnet:

Das hat Italien so groß gemacht,
Daß jeder Nachbar mit dem andern streitet,
Den bessern zu besitzen, zu benutzen.
Ein Feldherr ohne Heer scheint mir ein Fürst,
Der die Talente nicht um sich versammelt.

Wie viel er Goethe's „seltenen Verdiensten" zu danken habe, erkannte Karl August freudig an. Ich erinnere an sein Wort zu Neujahr 1804: „Du weißt selbst, wie vielen Theil „Du an allem dem, was seit etlichen und zwanzig Jahren „bei uns zum Guten gediehen ist, Dir zuschreiben kannst". Die fünfzigste Wiederkehr des Tages, an welchem Goethe in Weimar eingetroffen war, feierte er 1825 als „das Jubelfest „seines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit un„veränderter Treue, Neigung und Beständigkeit mich bisher in

„allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem „Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälligen „Dienstleistungen ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten „Unternehmungen verdanke". Und Goethe hat für seinen Herzog das schönste Zeugniß abgelegt in dem Epigramme, das mit den Worten anhebt:

„Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
„Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur was er vermag.
„Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
„Jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein."

Was Goethe in einem kleinen deutschen Staate wirkte, ist dem deutschen Volke überhaupt zu gute gekommen. Aber wie hoch wir auch dieses Verdienst ihm anrechnen, so ist doch von vornherein nicht zu verkennen, daß es ein enger Kreis war, in welchem er sich fortan bewegte. Er konnte zwar in diesem die allgemeinen Interessen humaner Bildung in Kunst und Wissenschaft hegen und pflegen: aber den treibenden Kräften eines großen Staates stand er fern, er fühlte sich nicht berufen, mit Wort und That in die Entschließungen einzugreifen, welche über die Zukunft unseres Volkes entschieden, und schloß sich im Verlaufe der Zeit immer mehr gegen die Außenwelt ab.

Zunächst allerdings wurden die Zeitereignisse aufmerksam verfolgt. Die Auflehnung der englischen Colonien in Amerika gegen das Mutterland und ihr Kampf um ihre Selbständigkeit regte Goethe an, zu der dramatischen Bearbeitung des Egmont zurückzukehren, welche er erst nach mehreren Jahren abschloß (1787), während jener italienischen Reise, die eine Epoche seines Lebens bildet, auf der Iphigenie ihre volle, reine Kunstform erhielt und Torquato Tasso der Vollendung entgegenreifte. Im Egmont bewegen wir uns zwar nicht auf deutschem Boden, aber es ist ein stammverwandtes Volk, dessen

Kampf um sein altes gutes Recht gegen fremde Tyrannei uns vorgeführt wird. Wie wahr und lebendig hat Goethe in diesem Trauerspiele wiederum die Volksbewegungen vergegenwärtigt, wie plastisch die Charaktere gezeichnet, die Statthalterin Margaretha und den starren Herzog Alba, den schweigsamen Oranien und den lebensfrohen Egmont, mit freigestaltender dichterischer Phantasie, aber doch ein Bild tragischen Heldenthums. Und hochherzig hat der Dichter den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Freiheit gegenüber dem spanischen Despotismus in diesem Drama Ausdruck gegeben.

Uebrigens stand der Herzog Karl August den Verwickelungen der deutschen Staatsverhältnisse in jenen Jahren nicht fern und sein Briefwechsel sowie die Acten des Weimarischen Archivs bezeugen, daß auch hierin Goethe mit ihm in vertrautem Einvernehmen stand und mit dem Herzog arbeitete. Für den Fürstenbund, welchen Friedrich der Große am Ende seiner Regierung (1785) zu dem Zwecke stiftete, die Selbständigkeit der Reichsstände, zunächst Baierns, gegen Josephs II. Uebergriffe aufrecht zu halten, war Karl August eifriger bemüht als irgend ein anderer Fürst und blieb zu gleichem Zwecke mit König Friedrich Wilhelm II. verbunden. Als Preußen 1790 Anstalt machte, Oesterreich mit den Waffen die Spitze zu bieten, stand Karl August als preußischer General im schlesischen Feldlager und beschied auch Goethe zu sich. Nachdem der preußische Hof unter Verzicht auf seine Entwürfe mit Oesterreich sich verständigte und die beiden Mächte alsdann den von dem revolutionären Frankreich keck heraufbeschworenen Krieg aufnahmen, war Karl August wiederum auf seinem Posten im preußischen Heere, und Goethe begleitete den Herzog 1792 auf der Campagne in Frankreich, 1793 zu der Belagerung von Mainz.

Goethe beobachtete die wachsende innere Bewegung in Frankreich, die zunehmende Erbitterung der Parteien, die Zerrüttung der sittlichen und staatlichen Verhältnisse mit banger Sorge. Während viele seiner Freunde noch der Zuversicht lebten, daß aus den Wirren in Frankreich ein verjüngtes Staatswesen erstehen werde, fühlte Goethe sich abgestoßen; sein auf Ordnung und Maß gerichteter Sinn konnte sich mit einem Treiben, das, wie er einsah, zum Umsturze führen mußte, nicht befreunden. Schon die Halsbandgeschichte im Jahre 1785 schreckte ihn „wie das Haupt der Gorgone". In dem Abgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen ihm gespensterhaft die gräulichsten Folgen. Von vorn herein fürchtete Goethe, daß auch Deutschland von der Umwälzung ergriffen werden möchte. Daß die Kriegführung der durch gegenseitige Eifersucht gelähmten Mächte der Revolution keine Schranken setzen werde, ward ihm bei dem Feldzuge in Frankreich klar. Ich erinnere an das Wort, das er nach der fruchtlosen Kanonade bei Valmy aussprach:

„Von hier und heute geht eine neue Epoche der Welt-
„geschichte an, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen."

Mißmuthig trat Karl August im Herbste 1798 aus dem preußischen Heere aus.

Der trüben Stimmung, welche die Vorgänge in Frankreich in ihm nährten, gab Goethe dichterischen Ausdruck in dem Großkophta, der die sittliche Corruption in den höchsten Kreisen veranschaulicht, mit der die Ehrfurcht vor allem Hohen und Großen untergraben war, und in zahlreichen Epigrammen, welche gar manches treffende und bedeutende Wort enthielten. Ich erinnere nur an die Sprüche:

„Alle Freiheits-Apostel, sie waren mir immer zuwider,
Willkür suchte doch nur Jeder am Ende für sich."

„Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde; doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann."

Am schönsten und wahrsten spiegelt sich das Bild der Zeitbewegungen wieder in dem idyllischen Epos Hermann und Dorothea, eine Verklärung des deutschen Bürgerthums, welche von echt vaterländischer Gesinnung eingegeben als eine köstliche Gabe von unserem Volke aufgenommen worden ist. Wie Goethe dachte, bezeugen unter anderen die Verse:

Wahrlich, wäre die Kraft der deutschen Jugend beisammen
An der Grenze, verbündet nicht nachzugeben den Fremden,
O sie sollten uns nicht den herrlichen Boden betreten . . .
Nur der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Uebel und breitet es weiter und weiter.
Aber wer fest auf dem Sinne beharret, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin. —
Dies ist unser! So laßt uns sagen und so es behaupten! —

Eine politische Neugestaltung Deutschlands schien ihm damals unmöglich. In den Xenien mahnt er:

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens.
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

Auch ein dramatisches Abbild der Zeitbegebenheiten gedachte Goethe zu geben, hat jedoch von dem groß angelegten Entwurfe in der „natürlichen Tochter" nur den ersten Theil ausgeführt, mit feiner Charakterzeichnung, aber ohne damit volle Wirkung erreichen zu können. Denn volksthümlich war diese Dichtung nicht, sie gab mehr Reflexion und Abstraction als lebenskräftige Darstellung.

Enger und enger zog Goethe seine Kreise. Aber vergessen dürfen wir nicht, daß gerade in dieser Periode (1794 bis 1805) ihn die vertraute Freundschaft mit Schiller verband, in welcher unsere beiden größten Dichter in neidloser Anerken-

nung sich anregten und wechselseitig förderten und dadurch den deutschen Namen verherrlichten; daß Goethe bei den Dramen, deren Stoffe der deutschen Geschichte angehören, bei Wallenstein und Wilhelm Tell, dem Freunde an die Hand ging, und daß beide vereint es sich angelegen sein ließen, die weimarsche Bühne zu einer Kunstschule für Deutschland zu erheben.

Mit Schiller's frühem Tode fühlte Goethe sich verwaist, aber nach wenig Jahren schenkte er unserer Nation wiederum Werke voll Jugendfrische und wirksamster Kraft. 1808 erschien der Faust, von welchem früher nur Bruchstücke gedruckt waren, der erste Theil ganz und Scenen des zweiten Theiles, ein Drama in Inhalt und Form echt deutsch, von tiefstem Gehalte, recht eigentlich eine Lebensarbeit des Dichters, ein Meisterwerk, welches gerade in der Zeit des schwersten Druckes kundgab, was die deutsche Poesie Großes und Eigenthümliches zu schaffen vermochte. Hierauf gab Goethe in den Jahren 1811 bis 1813 die drei ersten Theile von „Dichtung und Wahrheit" heraus, die Geschichte des eigenen Lebens, aber in ihr die Geschichte des Aufblühens unserer Litteratur, ein Trost zugleich und ein Sporn zu fernerem Ringen und Streben. Hier bezeugte Goethe, daß der erste, wahre, höhere, eigentliche Lebensgehalt durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie gekommen sei, welcher vorher ein nationaler Gehalt fehlte; fürwahr ein bedeutsames Wort in einem Momente, als der preußische Staat eben seine erschütterte Kraft zusammennahm und an seiner Verjüngung arbeitete.

Gegenüber solchen Werken, welche das nationale Selbstgefühl freudig erhoben, vermögen wir kaum zu fassen, daß Goethe diese Verjüngung und Wiedergeburt des preußischen Staates, auf der die Zukunft des deutschen Volkes beruhte, nicht mit warmem Antheile begleitete, sondern sich verzagend

in den Drang des Verhängnisses schickte. Der Grund lag theils darin, daß er von Jahr zu Jahr sich mehr auf sich und seine Lieblingsstudien zurückzog, theils in den Verhältnissen des Kleinstaates, mit dem er verwachsen war. Herzog Karl August war mit dem Ausbruche des Krieges 1806 wieder in die preußische Armee eingetreten und alsbald in deren Niederlage verwickelt worden. Aber der Sieger hatte ihm verziehen und mit den übrigen sächsischen Fürsten ihn in den Rheinbund aufgenommen. Dieser legte harte Verpflichtungen und Leistungen auf; auch Goethe gedenkt des traurigen und bedenklichen Abmarsches der weimarschen Jäger nach Tirol 1809, wo sie übel zugerichtet wurden. Aber in der Landesverwaltung wurden die Vasallen Napoleon's nicht beirrt: sie durften in ihrem Stillleben verharren. Ueber sie und ihre Unterthanen kam nicht die furchtbare Vergewaltigung, der schnöde Hohn, die aller Verträge spottende Bedrängung und Ausbeutung, welche die Preußen zum grimmigsten Zorne empörten. Goethe versenkte sich in Kunst- und Naturstudien; er vollendete die Farbenlehre. Napoleon's Weltherrschaft nahm er als ein unabwendbares Schicksal hin: ihn bemeisterte die Persönlichkeit des Imperators, der ihn mit Gnade und Auszeichnung empfing. So gewann er es über sich, im Namen der Karlsbader Bürger Huldigungen für die anwesende Kaiserin der Franzosen Marie Luise zu dichten, welche das, was die Völker so schmerzlich ersehnten, in die höfischen Worte faßten: „Der alles wollen kann, will auch den Frieden". Daher flößte ihm die Erhebung Preußens kein Vertrauen ein. Als er auf der Reise in die böhmischen Bäder im April 1813 nach Dresden kam, besuchte er Schiller's Freund, den Appellationsrath Körner. Dieser erzählte, daß er seinen einzigen Sohn mit Freuden zu der Lützower Freischaar entlassen habe und auf glückliche Zeiten

hoffe. Da rief Goethe gleichsam erzürnt aus: „Ja schüttelt „nur an euern Ketten, so viel ihr wollt; der Mann ist euch „zu groß: ihr werdet sie nimmer zerbrechen, sondern nur noch „tiefer in's Fleisch ziehen". Als dies der Freiherr von Stein erfuhr, sagte er ruhig: „Laßt ihn, er ist alt geworden". Als dann die gegen Napoleon verbündeten Heere Sieg auf Sieg erfochten, schrieb Goethe gerade an dem Tage der Leipziger Schlacht in dem Epilog zum Trauerspiele Essex die Worte:

„Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
„Ein letztes Glück und einen letzten Tag."

Der Entscheidung hat auch Goethe sich erfreut und in dem Festspiele „des Epimenides Erwachen", welches im Frühjahr 1815 in Berlin aufgeführt wurde, sie gefeiert. Eine Gabe für das deutsche Volk war diese künstliche Dichtung nicht. Aber ein echtes Dichterwort war die Widmung des Denkmals zu Rostock, welches die Mecklenburger Stände dem Fürsten Blücher setzten (1819):

„In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß:
So riß er uns
Vom Feinde los."

Leichter als seine Theilnahmlosigkeit während des Befreiungskrieges begreifen wir, daß Goethe durch die trüben Gährungen der nachfolgenden Jahre sich abgestoßen fühlte, daß er den Ausschreitungen der Presse, wie in dem Falle der Okenschen Zeitschrift Isis, durch Verbote zu begegnen rieth, daß ihm die Händel der kleinstaatlichen Landstände zuwider waren, während er andererseits auch von der Centralisation kein Heil erwartete. Ihm stand am höchsten die persönliche Freiheit des Menschen zur Entwickelung der ihm eigenen Gaben. Daß in dieser Hinsicht ihm das deutsche Vaterland warm am Herzen lag, bezeugen seine Gespräche mit Luden, mit Ecker-

mann in beredter Weise. Er glaubte an Deutschlands Zukunft und sah mit der bloßen Befreiung vom französischen Joche das Schicksal der Deutschen noch nicht erfüllt.

Goethe's Stellung zur deutschen Nation nach seinen letzten Lebensjahren bemessen zu wollen, würde ungerecht sein. Hat doch auch Stein, der streng richtende, dem Tadel der damaligen politischen Haltung Goethe's hinzugefügt: „aber er ist doch zu groß". Als Stein das große Unternehmen der Herausgabe der Monumenta Germaniae historica in's Leben rief, da ward auch Goethe an seinem siebenzigsten Geburtstage 1819 zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ernannt. Er dankte mit den Worten: „Waren meine „dichterischen und sonstigen Arbeiten zwar immer dem nächsten „und gegenwärtigsten Leben gewidmet, so hätten sie doch nicht „gedeihen können ohne ernsten Hinblick auf die Vorzeit. In „diesem Betracht darf ich wohl mich der erwiesenen Gunst be„scheiden dankbar erfreuen und die Hoffnung nähren, zu jenen „herrlichen vaterländischen Zwecken einigermaßen mitzuwirken."

Die deutsche Nation wird dessen eingedenk bleiben, daß sie dem Meister Goethe vor allen anderen den Aufschwung ihrer Poesie im vorigen Jahrhundert und ihre Blüte, die Erfrischung und Vertiefung ihres geistigen Lebens und die Erstarkung ihres Selbstgefühles zu verdanken hat. Denen, welche seinen Ruhm schmälern möchten, rufen wir die Worte zu, welche Friedrich Rückert bei Goethe's Tode schrieb:

Schämt euch, die ihr am alten Stamm, ihr Knaben,
Das Moos gerupft, vor Männern, die in seiner
Bewundrung sich herangebildet haben!
Wo Goethe stand, galt größer nichts noch kleiner;
Er ging, nun zeigt wetteifernd eure Gaben!
Doch derer, die ich kenn', ersetzt ihn keiner.

4.

Tod und Ewigkeit

in den

Liedern der Kirche.

Von

G. Schlosser,
Pfarrer in Frankfurt a. M.

Alle Rechte vorbehalten.

Tod und Ewigkeit in den Liedern der Kirche.

„Das Grab ist tief und stille
Und schauderhaft sein Rand;
Es deckt mit dunkler Hülle
Ein unbekanntes Land“;

Aber in dieß unbekannte Land einen Blick zu thun, ist von jeher der Menschen Verlangen gewesen; und das Wort der drei Frauen, die vor Sonnenaufgang ausgehen, einen theueren Todten zu salben, das Wort, das wir jedes Jahr wenigstens einmal hören: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?“ ist ein Seufzer aus dem Herzen der ganzen Menschheit heraus, deren Glieder, obwohl sie nun schon Jahrtausende lang Tag für Tag das Werk des Todes gesehen und sich mit ihm vertraut machen konnten, doch von Schauder überrieselt und von Frost geschüttelt werden beim blosen Gedanken an die graufigen Tiefen dieser unheimlichen Naturmacht, der auch die hellsten und glänzendsten Seelenschwingungen erliegen.

„Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?“ Siehe, die nervige Faust eines alten Germanen thut's, hebt die Steinplatte eines Hünengrabes auf, und was wir da sehen schildert eine alte (angelsächsische) Dichtung in grellen Farben, aber völlig naturgetreu:

„Da unten liegt er,
Die Lippen nicht öffnend,
Gespaltenen Hauptes,
Die Hände modernd,
Klaffend die Kiefern
Und die Kehle gähnend;
Zerfasert die Sehnen,
Zerfetzt der Nacken,
Die Finger zerfallen,
Die Füße zersplittert,
Die Rippen zerrissen
Von Raupen grimmig,
Die Leichenblut leckend
Laufen und wimmeln.
„Gifer“ heißet
Der gierige Hauptwurm,
Deß Freßzangen scharf,
Wie Pfriemen von Eisen.
Allen im Erdgrab
Der Alte voran
Zerret die Zunge
Durch die Zähne schlüpfend,
Huschend in's Haupt,
Durch die hohlen Augen
Die Wege wühlend
Der Würmer Schaar.“

Es ist grausig! legt den Stein wieder auf's Grab, deckt es zu! Gehen wir nach einer anderen Stelle, nicht hier unter dem nordischen Himmel mit der melancholischen Stimmung, gehen wir in's Land der lachenden Lebensfreude unter dem ewig heiteren Himmel, hin nach Olympia, nach Mykene zum

Königsgrab. „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?“ Hacken und Spaten herbei, in Forscherlust an die Arbeit:

„Da unten da liegt er
In goldenem Panzer
Mit goldener Maske. — — —“

Ja, der Panzer ist noch da und der schützende Helm, aber der Held, der sie getragen, der unbesiegbare, den man in Liedern gefeiert? Gifer und die Würmerschaar hat ihn verlassen, sie fanden nichts mehr an ihm; noch ist's, zusammengepreßt von der mächtigen Erdschicht, nichts als eine gestaltlose Masse zerbröckelnder Knochen. Fast ist's noch entsetzlicher: Das seelenlose Metall noch vorhanden, der beseelte, lebenswarme Mensch ein todter kalter Aschenhaufen!

Das Grab ist tief und stille und schauderhaft sein Rand, und doch — steht an diesem Rand ein schwaches Weib[1]) und spricht ruhig und getrost:

„Sollte nicht
Sich mein Herz zufrieden geben.
Was die lange Todesnacht
Mir auch für Gedanken macht!“

Und es tritt ein Mann[2]) hinzu und spricht:

„Komm, liebe Todeskammer,
Eröffne mir die Thür,
Nimm mich nach allem Jammer
In Frieden ein zu Dir!“

und noch ein schüchternes Weib, die „Verborgene“ genannt, stimmt ein, selbst mit der Stimme klagender Sehnsucht:

„Ach daß nicht die letzte Stunde
Meines Abschieds heute schlägt!
Mich verlangt von Herzensgrunde,
Daß man mich zu Grabe trägt;“

---

[1]) Kurfürstin Luise Henriette von Brandenburg.
[2]) Albert Knapp.

wie denn auch ein Sänger älterer Zeit[1]) den letzten Tag seines Lebens begrüßt mit den Worten:

„Gottlob, es naht mein freudenreichster Tag!"

Und das ist nicht künstlich gemachtes Wesen; wir fühlen's den einfachen Worten an: Das ist vollste Wahrheit, wirkliche Herzensstimme der Sehnsucht, innig stark und wahr, wie sie nur jemals in einem Liede sich ausgesprochen hat.

Und was ist's, das solche Stimmung weckt? Den Leuten ist's wohl recht schlecht ergangen im Leben? Daß ich nicht wüßte. Nicht schlimmer wenigstens als Dir und mir und den meisten Menschen. Es ist ja allerdings auch im glücklichsten Erdenleben viel Mühe und Arbeit, Sorge, Noth und Schmerz; die haben da ein Ende. So hören wir denn auch den einen Sänger vor der Grabesthür weiter:

„Hier hat man ausgeweinet,
Hier sorget man nicht mehr,
Im Land, wo's dunkel scheinet,
Da geht es friedlich her."

Denkt der Sänger vielleicht an den „Trunk aus Lethe's Strom", der Vergessenheit bringt alles dessen, was dahinten liegt? Wäre sein Blick durch Gifers Bereich hindurch weiter gedrungen in's Schattenland der Griechen, wo der Held von Mykene mit so viel Tausenden stumm und still, bewußt- und empfindungslos durch die kalte graue Dämmerung als Schatten dahin schwebt? Ach ich wüßte nicht, wie der bloße Gedanke an das Vergessen, an das Nichtmehrempfinden des Erdenleides, — was auch jetzt noch für Viele das Einzige ist, was sie nach dem Tode erwarten, — solche friedevolle Klänge wecken könnte, zumal wenn Jemand, wie unsere vier Sänger vor der Grabesthür, von seinem Erdenleben sagen konnte: „Mein Loos

[1]) Johann Adam Lehmus † 1788.

ist mir auf's Liebliche gefallen." Den Griechen schauderte vor seinem Schattenlande, und ein Achill will selbst mit Drangabe seines unsterblichen Ruhmes, den er einst einem langen Erdenleben vorgezogen, lieber ein geplagter Taglöhner sein unter den Lebenden, als ein König unter den Todten. Und selbst der Hebräer, der so viel mehr Licht von oben empfangen, hat düstere Gedanken, wenn er an's Grab, an Scheol, an's Todtenreich denkt, und klagt vor seinem Gott: „Im Tode gedenkt man Deiner nicht, wer will Dir in der Hölle danken?" Ein solch schattenhaftes Halbleben weckt kaum Friedens-, noch weniger Freudenlieder. Die fangen erst an, als die drei trauernden Frauen mit ihrer Frage: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?" zum Grabe des Herrn gekommen, den Stein weggewälzt gefunden und des Engels Ruf vernommen: „Was sucht ihr den Lebendigen bei den Todten?" Da sind erst friedliche, ja da sind überhaupt erst Grablieder möglich, in denen, wie bei jenem Sänger vor der Todtenkammer, der helle Ton durchschlägt:

„Getrost ich scheide munter,
Die Ruhe lacht mich an,
Ich sinke froh hinunter,
Mir winkt ein Canaan!"

Seitdem der Stein abgewälzt war am Ostermorgen, ist der Tod, wie ein Lied von Luther sagt, „ein Schlaf geworden", oder, da dieser dunkle Planet Erde nicht unsre ewige Wohn- oder Ruhestätte sein soll und sein kann, da ein unmittelbares Bewußtsein uns sagt, daß wir Pilgrime und Fremdlinge auf Erden sind, — ein Heimgang. Und aus demselben düstern, kalten Nordland, in dem das grausige Giferlied entsprungen, kommt, nachdem das Evangelium von dem Auferstandenen verkündigt und geglaubt worden, im Gedanken an Tod und Grab ein Lied, das, innig und zart, geradezu ein Lied des Heimwehs nach dem Jenseits wird:

„Heimweh, ach Heimweh
Zwischen Kummer und Lust,
In des Menschen Herz,
In des Zugvogels Brust!

Hier unten weht's kalt,
Bald nachtet es hier;
Es zieht mich zur Liebe,
Es zieht mich zu Dir!

O, Du meine Rose,
Am Kreuze erbleicht,
Du mein Held und König,
Der sein Haupt geneigt.

Komm und birg meine Seele
Vor Sünde und Graus
In seligem Frieden!
Ach, bring mich nach Haus!"

In diesem schlichten Volkslied ist aber der Grundton angegeben, der durch alle Lieder der Kirche über Tod und Ewigkeit hindurchgeht. Es ist nicht etwa der Ton bloser Resignation, der Ergebung in den „harten Schluß" des Scheidens, in das, was in „Gottes Rath" bestimmt ist, sondern es ist der Ton des Verlangens, der Sehnsucht, die in den meisten zum wirklichen Heimweh wird, von einer Innigkeit, Tiefe und Stärke wie nur jemals ein Fremdling in fernem Land nach seiner irdischen Heimath, dem schönsten, sonnigsten, blumenreichsten Land, sich gesehnt hat. Und es ist dieß Himmelsheimweh dem irdischen Heimweh edelster Art nicht blos ähnlich, sondern ist ihm verwandt, ja liegt ihm bewußt oder unbewußt zu Grunde. Darüber zunächst noch ein kurzes Wort[1]).

Es liegt in jedem Menschen, der nicht völlig veroberflächlicht, oder moralisch verwildert, oder, möchte ich zufügen,

[1]) Vergl. des Verfassers „Heimathliebe, Heimweh, Heimgang". Frankfurt a. M. bei H. Zimmer.

modern zerbildet ist, eine innige Liebe zu der Stätte, der Landschaft, der Stadt, dem Dorf, dem Haus, den Verhältnissen, in denen er geboren ist und nach Gottes Rathschluß eine Zeit lang gelebt hat. Diese Heimathliebe, Heimathlust ist — nach Geibel's schönem Gedicht — ein „Born der Sehnsucht unergründet, ein frommer Strahl in jeder Brust vom Himmel selber angezündet", ein Gefühl, das „wie der Tod so stark uns eingesenkt ward bis in's Mark". Heimath — das bloße Wort bringt den meisten Menschen die schönste, glücklichste — weil unschuldigste — Zeit ihres Lebens in Erinnerung. Nach der Trennung von der Heimath wird bei Vielen diese Liebe zum Weh, das Manche gar nicht überwinden konnten, und das sie nicht selten aus dem glänzendsten Wohlstand in der Fremde wieder heimgetrieben, um wenigstens den Abend des Lebens da zu verweilen, wo das Leben seinen Anfang, seinen Ursprung genommen. Heimweh, nach Stilling's tiefsinnigem Wort, ist Sehnsucht der Creaturen nach ihrem Ursprung.

Die Allermeisten freilich, die von Sehnsucht getrieben, die Orte ihrer Kindheit aufgesucht, haben da auch nicht mehr gefunden, was sie gesucht, und Mancher hat sich nach einem andern Orte umgeschaut, ist gewandert nach einem „Land, gesucht, geahnt und nie gekannt", und auf sein seufzend fragendes: Wo? brachte ihm das Echo nur die Antwort: „Da, wo Du nicht bist, da ist das Glück."

Aber was ist es denn, was bei keinem einzigen Menschen ein volles Heimathglück aufkommen läßt, was ihn aus der Heimath forttreibt, zu suchen was ihn völlig zufrieden macht, und doch auch wieder zurück, wenn er es draußen nicht gefunden, um's doch auch wieder daheim nicht zu finden, oder das, was von Heimathglück vorhanden, so rasch verschwinden, so oft sich in bittrer Täuschung auflösen läßt? Es ist der alte

Fluch, der auf dieser Erde lastet, in ihren sonnigsten Gefilden, wie da, wo Alles in Kälte zu Eis erstarrt, unter dem Dornen und Disteln wachsen und des Menschen Fleiß verhöhnen, der im Schweiß des Angesichts mit Kummer sich nähren muß, bis er wieder zur Erde wird, davon er genommen ist. Ob hier, ob dort, mangelhaft ist das Erdenglück auch des Glücklichsten.

„Die Freude hab' ich ringsumher gesucht,
Das Leben bot mir manche süße Frucht;
Bald war der Kern und bald die Schaale bitter,
Bald störte den Genuß ein Ungewitter."

Das ist die Klage eines ungemein humoristisch frohen Mannes[1]), und es stimmt dazu das Lied der „Verborgenen"[2]), die doch für das bescheidene Glück, das ihr lebenslang geblieben, sehr dankbar war:

„Hier wird mir oft die Brust so enge,
Das Herz so bange, heiß und schwer;
Mich drückt das irdische Gedränge,
Das Weh' der Meinen um mich her."

— — — — — — — — —

„Ja, der Erde schöne Tage
Werden theuer eingetauscht,
Werden Dein nur um die Klage:
Wellengleich sind sie verrauscht.
Wie nach flücht'gen Sonnenblicken
An die Blumen auf der Au',
Hängt sich auch an dein Entzücken
Einer Thräne Abendthau."

Bei dem Unbefriedigtsein in der eignen, wenn auch noch so geliebten Heimath, hat sich, bei einzelnen Menschen nicht blos, sondern bei ganzen Stämmen und Völkern, eine Art Heimweh ausgebildet nach idealen Orten, wie bei den Juden nach der heiligen Stadt, der noch im Grab die Füße des

[1]) Der sel. Dr. Barth von Calw.
[2]) Meta Heußer.

Todten zugekehrt sind, und bei den Christen, besonders im Mittelalter, nach dem heiligen Land und den heiligen Stätten, wo wir ja Alle, wie in Bethlehem und Golgatha, die größesten Ereignisse des Weltenlaufs als eigenste Erlebnisse miterlebt, und da, in der urältesten Heimath der Christenheit selbst, eine zweite Heimath, eine Seelenheimath gefunden. Doch wären wir dort, an den äußerlichen Orten, — wie man ja hingelangen kann, — wir hätten doch kein Genüge. Haben doch, die dort wohnten, auch nur als „Gäste und Pilgrime" sich gefühlt, wie ihre „Väter alle." Es kommen nun Stunden in unserem Leben, wo sich ein ganz eigenthümliches Heimweh regt, ein Heimweh nach einem Lande, wo wir noch nie gewesen, nach einem verlorenen Paradies, das wir doch nie besessen, nach einer Jugendzeit, die wir nie verlebt. Und wiederum, selbst in den kraftvollsten Jugendtagen und ehe man noch irgend welche herbe Erfahrung gemacht und des Lebens bittere Täuschungen kennen gelernt, — doch ein seltsames Trauern und Leidtragen, als hätten wir etwas unendlich Liebes verloren und wüßten doch nicht was? als seien wir von hohem, edlem Geblüt gewesen und nun vertrieben in die Verbannung auf die staubige Erde. Wir fühlen: das Beste, das wir begehrt, danach unsere Seele sich sehnt, verstanden oder unverstanden, bewußt oder unbewußt, ist uns noch nicht zu Theil geworden. Wir fangen an, zumal wenn die Tage zu Ende gehen, mit denen, die wir von Kindheit auf kannten, mit den Erzvätern, mit Abraham, auszuschauen nach einem künftigen Tag, mit Israel zu warten auf ein Heil. Wir stehen mit den Männern von Galiläa auf der Höhe und schauen gen Himmel, und alle Heimathstätten dieser Erde, vom Lichte froher, vom Schatten schmerzlicher Erlebnisse umflossen, mit dem, was wir wahrhaft Gutes von ihnen gewonnen, von dem wir fühlen

und gewiß sind, daß es nie vergeht, nie seinen Werth verliert, deuten nach einem anderen Land, das in einer andern Welt, in der Ewigkeit liegend, unsere wahre Heimath ist mit der nie verlebten Jugend, dem nie besessenen Paradies, ohne bittere Frucht, nach dem Land, das wir hinter Tod und Grab geahnt und gesucht. Was wir dann, wenn auch in Unvollkommenheit und rasch vergehend, doch als das schönste Erdenglück genossen, das Jugend- und Heimathglück, hat unsere Seele, mit ihrem unaustilgbaren Bedürfniß und Verlangen nach vollkommener und unvergänglicher Freude, dorthin gewiesen, wo Urbild und Wesen von dem sein muß, das wir hier als Schatten und Abbild gehabt. Das Herz wendet sich ihm zu mit Verlangen, mit Sehnsucht bis zur Stärke des Heimwehs:

„Heimweh fühlt, wer in der Fremde
Innig an die Heimath denkt,
Heimweh fühlt, wer pilgermüde
Seinen Blick nach oben lenkt.

Heimweh fühlt, wer an den Gräbern
Seiner Lieben trauernd weilt,
Dessen Herz, von Schmerz gebrochen,
Keine Liebe hier mehr heilt;

Wem die Erde nicht kann g'nügen,
Ihre Lust und Freude nicht,
Wer im Todesthal sich sehnet
Nach dem ew'gen Morgenlicht."[1])

Das Land nun, das jede edlere Seele geahnt, geliebt und gesucht, ist, durch Gottes Offenbarung, vor Allem in der Auferstehung, Gewißheit geworden. Die Kirche nennt es gern das himmlische Canaan, Tod und Grab sind nur wie die kalten Fluthen des Jordan, durch die unsere Füße wohl mit einem Schauer, aber doch glücklich hindurchgehen, da der Herr

[1]) Karl Pöls.

selbst sie theilt, daß wir nicht versinken sollen. Man steht vor ihnen wie bei hereinbrechender Nacht vor einem düstren Thor, hinter dem aber wohl geborgen das traute Vaterhaus liegt. Darum stimmt jedes müde Christenherz in die Worte ein, mit denen jener sonst so frohe Mann seine Klage über die bittere Schale und den bitteren Kern so mancher süßen Frucht und die schreckenden Ungewitter schließt:

„O süße Heimath, schließ' die Pforte auf
Und ende meinen müden Pilgerlauf.
Ich bin ein armer Fremdling hier und walle
Nach der vermißten, sel'gen Vaterhalle;
Bis mir das Morgenroth entgegen winkt
Und an das Herz das Kind dem Vater sinkt."

Der Kirche Lied über Tod und Ewigkeit, oder Heimgangs-, Heimwehlied, beginnt nun gleich mit dem Ende des alten und Anfang des neuen Bundes, mit dem Lied des alten Simeon, das man seinen Schwanengesang genannt hat, da er den Heiland der Welt, den Fürsten des Lebens auf seinen Armen hält und spricht: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen." Dieß letzte Lied des alten Mannes ist zugleich das erste von einer großen Zahl unvergleichlicher Lieder voll ewiger Jugendfrische, wie die Quelle, die aus dem altersgrauen Felsen springt, zum Bach, zum Strom wird und mit majestätischem Rauschen durch die Jahrhunderte geht. Zu Simeons Schwanengesang gesellen sich bald die Sehnsuchts- und Triumphgesänge der Apostel, eines Paulus friedevolles: „Ich habe Lust, abzuscheiden und bei Christo zu sein", mit seinem Verlangen „außer dem Leibe zu wallen und daheim zu sein bei dem Herrn", seinem Hinaufschauen in die himmlische Welt, da er „unaussprechliche Worte" vernimmt und zuletzt seinem, die erhabenste Seelenruhe, wie die wunderbarste Hoffnungsfreudig-

keit und Gewißheit athmenden: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe Glauben gehalten, ich habe den Lauf vollendet, hinfort wird mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit". Es kommt hinzu des Apostel Petrus herrlicher Lobgesang im Eingang seines ersten Briefs auf „Gott und das unvergängliche, unverwelkliche Erbe", das er uns bereitet hat. Das Erhabenste aber, — das überhaupt je in menschlicher Sprache geschrieben wurde, — ist die Offenbarung Sct. Johannis, dieß Hohelied gleicherweise des Heimweh's wie des Sieges der Kirche, das zugleich den Text gibt zu den meisten der unvergleichlichen Lieder der späteren Zeit.

Im Laufe der folgenden Jahrhunderte klingt das Lied der Kirche eine Zeit lang zwar nicht in dem hellen Ton; es fehlt nicht an einer Fülle von Bitt-, Lob- und Dankliedern für die großen Thaten Gottes zur Erlösung der Welt, aber das Heimgangslied, das Lied auf Tod und Ewigkeit, klingt nur vereinzelt. Der Strom hat sich durchzuarbeiten durch den engen, düstern Felsengang der mittelalterlichen Kirche. Ihre Lehre von den Werken und namentlich ihre Lehre, daß Niemand bis zum Tod seiner Seligkeit gewiß sein könne, ließ eine Freudigkeit hinüber zu gehen nicht aufkommen. Was von Liedern über das Jenseits laut wird, klingt meist wie das Brausen der Wogen an den Felswänden und geht in dem Ton des:

„Dies irae, dies illa
Solvet seclum in favilla.

Jenen Tag, den Tag des Zoren
Geht die Welt in Brand verloren,
Wie Propheten hoch beschworen.
Welch ein Grau'n wird sein und Zagen,
Wenn der Richter kommt mit Fragen,
Streng zu prüfen alle Klagen!"[1])

[1]) Thomas von Celano, Minoritenmönch 1250.

ein Lied, das in erschütterndster Weise die Schrecken und Pein der Verlorenen schildert und uns zuruft:

„Herz, zerknirscht im tiefsten Grunde,
Bitte, daß ich noch gesunde,
Sorge für die letzte Stunde."

Ein langes Verweilen hier auf Erden, zu längerer Bußübung und reicherem Werkverdienst schien den ernsten Christen wünschenswerther als eine Heimkehr, und nur vereinzelt klingen die Lieder eines Heinrich von Laufenberg:

„Ich wollt', daß ich daheime wär'
Und aller Welt nicht diente mehr,
Ich mein' daheim im Himmelrich,
Da ich Gott schaute ewiglich.
Daheim ist Leben ohne Tod
Und ganze Freude ohne Noth."

und noch ein anderes, das wir später hören werden.

Erst mit Luther in der Reformationszeit kommen die Tod- und Ewigkeitslieder wieder als Heimgangslieder im hellen Ton, und zwar das erste mit Luther's Bearbeitung des ersten von allen, des nunc dimittis des alten Simeon:

„Mit Fried' und Freud' fahr' ich dahin
Nach Gottes Wille;
Getrost ist mir mein Herz und Sinn,
Sanft und stille."

Und nun rauscht der Strom wieder von Liedern im höheren Chor. Drei- bis vierhundert Heimgangslieder zählt allein die evangelische Kirche deutscher Zunge. Nie und nirgends wird das Lied, wie das außerhalb des Christenglaubens in Folge versagter Wünsche und daraus kommenden Lebensüberdrusses wohl in der weltlichen Poesie einmal und wiederum hervortritt, zu einem Wehmütheln mit dem Tod (Hölty, Gleim ꝛc.); nie wird es weichlich, sentimental; stets bleibt es kerngesund;

es fehlt ihm nie der tiefe, ernste Baßton nach der Weise des gewaltigen Liedes:

„O Ewigkeit, du Donnerwort,
Du Schwert, das durch die Seele bohrt.
O Anfang sonder Ende!
O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit,
Ich weiß vor großer Traurigkeit
Nicht wo ich mich hin wende.
Mein ganz erschrocknes Herze bebt,
Daß mir die Zung' am Gaumen klebt." [1])

dann aber wird's zum hellen Discant:

„O Ewigkeit, du Freudenwort,
Das mich erquicket fort und fort,
O Anfang sonder Ende!
O Ewigkeit, Freud' ohne Leid,
Ich weiß vor Herzensfreudigkeit
Nichts von der Welt Elende;
Weil mir versüßt die Ewigkeit,
Was uns betrübet in der Zeit." [2])

und in vollster Harmonie mit dem ernsten Grund-Accord gibt es den stärksten Ausdruck seligster Hoffnung und Gewißheit eines herrlichen Erbtheils, bisweilen innig leise, wie des Zugvogels Lied, bald kraftvoll kühn wie Adlerflug aufsteigend, als Sieges- und Triumphgesang, wie von Drommeten- und Posaunenschall der Engel begleitet; bald als Stimme der Sehnsucht, bald als überschwänglicher Ausdruck überschwänglichster Freude dessen, der bereits besitzt, was er erhofft und ersehnt.

Die Gegenstände der Sehnsucht und der Freude sind aber wesentlich in summa enthalten in dem Eingang eines Liedes von Joh. Adam Lehr (geb. 1701):

---

[1]) Joh. Rist, geb. 1607.
[2]) Ludw. Heunisch.

„Ich eile nun der Heimath zu,
Zum stillen Paradies der Freuden:
Zum Hochzeitssaal, zum Ort der Ruh',
Zum vollen Meer der Seligkeiten;
Zum Vaterhaus, zum Lammesthron,
Zum Quell des Trost's, zum großen Lohn,
Zum Heer vollendeter Gerechten.
Mein Auge, das in Thränen rann,
Schwingt sich im Glauben da hinan."

Vor Allem ist es

1. die Ruhe, der Friede, nach dem man sich sehnt in des Lebens Wechsel und Noth, Leid und Streit; dann

2. die völlige Reinheit der Seele von Sünde, der Besitz vollkommener Gerechtigkeit;

3. die Gemeinschaft mit denen, die uns vorangegangen sind, und

4. mit allen vollendeten Gerechten;

5. die Stadt Gottes als Mittelpunkt

6. einer verklärten Natur und

7. der Herr unser Gott und Erlöser, der Stadt Licht und Leuchte, Grund und Quell alles Friedens, aller Freude, aller Seligkeit,

danach das gläubige Herz sich sehnt.

1. Vielen Liedern fühlt man es an, daß sie aus der Tiefe besonders schwer geprüfter Seelen kommen, denen elende Tage und kummervolle Nächte genug geworden sind.

„Valet will ich dir geben,
Du arge, falsche Welt,
Dein sündlich böses Wesen
Durchaus mir nicht gefällt."

singt Valerius Herberger zu Fraustadt in Polen († 1627), den die Jesuiten bis auf's Blut verfolgt, in dessen Gemeinde dann der schwarze Tod fürchterlich gewüthet. Aber auch der

verhältnißmäßig weniger heimgesuchte, zeitlich glücklichere Joh. Georg Albinus († 1679) singt:

„Welt ade, ich bin dein müde,
Ich will nach dem Himmel zu.
Welt, bei dir ist Kreuz und Streit,
Nichts denn lauter Eitelkeit."

Am wohlthuendsten fühlten sich die lebens- und kampfesmüden Seelen angemuthet durch Sct. Pauli Wort: „Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes". Dieß Wort gestaltet sich zum Liede[1]).

„Es ist noch eine Ruh' vorhanden,
Auf, müdes Herz und werde licht!
Du seufzest hier in deinen Banden,
Und deine Sonne scheinet nicht.
Sieh' auf das Lamm, das dich mit Freuden
Dort wird vor seinem Stuhle weiden,
Wirf hin die Last und eil' hinzu.
Bald ist der schwere Kampf geendet,
Bald, bald der saure Lauf vollendet,
Dann gehst du ein zu deiner Ruh'!"

Welcher Art wird die Ruhe sein? Nun, die von dieser Welt abscheidende Seele hat sich in die Hand des himmlischen Vaters befohlen. Die tausend sich durchkreuzenden, das Gemüth betäubenden Gedanken, alle Stimmen der Welt, lockende, schmeichelnde, wie drohende, sind verstummt. Die Seele wird nicht mehr länger hin- und hergeschaukelt zwischen Furcht und Hoffnung. Ihre Zustände, ihre Stimmung wechseln nicht mehr, wie hier, wo sie den Wolken des Himmels glichen, welche sich jetzt zusammenballen im jagenden Sturm, jetzt wieder auseinanderfließen und verdunsten. Die Seele ist in tiefem Frieden, an ihrem Ursprung, daheim. Das Zerstreute ist gesammelt, das Unruhige beruhigt, das Zerbrochene ge-

[1]) Von Joh. Siegmund Kurth † 1779.

heilt. Die Seele ist in Sabbathstille; ihre Ruhe ist, wie schon jetzt in der Sabbathruhe, doch in vollkommenerm Maß, eine Ruhe in dem Herrn, wie Joh. Allendorf († 1773) schön sagt:

„Die Seele ruht in Jesu Armen,
Sanft schläft der Leib im Erdenschooß.
Am Herzen darf das Herz erwarmen;
Die Ruh' ist unaussprechlich groß,
Die sie nach wenig Kampfesstunden
Bei ihrem holden Freund gefunden,
Sie schwimmt im stillen Friedensmeer.
Gott hat die Thränen abgewischet,
Ihr Geist wird durch und durch erfrischet
Und leicht ist Alles um sie her."

Ganz besonders stark spricht sich die Sehnsucht nach der (himmlischen) Ruhe aus in dem von Christoph Knoll in der Pestzeit 1621 gedichteten Lied:

„Herzlich thut mich verlangen
Nach einem seligen End',
Weil ich hie bin umfangen
Von Trübsal und Elend."

wie in dem reformirten: „Freu' dich sehr, o meine Seele" mit seiner bekannten schönen, aus Frankreich stammenden, durch Hugenotten nach Deutschland gekommenen Melodie, ursprünglich dem französischen Psalmlied: „Wie nach einer Wasserquelle" angepaßt, und in dem Lied von Simon Dach († 1659): „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen, die ihr durch den Tod zu Gott gekommen", in welchem es heißt:

„Komm, o Herr, uns aus dem Joch zu spannen,
Lös' uns auf und führ' uns bald von dannen,
Bei dir o Sonne
Ist der frommen Seelen Freud' und Wonne."

Auch das Lied: „Mein ganzer Geist, Gott, wird entzückt" ist ein solches Sterbelied, ein Lied der Sehnsucht nach der ewigen Ruhe.

2. Alle Unruhe auf Erden hat ihren letzten Grund im Unfrieden mit Gott, in Schuld und Sünde. Darum ist auch eine ewige Ruhe in Gott nicht denkbar ohne volle Schuldlosigkeit und Sündenreinheit. Danach verlangt den Gläubigen eben so sehr, wie nach der Ruhe. Es ist unser fester Glaube, daß alle Schuld gesühnt und vergeben ist in Christo; aber erst wenn die Seele eine Welt, die im Argen liegt, verlassen hat, ist sie sicher, daß sie keine Schuld sich wieder aufladet. Und es ist die Lehre unsrer Kirche, daß, was von sündiger Lust noch in uns ist, in discrimine mortis, in der letzten Entscheidung, der an Ernst, Tiefe und Wirksamkeit keine Entscheidungsstunde dieser Erde gleichkommt, von uns abfällt und wir sündenrein hinübertreten. Nach dem, was die Offenbarung Sct. Johannis sagt, sieht ein begeisterter Sänger, Theod. Schenk († 1681), im obern Heiligthume die Schaar der Seligen:

„Wer sind die vor Gottes Throne,
Was ist das für eine Schaar?
Träget Jeder eine Krone,
Glänzen wie die Sterne klar.
— — — — — — — —
Wer sind die, die Palmen tragen
Wie ein Sieger in der Hand,
Wenn er seinen Feind geschlagen
Hingestrecket in den Sand?
— — — — — — — —
Wer sind die in reiner Seide,
Welche ist Gerechtigkeit,
Angethan mit weißem Kleide,
Das bestäubet keine Zeit?"

Krone, Palme, weißes Kleid sind nach Sct. Johannes Zeichen der Ueberwindung, und der Sänger gibt die Antwort:

„Es sind die, die wohl gerungen
Für des großen Gottes Ehr',

Haben Welt und Tod bezwungen,
Folgend nicht dem Sünderheer,
Die erlanget in dem Krieg
Durch des Herren Arm den Sieg."

Wir haben noch eine Menge anderer Lieder der Art. Und so sehr waren in glaubensvollen Zeiten die Christenseelen mit dem Gedanken, der Hoffnung und der Erwartung der vollen Seelenreinheit erfüllt, daß sie selbst aus dem Munde der Kinder danach laut ward, in eignen kindlichen Dichtungen oder in Worten kirchlicher Lieder. Das 10jährige Töchterchen des weiland Senior Walker zu Frankfurt a. M. hatte, in Ahnung seines frühen Todes, zwei Jahre lang alle Tage das Lied gebetet: „Alle Menschen müssen sterben, Alles Fleisch vergeht wie Heu" ꝛc.; so oft es eine Feder probirte, schrieb es die Anfangsworte dieses Liedes und als es im Sterben lag, sprach es mit leuchtenden Augen:

„Ach ich habe schon erblicket
Alle diese Herrlichkeit:
Jetzo werd' ich schön geschmücket
Mit dem weißen Himmelskleid,
Mit der güldnen Ehrenkrone
Steh' ich da vor Gottes Throne,
Schaue diese Freude an,
Die kein Ende nehmen kann."[1])

3. Was die irdische Heimath so schön gemacht, das sind nicht etwa blos die grünen Thäler, die blühenden Fluren, die klaren Wasser, die majestätischen Berge, das freundliche Haus mit seinen traulichen Gemächern, sondern die Erlebnisse darin und vor allem die lieben Menschen, mit denen wir zusammengelebt, zusammen uns gefreut oder getrauert. Sollten die drüben fehlen? Gewiß nicht. Zur Schönheit und zum Glück der ewigen Heimath gehört auch, daß man wiederfindet,

[1]) v. Georg Albinus († 1679).

die man lieb gehabt und nach ihrem Tod noch viel lieber gewonnen. Und das ist's, was auch in solchen Gemüthern, denen sonst die künftige Welt wenig gilt vor der gegenwärtigen mit ihren in Staub zerfallenden Gütern, doch noch einen Zusammenhang mit der Ewigkeit erhält. Es ist fast das Letzte, was Einer von seiner Religion aufgibt. Für Christen ist nun die Hoffnung des Wiedersehens allerdings eine andere. Sie ist gegründet und beschränkt auf den Grund des Glaubens an den Lebensfürsten und die Gemeinschaft in diesem Glauben, deßhalb auch frei von aller falschen Sentimentalität, aber nicht weniger, sondern mehr freudig, oft bis zum seligen Entzücken.

Fühllos und ohne von tiefem Schmerz durchschauert zu sein steht kein Christ am Grabe eines geliebten Menschen. „Die Liebe darf wohl weinen, wenn man ihr Fleisch begräbt", sagt ein Grablied von Hiller, aber: „Was macht ihr, daß ihr weinet"? spricht im Anklang an des Apostel Paulus Abschied von den Aeltesten der Gemeinde von Ephesus ein Sterbender in Spitta's Psalter und Harfe:

„Was macht ihr, daß ihr weinet
Und brechet mir das Herz?
Im Herrn sind wir vereinet
Und bleiben's allerwärts.

In Einer Hut und Pflege,
Geführt von Einer Hand
Auf Einem sichern Wege
In's Eine Vaterland."

Nicht in wildem herzzerreißendem Schmerz, sondern in milder Wehmuth, in die das brennende Weh allmählich sich auflöst, bringt ein Christ seinen Vater, seine Mutter, sein Weib, sein Kind, zu Grabe.

„Geh' zum Schlummer ohne Kummer,
Theures, gottvertrautes Herz.

Nun ist's stille, deine Hülle
Schläft nun aus den letzten Schmerz;
Und die Liebe, wenn auch trübe,
Schaut durch Thränen himmelwärts." [1])

Ja schauen wir nach oben, und zwar nicht wie die von des Gedankens Blässe angekränkelte moderne Welt, sondern mit einem rechten Kindesauge, in der Kindeseinfalt, in der Luther seinem Sohn Hänsichen seinen schönen Brief über den Paradiesesgarten geschrieben und Matthias Claudius an seine tiefbetrübte Tochter, die kurz vor Weihnachten ihr Söhnchen begraben mußte: „Was wird dein kleiner blauäugiger Engel droben im Himmel für Weihnachten haben?" Denken wir uns auch die seelenvolle Stimme der lieben, seligen Mutter, mit der sie hier den Kindern die Lieder von der seligen, fröhlichen Weihnachts-, Ostern- und Pfingstzeit vorsang, auch in den himmlischen Festchor einstimmen.

Von ihrer vergänglichen Hülle, ihrem Leibe, wissen wir aus Gottes Wort, — wie ganz anders als in den angelsächsischen Dichtungen — „Das Waizenkorn erstirbt"! „Saat von Gott gesät"! Gesät „verweslich, in Schwachheit, in Unehre", aber zur Auferstehung „unverweslich, in Kraft und Herrlichkeit." Wir sehn den Lebensfürsten aus seinem Grabe kommen, in verklärtem Leib, dem Er den unsrigen wird ähnlich machen. Wir kennen sein Wort: „Das Mägdlein schläft", „unser Freund schläft und ich gehe, ihn aufzuwecken".

„Die Todten schlafen, doch im Morgentraum
Schläft Christi Schaar vor seinem nahen Tag.
Wenn sich die Wolken morgenröthlich säumen,
Wenn Geister lispeln unter Trauerbäumen,
Wenn die Posaune tönt, dann sind sie wach.
— — — — — — — — — — —

---

[1]) Albert Knapp.

Bald sind sie da, die freundlichen Gestalten,
Verklärt vom Himmelsglanz und doch die Alten."

in vollendeter Leibesschönheit, der Seele Schönheit herrlicher wiederstrahlend, als hier das tiefste, freundlichste Auge es that. Was hier als Ideal des Werdens ihnen und uns vorgeschwebt, ist nun zur Wirklichkeit geworden.

„Jauchzend stehen, wiedersehen
Wird sich unsre Liebe dann,
Deren Zähre Gott zur Ehre
Bitter, doch im Glauben rann.
Dann beim Krönen wird's ertönen,
Was die ew'ge Liebe kann."

4. Was uns so fest an unsere Familienglieder, an unsere Freunde bindet, so mächtig zu ihnen hinzieht, wenn sie fern von uns sind, was uns das Wiedersehen so ersehnt und so schön macht, das sind nicht blos die Bande des Bluts, ist nicht blos der unmittelbare Zug des Herzens, das Sympathischsein, sondern, worauf ich schon einmal hindeutete, die gemeinsamen Erlebnisse, durch die die Lebensgeschichte des Einen auch die des Andern wird, Gegenstände gemeinsamer Freude und gemeinsamer Liebe eine Menge kräftiger Bindemittel werden, und die Lebensfäden sich auf's engste ineinanderflechten und am Ende unauflöslich verschlingen. Und wenn wir schon auf Erden eine Heimath haben, nicht blos in der Landschaft, in der Stadt, in dem Dorfe, wo unsere Wiege stand, wo wir unsere Kindheit verlebt, einen Hausstand uns gegründet, sondern auch eine ideale Heimath an den heiligen Stätten, in der heiligen Geschichte, im Haine zu Mamre und Hebron, am See Genezareth, zu Bethlehem, auf Golgatha, wo gerade die größesten und einflußreichsten, ja entscheidendsten Erlebnisse unseres Erdenlebens sich vollzogen, Erlebnisse, die uns durch und durch erschütterten, unserem ganzen Leben die Richtung

auf's Ewige, die festen sittlichen Grundsätze und Grundlagen gaben, so haben wir unseren Freundeskreis nicht blos unter denen, mit denen wir hier in körperlicher Nähe zusammengelebt, gelernt, gearbeitet und gespielt, uns gefreut oder getrauert haben: er geht weiter, er umfaßt all' die Männer und Frauen aller Jahrhunderte, die in demselben Glauben gewandelt, nach demselben Ziele gestrebt, denselben Herrn geliebt, denen er auch allen sein Bildniß eingeprägt, sie zu einer großen Familie zusammengefaßt. Und sind uns die Meisten auch nicht persönlich bekannt, so kennen wir doch Andere wieder um so genauer, wie wir vielleicht manche unserer Hausgenossen nicht kennen, die Patriarchen, die Propheten, die hl. Apostel. Sind wir nicht umhergewandert mit Abraham im Lande seiner Pilgrimschaft, sind mit ihm hinaufgestiegen auf Moriah, haben die treuherzigen Fragen des Knaben, der die Holzlast trug, die dem Vater wie ein Opfermesser durch die Seele gingen, mitgehört, mitempfunden, haben den furchtbaren Kampf mitgekämpft? wie ward uns so leicht, da er so schön zu Ende war. Waren wir nicht mit Jakob auf der Flucht, da er in der Wüste auf dem Stein schlief, vom lieblichen Traum umschwebt? Haben wir das nicht miterlebt, fast mit körperlicher Empfindung von Frost und Hitze und in Seelenempfindung von Trennungsschmerz, von Einsamkeit und frohem Wiederfinden? Mit Joseph theilten wir die Angst seiner Seele, waren mit ihm in der Grube, im Gefängniß, in Egypten, und da er sich laut weinend seinen Brüdern zu erkennen gab, da liefen auch uns die Thränen über die Wangen. Am Nilufer standen wir mit Mirjam und sahen nach dem Rohrkästchen mit dem Knäblein und haben das Knäblein begleitet an den Königshof, an die Ziegelöfen zu seinen mißhandelten Brüdern, auf der Flucht nach Midian,

die 40 Jahre durch die Wüste, wo wir bebenden Herzens vor dem dunkeln, flammenden Berg, unter den krachenden Donnerschlägen standen, bis auf den Nebo hinauf zum Blick in's gelobte Land? Und ist uns der Hirtenknabe mit der Schleuder, der König mit der Harfe nicht ein persönlicher Freund, wie ein Elia in der Wüste, ein Daniel in der Löwengrube? Und die Zeugen des neuen Bundes, die Apostel, sind wir nicht mit ihnen im Meersturm gewesen, wie im gepflasterten Saal zum Ostermahl, haben neben Petrus gestanden im Vorhof des Hohenpriesters, da ihn des Herrn Blicke trafen, gingen mit ihm hinaus und sahen ihn bitterlich weinen? Haben wir nicht eines Apostel Paulus Reise mitgemacht von Damaskus bis nach Melite, wo er Schiffbruch litt, wo ihn am Reisigfeuer die Natter biß, bis nach Rom in's Gefängniß? Ich muß gestehen, wenn ich in der Bibelstunde, die ich hier halte, mit einem biblischen Buch zu Ende bin, mit der Geschichte eines Gideon, Jephtha, einer Ruth, eines Samuel, so ist mir jedes Mal ganz leidmüthig, wie wenn ich von einem guten Freunde Abschied nehme und ich möchte sagen: Auf Wiedersehen! Und ich hoffe sie auch noch einmal zu sehen, wie auch den Dr. Martin Luther und Paul Gerhardt und alle die treuen Seelen, ich hoffe sie zu sehen, so gewiß, wie mein liebes Weib und mein liebes Kind, die mir Gott, der Herr, genommen. Und wahrlich es ist diese Gemeinschaft des Glaubens, die Gemeinschaft in Christo, eine viel höhere, tiefere, festere, als irgend eine, und zu allen Zeiten, vorzugsweise in den Blüthezeiten der Kirche, war das Gemeingefühl und spricht sich nicht blos in einzelnen Reden geheiligter Männer, wie Luther und Melanchthon aus, die es für das Hauptstück der ewigen Seligkeit erklären, die alten, treuen Zeugen der Wahrheit, alle Streiter und Sieger aller Jahrhunderte zu sehen, sondern auch in vielen

Liedern der Kirche wird es gefeiert, daß man in der Ewigkeit mit den Gerechten aller Jahrtausende in Gemeinschaft leben wird.

5. In der Stadt Gottes:

„Da die Patriarchen wohnen,
Die Propheten allzumal,
Da auf ihren Ehrenthronen
Sitzet der Apostel Zahl.
Da seit so viel tausend Jahren
Alle Frommen hingefahren.
Da wir unserm Gott zu Ehren
Ewig Hallelujah hören."

Aber wo wird sie sein, diese Stadt, diese Gemeinschaft? Im Himmel droben, oder auf der Erde unten? In beiden; auf der erneuten Erde, unter dem erneuten Himmel, in welchem Gerechtigkeit wohnet.

6. Das verheißt uns Gottes Wort am Ende der Schrift, deren Anfang von der Schöpfung dieses Himmels und dieser Erde berichtet, in deren Paradiesesglück die Sünde eingedrungen und Fluch, Elend und Tod gebracht hat. Die erneute, verklärte Schöpfung wird nichts Schädliches, Giftiges, Boshaftes mehr haben, kein Sterben, Vermodern, Verwesen, sondern unverwelkliche Blüthe und unvergängliche Jugend; kein lauter Schmerzensruf, kein stilles Seufzen wird mehr gehört, auch das Seufzen der vernunftlosen Creatur wird gestillt.

„Wie wird's im ew'gen Frühling sein,
Wenn Lebenslüfte mild und rein
Durch Gottes Garten wehen!
Da sieht man keines Winters Spur,
Da prangt in Blüthen Edens Flur,
Die nimmermehr vergehen.
Selig werd' ich deine Auen einst erschauen,
Neue Erde, wenn ich dort erwachen werde."

Im Anklang an das, was der Prophet sagt von der Zeit der Vollendung, da alle Schwerter in Sicheln, alle Spieße in Pflugscharen verwandelt sind, da das Kind ungefährdet am Loch der Otter spielt und seine Hand streckt in die Höhle des Basilisken, singt ein Lied der Kirche:

„Wenn alle Feinde sind bezwungen
Und ihm zu seinem Fuß gelegt,
Wenn aller Tod in Sieg verschlungen,
Wenn keine Schlange mehr sich regt,
Dann lebt in stiller Ewigkeit
Gott und die Creatur erfreut."

Und ein frommer Sänger der neuern Zeit, Joh. Friedrich von Meyer, weiland Bürgermeister der Stadt Frankfurt a. M., spricht seine Sehnsucht nach diesem Zustand aus:

„Mich Staub vom Staube führt mein Lauf
Zum dunkeln Grabe nieder,
Doch die Verklärung hebt mich auf
Mit glänzendem Gefieder.
Wie ist der Leib der Sünde schwer!
Ach daß ich doch schon drüben wär'!

Hier zähl' ich meiner Stunden Zahl
Und meiner Tage Sorgen;
Dort öffnet sich mir ohne Qual
Ein wandelloser Morgen,
Die Ewigkeit ist still und hehr:
Ach daß ich doch schon drüben wär'!

Hier blühen Blumen und vergeh'n,
Hier modern edle Früchte,
Dort wird Verwestes aufersteh'n
In heil'gem Lebenslichte.

Hier rinnt ein Quell, sein Wasser stirbt
Vom Frost und von der Hitze,
Dort fließt ein Strom, der nie verdirbt
Vor unsers Gottes Sitze,
Dort ist der Wonne grundlos Meer,
Ach daß ich doch schon drüben wär'!

In einer Fülle von Bildern schildert Allendorf das Leben auf der verklärten Erde in dem Lied:

„Unter Lilien jener Freuden sollst du weiden,
Seele schwinge dich empor!
Wie ein Adler fleug behende, Jesu Hände
Oeffnen schon das Perlenthor."

Von der Stadt Gottes, als dem Mittelpunkt der neuen Schöpfung, dem himmlischen Jerusalem, singt ein Lied:

„O Haus voll Freud' und Wonne,
O Reich voll Herrlichkeit,
Du Königsbau voll Sonne
Und stolzer Sicherheit!
Du Schloß voll süßen Webens,
Voll Glanz und Friedensschein,
Du leuchtend Meer des Lebens,
Du mußt mein Himmel sein!"

Die Weisheit, die von Anfang bei Gott war und bei Ihm spielte, die Meisterin in aller Wissenschaft, die Werkmeisterin aller Kunst (Spr. Sal. 8. 22 ff.) hat die Stadt gebaut. Sie ist eine Weltstadt im höchsten und edelsten Sinn. Kein Bild ist zu kühn, keine Farbe zu prächtig, kein Ton zu hell und klar, der nicht dienen müßte, die Herrlichkeit der Königsstadt zu schildern. Sie ist die Krone und Perle der neuen Erde und des neuen Himmels, weßhalb auch der Stoff, aus welchem diese Stadt auferbaut sein wird, mit dem Edelsten und Kostbarsten, das unsere jetzige Welt bietet, gezeichnet ist. Lauteres Gold, Edelsteine, Perlen bilden das Baumaterial. Das sind allerdings Kostbarkeiten aus der jetzigen Welt, mit welchen uns der Geist Gottes die künftige Welt veranschaulicht, und will man Alles, was die Offenb. Sct. Joh. darüber sagt, „bildlich" nehmen, so wird doch jedenfalls die Wirklichkeit keine geringere sein, viel eher noch eine herrlichere, für uns jetzt gar nicht faßbare. Um die Stadt Gottes liegt der Garten

Eden, durchflossen vom Strom des Lebens, klar wie Krystall; an seinen Ufern die Bäume des Lebens, zwölferlei Früchte tragend. Ergreifend ist das Lied der gefangenen Juden an den Wassern zu Babel, wenn sie an Zion gedachten, wo Einer ausruft: „Jerusalem, wenn ich dein vergesse, so werde meiner Rechten vergessen!“ Stärker aber ist die Sehnsucht der gläubigen Seele nach dem himmlischen Jerusalem:

„Seit ich hinein in jene Stadt geseh'n,
Die golden prangt auf Zions ew'gen Höh'n,
Ist mir der hellste Glanz ein trüber,
Beständig winkt sie mir hinüber
Von fern, ich wache oder träum',
O laßt mich heim!

In der Stadt, in „des Vaters Haus“ sind „viele Wohnungen“; von jeder aus hat man den Blick in die Ewigkeit hinein, über den Weltlauf der vergangenen Jahrtausende bis zum Anbeginn und in den Verlauf der künftigen Aeonen, ja in das Herz Gottes hinein, in die Tiefen seiner Weisheit, Allmacht und Liebe.

7. Kern aller Seligkeit ist die Gemeinschaft mit Gott. Schon hier auf Erden: „Wie oft in guten Stunden, Wenn seiner Nähe Odem uns umweht, Hat es sein Volk vor ihm vereint empfunden: Dieß ist die Fülle aller Seligkeit: Wir werden bei dem Herrn sein allezeit. O Heimathlaut in fremden Pilgerthalen! Tief dunkel ist die ernste Ewigkeit, Doch wie durch Nachtgewölk des Mondes Strahlen, Glänzt der Verheißung Licht durch Todesleid: Wir werden bei dem Herrn sein allezeit. Bei ihm daheim, in seiner Liebe ruht Die Seele aus von ihrer Irrfahrt Schmerzen. Der langen Sehnsucht Ziel, das höchste Gut, Der Herzen Heimath ist an seinem Herzen. Er ging voran, die Stätte steht bereit. Wir werden bei dem Herrn sein allezeit!“[1]) Das wird dann

[1]) Die Verborgene.

auch als das Herrlichste in der Stadt Gottes bezeichnet, daß sie keiner Sonne und keines Mondes bedarf, weil Gott selbst und der auferstandene Erlöser ihre Leuchte ist. Ströme ewigen Lichtes wallen vom Sitz ihres Königs, dem Urquell alles Lebens, aller Schönheit, alles Guten. Und das ist's, was die Sehnsucht steigert bis zum stärksten Heimweh, das von Sct. Johannis: „Ja komme, Herr Jesu!" an durch die Jahrhunderte geht.

„Stadt, vor der das Aug' erblindet,
Hoch auf leichten Fels gegründet,
Die der Ruhe Ström' umfließen,
Nur von fern darf ich dich grüßen,
Will dich grüßen, zu dir bangen,
An dir hangen, nach dir langen!"

singt ein lateinisches Lied des elften Jahrhunderts, eines von den vereinzelten. Noch tiefer bewegt, kräftiger, inniger und die Seele zur höchsten Höhe emportragend, sind die Lieder der Kirche der Reformation, und wie sie dem Volks- und dem Kinderlied die schönsten Liederperlen geliefert, wie es uns so innig an's Herz dringt, wenn wir, zumal aus Kindermund hören: „Verlasse die Erde, die Heimath zu sehn, die Heimath der Seele so herrlich, so schön! Jerusalem droben von Golde gebaut. Ist dieses die Heimath der Seele, der Braut? Wie selig die Ruhe bei Jesu im Licht! Tod, Sünde und Schmerzen, die kennt man dort nicht; das Rauschen der Harfen, der liebliche Klang, bewillkommt die Seele mit süßem Gesang"; und wiederum aus dem Liede: „Laßt mich gehen, laßt mich gehen, daß ich Jesum möge sehen ꝛc." die Strophe: „Ach wie schön, ach wie schön Ist der Engel Lobgetön! Hätt' ich Flügel, Hätt' ich Flügel, Flög ich über Thal und Hügel Heute noch zu Zions Höh'n! Paradies, Paradies, Wie ist deine Frucht so süß! Unter deinen Lebensbäumen Wird uns sein als ob wir

träumen!" so faßt's mit Himmelskraft die ganze feiernde Gemeinde, wenn der Choral erschallt:

„Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
Wollt' Gott, ich wär' in Dir!
Mein sehnlich Herz gar groß Verlangen hat
Und ist nicht mehr bei mir.
Weit über Berg' und Thale,
Weit über flaches Feld
Schwingt es sich über alle
Und eilt aus dieser Welt."

Und während der einsame Pilger, der stille Kreuzträger, vielleicht seines Herzens vollste Empfindung ausgedrückt findet oder selbst ausdrückt in dem Lied:

„Ich hab' von ferne, Herr, deinen Thron erblickt,
Und hätt' so gerne mein Herz vorausgeschickt;
Hätte so gerne mein müdes Leben,
Schöpfer der Geister, dir hingegeben.

Das war so prächtig, was ich im Geist geseh'n;
Du bist allmächtig, drum ist dein Licht so schön,
Könnt' ich an diesen hellen Thronen
Doch schon von heut' an ewig wohnen!

Ich bin zufrieden, daß ich die Stadt geseh'n
Und ohn' Ermüden will ich ihr näher geh'n
Und ihre hellen, goldnen Gassen
Lebenslang nicht aus den Augen lassen." [1])

während man das gerne anstimmt, wo ein müder Erdenpilger zur Ruhe gebracht wird und dann heimgeht und Klopstock's Auferstehungslied in sich nachklingen läßt: „Wie den träumenden wird's dann uns sein, mit Jesu geh' ich ein zu seinen Freuden 2c." ; so hört die Gemeinde, wenn das Kirchenjahr im Geist sie hinstellt an's Grab der ganzen alten Welt und hindeutet auf den Herrn, der kommt, heimzuholen in sein himmlisches Reich alle, die seine Erscheinung lieb haben, den König

[1]) Joh. Tim. Hermes † 1738.

aller Choräle, wie unter Posaunenton des jüngsten Tages, aber freudig erhobenen Hauptes den Wächterruf:

„Wachet auf! ruft uns die Stimme
Des Wächters, sehr hoch auf der Zinne,
Wach' auf, du Stadt Jerusalem.
Mitternacht heißt diese Stunde,
Sie rufen euch mit frohem Munde:
Wo seid ihr klugen Jungfrauen?
Wohlauf, der Bräut'gam kömmt,
Steht auf, die Lampen nehmt,
Macht euch bereit
Zu der Hochzeit,
Wir müssen ihm entgegengehn."

Und:

„Zion hört die Wächter singen,
Das Herz thut ihr vor Freuden springen,
Sie wachet und steht eilig auf;
Ihr Freund kommt vom Himmel prächtig,
Von Gnaden stark, in Wahrheit mächtig,
Ihr Licht wird hell, ihr Stern geht auf."

Und sie begrüßt ihn:

„O komm, du werthe Kron', Herr Jesu, Gottes Sohn,
Wir folgen all zum Freudensaal
Und halten mit das Abendmahl." [1])

Fassen wir das Alles, das wunderbar Schöne, das Herrliche, das uns unser Glaube bietet und das uns der Kirche Lieder über Tod und Ewigkeit schildern, noch einmal in's Auge, stellen wir aber daneben, was eine neue Weisheit und Weltanschauung uns bietet, mit der Forderung, daß wir das Alles, was wir vom künftigen Leben und künftiger Herrlichkeit glauben und hoffen, als Träumereien oder Phantasiegebilde aufgeben, höchstens vielleicht als Dichtung vergangener Zeit wie Homers Heroen- und Götterwelt ansehen und

[1]) Dr. Phil. Nicolai.

gegen ihre angeblich wissenschaftlichen Resultate eintauschen sollen.

Es gilt einen solchen Vergleich, denn wir wollen uns nicht etwa blos dann und wann ein wenig ästhetisch erfreuen an gefühlvollen oder erhabenen Poesien, wie manche an den Klängen eines Oratoriums, oder einem religiösen Gemälde, von dessen Inhalt oder Gegenstand sie so gut wie nichts glauben, wir wollen auch nicht blos dann und wann in Leidensstunden und an Kummertagen uns mit solchen Liedesklängen ein wenig aufrichten, das Herz erheben lassen, sondern wir wollen, sollen und müssen eine felsenfeste Ueberzeugung auf dem unerschütterlichen Glaubensgrunde gewinnen, mit welcher wir Welt, Sünde, Noth und Tod überwinden; wir wollen, sollen und müssen gewiß werden, daß unser Christenglaube die volle, ganze, untrügliche Wahrheit ist. Und als solche, denke ich, wird er hervortreten auch vorzugsweise in seinem Reden und Singen von Tod und Ewigkeit und der ewigen Heimath, gegenüber dem, was dieser Welt Weisheit uns bietet.

Man redet in unseren Tagen so gerne und so viel von einem menschenwürdigen Dasein, von höchsten Zielen und Aufgaben der Menschheit. Was ist ein menschenwürdiges Dasein? Was ein höchstes Ziel? Die Antwort ist verschieden, meist aber geht sie in unserer Zeit nicht über die Grenze dieser Erde und dieses Weltlaufes hinaus. Daß der Mensch der Erdenfreuden genießen möge, so viel als irgend möglich, darin sind die Anhänger moderner Weisheit einig. Die Einen denken sich die Freuden nur gröber, die Andern feiner. Dann ist es die Entwickelung, Entfaltung, Ausbildung aller im Menschen liegenden Kräfte zu feiner, allseitiger Kultur, Vertiefung des Wissens, Blüthe der Kunst, Herstellung eines Rechtes und einer socialen Ordnung, in der keiner beengt,

keiner in seinen Ansprüchen beeinträchtigt wird, was wohl auch übereinstimmend von Allen als das höchste Ziel menschheitlicher Entwickelung bezeichnet wird. Bezüglich dessen, das über diese zeitliche Entwickelung hinausliegt, denkt man meistens wie Faust: „Auf dieser Erde blühen meine Freuden und diese Sonne scheinet meinen Leiden, das „drüben" soll mich wenig kümmern."

Nun, die einem jeden Menschen, einem jeden Volke zugemessenen Jahre vergehen. Kein Individuum, kein Volk, kein einziges auf der ganzen Erde und in allen Jahrhunderten hat bis jetzt das vorschwebende Ziel allseitiger Kultur und allseitigen Lebensgenusses erreicht. Ein Ziel aber erreichen sie Alle, obwohl keiner darnach strebt, — das Grab. Feldherrn, Gelehrte, Staatsmänner, Künstler, Könige, Taglöhner, Millionäre, Bettler, — sie sinken alle hinab. Und was dann, nach moderner Weltanschauung? Nichts mehr, als die angelsächsische Dichtung sagt, nicht von Walhalla, sondern von Gifer's Bereich. Wälzt den Stein von dem Grab des großen Strategen! „Da unten liegt er, gespaltenen Hauptes." Oeffne das Grab des großen Gelehrten, der das ganze Weltall, — den Kosmos — beschrieben. „Da unten liegt er, die Lippen nicht öffnend, die Hände modernd." Oeffne das Grab des berühmten Redners, — „da unten liegt er, — der gierige Hauptwurm, deß Freßzangen scharf, wie Pfriemen von Eisen, zerrt seine Zunge". Oeffne das Grab des großen Philosophen, — „da unten liegt er, der gierige Hauptwurm durch die Zähne schlüpfend, huschend in's Haupt, durch die hohlen Augen die Wege wühlend der Würmer Schaar". Und der Künstler, der Meister in Farben, der Meister in Tönen? Da unten liegt er, die Kehle gähnend, die Finger zerfallen, die Füße zersplittert." Ist das ein „menschenwürdiges Dasein?" ist das ein „höchstes Ziel?"

Ja, aber was sie gewirkt, was sie geschaffen? Auch darüber lagert sich die Erdschicht künftiger Geschlechter. Aber was diese als Erbtheil aufgenommen, was sie herausgegraben aus dem Schutt der Jahrhunderte, was sie verwerthen für sich und künftige Geschlechter? Mögen sie's verwerthen in reichster, mannigfaltigster Weise, in Museen aufspeichern und in Bibliotheken, in gelehrten Schulen der Jugend bieten, ein Paradies bauen sie damit nicht, ja keinen Tag führen sie herauf, wo nicht die Einen seufzend zurückschauen nach Tagen, die besser waren, die Andern vorschauen auf solche, die besser sein werden, die aber nicht kommen, so wenig sie zu den früheren Geschlechtern gekommen sind. Alle aber steigen hinab, ein Geschlecht nach dem andern, eine Kulturperiode nach der andern, gehen dahin in Moder und Asche.

Und nun sehen wir, was der Christenglaube uns vorhält und des Glaubens Lied, der Kirche Heimgangs- und Heimwehlied, uns anpreist.

Ein menschenwürdiges Dasein, ein hohes Ziel, Entfaltung aller Kraft, Vertiefung der Wissenschaft, Blüthe der Kunst, des Rechtes, der socialen Ordnung kennt unser Glaube so gut, wie jene; aber er kennt es, wie es ist: keine „süße Frucht" ohne „bittere Schale" oder „bitteren Kern"; Angst und Leid, Kampf und Streit, Noth und Tod als Fluch der Sünde, fortgehend durch alle Zeit, nicht zu beseitigen durch der Menschen Klugheit und Kraft, beseitigt, ausgetilgt aber durch die Versöhnung, die vom Himmel kam. Darum neue Anfänge unvergänglichen Lebens, hier im Thal des Todes. Und diese Anfänge wachsend im Einzelnen und in der Gemeinschaft, in Reinigung der Gewissen, in Heiligung der Herzen, nicht gehemmt, nicht gestört durch die Flucht der Zeit, nicht schwindend

mit der schwindenden Kraft, nicht zerstört durch den Tod, weil unzerstörbar, ja gefördert durch den Tod, hineinwachsend in die Ewigkeit; — und am Ende? Der Mensch, geheiligt nach Leib, Seele und Geist, leuchtend in innerer Reinheit und vollkommener Freude, hineinschauend in's Wesen der Dinge, in die Tiefen der Gottheit, Genosse einer großen Gemeinschaft seliger vollendeter Gerechten in nie endender Liebe, Bürger einer Welt, in der kein Mißklang, kein lauter Schmerzensruf, kein leises Seufzen, keine stillen Thränen, thätig in göttlichem Wirken, Eins und selig in Gott, der allen Lebens, aller Schönheit, aller Güte unerschöpflicher Born ist. Halten wir neben einander: des Himmels Glanz und des Grabes Moder. Ich sage: Wenn dieser Himmelsglanz, wenn der Glaube, der auf ihn hofft, nach ihm strebt, Traum, Einbildung, die Weltanschauung aber, die am Diesseits haftet und im Moder des Grabes das letzte Ziel und Ende sieht, Wirklichkeit wäre, mein Traum wäre mir lieber, millionenmal lieber als jene Wirklichkeit. Aber es ist kein Traum, es ist keiner und kann keiner sein. Denn hier allein ist ein menschenwürdiges Dasein, ein menschenwürdiges, ja allein auch ein Gott würdiges Ziel. Im Lichte dieses Zieles allein kommt Ordnung, Plan und Vernunft in diese wirre Welt, in diesen verworrenen Weltgang. Und auf dieses Ziel weist eine unaustilgbare Sehnsucht des Menschenherzens, ein nie schweigender Anspruch auf ein vollkommenes Glück, weist Gottes wahrhaftiges Wort. Es ist Wahrheit, volle Wahrheit und Wirklichkeit. Der Kirche Lieder über Tod und Ewigkeit — seltsamer Weise: Gottes- und Unsterblichkeitsleugner haben, in Berlin wie in Frankfurt, schon am

Grabe von Familiengliedern ein: „Jesus lebt, mit ihm auch ich“ blasen oder singen lassen, — ein starkes Zeugniß dafür, daß es Bedürfnisse der Menschenseele gibt, die nicht auszutilgen sind und denen nur das Evangelium Befriedigung gewährt. In jeder lauteren Seele aber spricht das Zeugniß des heiligen Geistes zu dem, was er vom künftigen Leben sagt und was die Kirche davon singt, sein Ja und Amen!

5.

Darwin's Großvater

als

Arzt, Dichter und Naturphiloſoph.

Ein Beitrag zur Vorgeſchichte des Darwinismus.

Von

Dr. O. Zöckler,
o. Profeſſor der Theologie a. d. Univerſität Greifswald.

Alle Rechte vorbehalten.

Darwin's Großvater als Arzt, Dichter und Naturphilosoph.

Im Enkel lebt der Großvater wieder auf — wer wüßte nicht Belege für diesen alten Erfahrungssatz beizubringen? Die Sitte so manches fürstlichen Hauses, auch unseres Königshauses, dem erstgebornen Enkel jedesmal des Großvaters Namen zu geben, beruht auf uralten Erfahrungen und Beobachtungen dieser Art. Gerade auch im Punkte äußerlicher Aehnlichkeiten, kleiner Abnormitäten, Schwächen, Mißbildungen körperlicher oder geistiger Art bewährt sich das Gesetz des Zurückfallens in den großelterlichen Typus so oft und so auffallenderweise, daß die Bezeichnung des betreffenden Vorkommnisses als eines „Atavismus" schon längst aufgehört hat, ausschließliches Eigenthum der Männer der Wissenschaft zu sein. Erweitert man gar den Großvaterbegriff zu dem des Ahnherrn, des Vorfahren überhaupt, so strömen die Beispiele zur Erläuterung und Bestätigung des betreffenden Vererbungsphänomens in der That zu Tausenden daher. Es würde trivial sein, dieß durch den Hinweis auf merkwürdige Künstler- oder Gelehrtenfamilien

(wie etwa die Bach auf musikalischem, die Cassini auf astronomischem Gebiete u. s. f.) mit einzelnen Beispielen zu belegen, oder berühmte Versuche zu poetischer Verklärung des Phänomens, wie Freytag's „Ahnen" vergleichend herbeizuziehen.

In der Theorie Charles Darwin's, dem biologischen System, dessen mächtig anregende und tief eingreifende Wirkungen auf den verschiedensten Gebieten des Geisteslebens der letzten Jahrzehnte offenkundig sind, spielt das Princip der Vererbung bekanntermaßen eine dominirende Rolle. Sowohl den sprungweise vom Eltervater auf die Enkel fortschreitenden Erblichkeitserscheinungen, als auch den stetigen, unter gleichmäßiger Betheiligung der einzelnen Generationen sich vollziehenden Vererbungsprocessen widmet diese Theorie die aufmerksamste Beachtung. Und nicht blos in dieser theoretischen Hinsicht, seinem Ziele einer Erweisung der allgemeinen Blutsverwandtschaft sämmtlicher Menschen und Thiere zu lieb, beschäftigt der Darwinismus sich gern mit den Erblichkeitsverhältnissen zwischen Vorfahren und Nachkommen. Auch seine eigene Geschichte liebt er in genealogisirender Weise zu erforschen und darzustellen, sodaß er den genetischen Entwicklungsgedanken durch alle Stadien einer langen Vorgeschichte hindurch verfolgt, ihn bei möglichst zahlreichen Zwischengliedern der Reihe früherer Geistesverwandter Darwin's, die man bildet, nachzuweisen sucht. Was nur in Poesie oder in Prosa bei Dichtern und Denkern früherer Jahrhunderte an des großen Britten Ideengang Anklingendes wahrgenommen werden kann, wird mit Begierde aufgesucht und jener Vorgeschichte einverleibt. Zwei bis drei lange Kapitel genügen meist schon nicht mehr zur Zusammenstellung alles dessen, was die Verfasser darwinistischer Kompendien oder Schöpfungsgeschichten über die Vorläufer ihres großen Meisters zu sagen haben. Schon wächst

ein aparter Literaturzweig heran, der monographischen Behandlung einzelner „Präcursoren des Darwinismus" gewidmet. Wie man innerhalb des altclassischen Bereichs darüber streitet, ob Anaximander der Entwicklungsidee heutiger biologischer Speculation näher gekommen sei oder Empedokles, ob bei Lucrez oder bei Ovid mehr ächter Anklänge an den Darwinismus zu finden seien, so werden aus den uns näher liegenden Zeiten theils philosophische Größen wie Leibniz, Kant, Schelling, theils naturwissenschaftliche Koryphäen wie Linnäus, Buffon, Oken womöglich vor den Triumphwagen des Darwinismus gespannt. Vor Allem aber wird um mehrere unserer großen Dichterheroen mit wahrer Begierde geworben. Der Frage: „War Goethe ein Darwinianer?" ist schon reichlich ein Dutzend Brochüren, Vorträge oder längerer Aufsätze gewidmet worden. Was Herder betrifft, so wogt in Bezug auf ihn der Streit noch ziemlich heftig auf und ab. Die eifrigeren Jünger des Darwinismus sind übrigens schon auf's festeste überzeugt, daß der geniale Weimarer Poet und Geschichtsphilosoph ein ächter „Darwinianer vor Darwin" gewesen sei.

Um einen dieser Vorgänger des Darwinismus aus dem 18. Jahrhundert findet kein Streit statt. Und gerade dieser vorzugsweise allgemein als unantastbar oder unbezweifelbar anerkannte Herold des modernen Evolutionsgedankens steht zugleich in einem direkten genealogischen Verwandtschaftsverhältnisse zum Urheber dieses Gedankens. Es ist der leibhaftige Großvater Charles Darwin's, Erasmus Darwin, der mit seinem etwas jüngeren französischen Zeitgenossen Lamarck um die Palme des nächsten Vorläuferthums, der engsten geistigen Verwandtschaft zum Darwin der Jetztzeit ringt. Ein Atavismus (im engeren Sinne), wie ihn sonst die Geschichte nicht kennt, findet hier statt. Der Enkel gleicht dem Großvater bis zu

einem fast lächerlichen Grade von Aehnlichkeit; und gerade daß der zwischen Beiden stehende Stammhalter, Ch. Darwin's Vater, in ein fast bescheiden zu nennendes Dunkel zurücktritt, läßt die Berührungen zwischen dem gefeierten Ahnherrn und dem noch viel ruhmvolleren Abkömmling als ein besonders frappantes Beispiel großväterlichen Wiederauflebens im Enkel erscheinen.

Betrachten wir den älteren Darwin, der jüngst vom Enkel selbst ihm gewidmeten biographischen Skizze folgend, [1]) zunächst nach seinem äußeren Lebensgange, seiner bürgerlichen Berufsstellung als Arzt.

Geboren wurde derselbe am 12. December 1731 zu Elston bei Newark am Trent in Nottinghamshire, also im nördlichen Mittel-England. Dieser mittelenglischen Gegend, speciell dem Flußgebiete des Trent, gehören auch die Wohnorte an, wo er später, nach zu Cambridge und Edinburgh absolvirten akademischen Studien, als praktischer Arzt wirkte. Zuerst nämlich ließ er sich in Nottingham, der Hauptstadt seiner heimischen Grafschaft nieder, erzielte aber hier nur geringe Erfolge mit seiner Praxis. Glücklicher war er in Lichfield, wohin er Ende 1756 übersiedelte und wo der günstige Erfolg einer kühnen Cur, vollzogen an einem von seinen Collegen als unrettbar preisgegebenen Kranken, ihm bald den Weg zu allen angesehenen Familien bahnte. In dieser altehrwürdigen kleinen Bischofsstadt, südwestlich von Nottingham und nördlich von Birmingham, verlief sein praktisches Wirken dem größten Theile nach. Weithin verbreitete sich von hier aus sein Ruf als Arzt, aber auch sein Einfluß auf das bürgerliche und sociale Leben seiner Umgebung. Die Wohlthaten, womit er die Aermeren seiner Patienten überhäufte, sowie der Eifer, den er trotz seiner etwas freigeistig aufgeklärten Ansichten für die Ausübung

kirchlicher Armenpflege bethätigte, ließen ihn festen Fuß in den Neigungen des Volkes fassen. Dabei scheint er kraft seines ungewöhnlich hohen Bildungsgrades in classisch-humanistischer wie in realistischer Hinsicht den geistigen Mittelpunkt der geförderteren Gesellschaftsclassen seiner Stadt gebildet zu haben. Ein naturwissenschaftliches Universalgenie, hatte er ein offenes Auge für jedweden theoretischen wie praktischen Fortschritt seiner an großen Entdeckungen und Erfindungen so reichen Zeit, widmete sich auch selbst, so viel seine Zeit es nur gestatten wollte, experimentirender Thätigkeit bald auf chemischem oder physiologischem, bald auf mechanischem Gebiete — wie er denn sich mit der Construction von mancherlei mechanischen Apparaten abgab. Sogar einen kleinen Wagen, worin er eine Zeitlang die Fahrten zu seinen Patienten machte, soll er sich selbst construirt haben. Zur Pflege des eigentlichen Lieblingsbereichs seiner Forschung, der Pflanzenkunde, gründete er zusammen mit der Elite seiner Lichfielder Freunde eine erste Linnäische Gesellschaft, Vorläuferin der später 1788 von J. Banks und J. E. Smith begründeten Londoner Linnean Society. Dieser kleine Lichfielder Verein betrieb, obschon noch nicht ausdrücklich mit jenem Namen benannt, doch ganz gemäß den Principien des berühmten Schweden seine botanischen Studien, machte sich auch bekannt durch Bemühungen um die Herausgabe der Hauptschriften Linné's in englischer Uebertragung. — Auch die ersten poetischen Versuche Erasmus Darwin's gehören seiner Lichfielder Zeit an. Sie wurden von ihm längere Zeit hindurch sorgfältig von der Oeffentlichkeit zurückgehalten, da er, schon um sich das Vertrauen seiner Kunden nicht zu verscherzen, den Ruf eines viel schriftstellernden Literaten und zumal eines Poeten scheute. Mit dem aus Lichfield gebürtigen und auch während seiner späteren Jahre viel daselbst ver-

weilenden berühmten Dichter und Kritiker Samuel Johnson († 1784) hatte er wiederholte unliebsame Berührungen. Dazu scheint indessen weniger etwa eine von diesem an seinen Versuchen zum Erklimmen des Parnaß geübte Kritik, als überhaupt die grundverschiedene Geistesrichtung beider Männer und insbesondere Darwin's politischer und religiöser Liberalismus den Grund gebildet zu haben. Darwin war Whig, Johnson Tory — daraus erklärte sich großentheils der unversöhnliche Gegensatz zwischen den Beiden. Das Zerwürfniß mit der von Johnson geleiteten Partei der Lichfielder bestimmte unseren Helden letztlich zur Verlegung seines Wirkungskreises von da hinweg, nach Derby. Es geschah dieß einige Zeit, nachdem er mehrere schwere Heimsuchungen in seinem Familienleben erfahren hatte. Sein außerordentlich reich begabter und genialer Sohn Charles wurde ihm (1778) als 20jähriger Jüngling entrissen, nachdem er durch mehrere ausgezeichnete Arbeiten, u. a. eine von der Edinburgher medicinischen Gesellschaft gekrönte Preisschrift „über den Unterschied zwischen Eiter und Schleim", seine hervorragende Begabung für medicinische Forschung bethätigt hatte. Deßgleichen hatte er schon früher, nach 13jähriger glücklicher Ehe, seine erste Gattin Mary, geb. Howard, durch den Tod verloren (1770). Um die Zeit seiner Uebersiedlung nach Derby (1781) trat er mit der noch jugendlichen Witwe eines verstorbenen Obristen Pole in eine zweite Ehe. Erst seinem Wirken an diesem neuen Wohnorte, das seine letzten beiden Jahrzehnte umfaßt, gehören seine bedeutendsten literarischen Arbeiten und Veröffentlichungen in Poesie und Prosa an. Es ist charakteristisch für sein bedächtiges Zuwerkegehen und gewissenhaftes Feilen und Glätten, daß diese Früchte seines Fleißes sämmtlich erst am Abend seines Lebens als langsam gereifte Geistesproducte an's Licht traten. Eines davon,

das Gedicht vom „Tempel der Natur oder Ursprung der Gesellschaft", wurde sogar erst ein Jahr nach seinem Tode aus seinem Nachlasse veröffentlicht. Darwin starb am 18. April 1802 im 71. Lebensjahre, in dem Landhause Breadsall Priory, bei Derby, wo er während seiner letzten zwei Jahre verweilt hatte.

Man redete um den Beginn unseres Jahrhunderts eine Zeitlang von einer Darwin'schen Schule, von darwinisirenden Aerzten oder Naturphilosophen u. s. f. Erasmus Darwin dankte diese Ehre hauptsächlich dem Einflusse seines wissenschaftlichen Hauptwerkes, der um die Mitte der neunziger Jahre veröffentlichten und bald in mehrere Sprachen übersetzten „Zoonomie oder Darstellung der Gesetze des organischen Lebens".[2]) Sein hierin aufgebautes medicinisches System erscheint jedenfalls als auf der Höhe der damaligen Zeit stehend. Es combinirt auf geistreiche Weise das Wesentliche aus den seit Mitte des 18. Jahrhunderts hervorgetretenen angesehenen Systemen, gibt also verwandtschaftliche Beziehungen kund zu Haller's Irritabilitätstheorie und zu Cullen's Solidismus, zu Brown's Nervenpathologie, zu Hartley's Versuch einer physiologischen Fundamentirung der Psychologie, zur vitalistischen Schule der Franzosen Bordeu, Barthez, Pinel 2c., ohne doch bei einer nur äußerlichen Compilation oder Zusammenschweißung dieser verschiedenen Elemente stehen zu bleiben. Ein Kind seines Zeitalters und unfähig dasselbe zu überleben war es immerhin, was er auf diesen Grundlagen errichtete. Wer classificirt heutzutage noch in so schwerfälliger, schulmäßig abstracter Weise, daß er alle Bewegungsvorgänge des Körperlebens in sensorielle und fibröse Bewegungen eintheilte und innerhalb beider dann wieder viererlei Arten von Bewegung: Reizungs-, Empfindungs-, Willens- und Associationsbewegungen unter-

schiede? Wer hält es noch für nöthig, gemäß eben diesem Schema auch viererlei Krankheitsformen, Krankheiten der Reizung, der Empfindung, des Willens und der Association, zu statuiren? Wer mag noch etwas wissen von einer Eintheilung des Arzneimittel-Vorraths in die sieben Gruppen der Nutrientia, Incitantia, Secernentia, Sorbentia, Invertentia, Revertentia und Torpentia oder der reiz- unterhaltenden, reiz- vermehrenden, reiz- verkehrenden, reiz- wiederherstellenden und reiz- vermindernden Medicinen?[3]) Auch seine Eigenschaften als praktischer Arzt scheinen nicht frei von manchem Tadelnswerthen gewesen zu sein. Eigentliche Liebenswürdigkeit ging ihm jedenfalls ab. Hinter dem rauhen, fast ungeschlachten Aeußeren des Mannes, der „viel zu essen, aber stets nur Wasser zu trinken pflegte", ahnte Niemand ein poetisches oder philosophisches Genie. Sein Aussehen war in der Regel trist und melancholisch; er stotterte etwas; sein Humor war mehr kaustischer als liebenswürdiger Art. In seinem ziemlich reizbaren Temperamente schienen alle die verschiedenen Reizungszustände, von welchen sein System handelt, nur allzu reichlich vertreten. Er war oft barsch gegen seine Patienten, hörte ihre Klagen nur ungern und unter Achselzucken an, hieß sie oft geradezu schweigen, notirte sich grundsätzlich nichts über ihre Krankheitsgeschichte. — Dazu daß Darwin der Arzt kein Sydenham wurde, daß sein Ruhm bald wieder in Vergessenheit gerieth, mag auch sein stetes Fernbleiben vom Centrum des britischen Culturlebens, seine blos provincielle Berufsstellung nicht unwesentlich beigetragen haben. Und zum baldigen Erbleichen seines Rufs als medicinischer Systematiker wirkten ohne Zweifel die Extravaganzen verschiedener seiner Schüler mit, besonders auch einiger nicht-englischer Verehrer, wie Rasori's in Pavia, des Uebersetzers seiner Zoonomie in's Italienische, der bald darauf eine

der abenteuerlichsten neueren Theorien der Heilkunde, das sog. contrastimulistische System, aus seinen Lehren hervorbildete.[4])

Darwin's des Dichters Ruf hat den des Arztes Darwin weder sehr übertroffen noch lange überdauert.

Seine poetische Hauptleistung, das große zweitheilige Lehrgedicht „der botanische Garten", ist ein Product seiner schon erwähnten Begeisterung für empirisches und theoretisches Studium der Pflanzenkunde, und zwar im engsten Anschlusse an Linnäus' bahnbrechende Arbeiten. Man kann es fast geradezu eine Versification, eine poetische Verklärung des Linné'schen künstlichen Systems der Pflanzeneintheilung nennen. Zur Abfassung dieses Werkes[5]) will eine ihm befreundete Dame, Miß Anna Seward, der wir eine zwei Jahre nach seinem Tode erschienene biographische Skizze seines Wirkens verdanken, ihm den ersten Impuls gegeben haben, und zwar auf folgende etwas eigenthümliche Weise. Ungefähr im Jahre 1778 kaufte Darwin nahe bei Lichfield „ein wildes schattiges Thälchen mit mehreren sprudelnden Quellen", das er mittelst sorgsamer Pflege binnen Kurzem in ein kleines Paradies umschuf. Hierher lud er seine Freundin Miß Seward eines Tages ein und überraschte sie auf's Höchste durch die ungeahnte Lieblichkeit des Ortes. Leider konnte aus der Unterhaltung mit dem geistreichen Doctor, auf welche das Fräulein sich gefreut hatte, nichts werden, da derselbe plötzlich zu einem Patienten auf's Land abberufen wurde. Sie nahm nun allein, mit Schreibtafel und Griffel versehen, auf einer Blumenbank inmitten des üppigen Paradieses Platz, während die sinkende Sonne das Thal vergoldete und Vöglein aller Art ihre Stimmen aus den Gebüschen um sie her erschallen ließen. Damals entstanden, von ihrer Hand niedergeschrieben, die Anfangszeilen des „Botanischen Gartens", 46 an der Zahl, mit dem gegenwärtigen

Eingang des berühmten Gedichts wesentlich sich deckend. Als sie nachmals Darwin dieses poetische Bruchstück gezeigt, habe dieser voll Bewunderung sie aufgefordert, über die „unerforschten poetischen Tiefen des Linné'schen Systems" ein größeres Lehrgedicht zu schreiben, wozu er dann gelehrte Noten in Prosa hinzufügen wolle. Sie habe diesen Antrag, weil der Gegenstand für eine weibliche Feder sich weniger eigne, abgelehnt. Da habe denn ihr Freund selbst sich an die Bearbeitung des Stoffes begeben, unter Voraussendung jener Eingangsverse, die er eigentlich ihr entwendet habe. Sehr langsam jedoch sei das Ganze gereift; zehn volle Jahre habe der durch seine Berufsarbeiten oft genug vom Dichten abgerufene Doctor zu seiner Vollendung gebraucht; gar mancher der zierlich geglätteten Verse sei während seines Ausfahrens auf die Landpraxis entstanden, „in seiner Chaise, wenn er von einem Orte zum andern reiste". — Man könnte sich versucht fühlen, einigen dieser Angaben der Biographin ein gewisses Mißtrauen entgegenzubringen, da sie, selbst Dichterin, sich gerne hie und da in dichterischen Ausschmückungen erging. In der Angabe über Darwin's Versemachen im Reisewagen hat man, übrigens wohl ohne Grund, Uebertragung eines Zuges aus dem Characterbilde eines älteren Arztes und Poeten, des Sir Richard Blackmore, auf unseren Helden gemuthmaßt; was jenem nachgesagt wurde, er habe rasch „wie das Rollen seines Wagens Verse hervorgeströmt", könnte mutatis mutandis von ihr auf ihren Freund angewendet worden sein. Doch bestätigt auch Darwin der Enkel das öftere Schreiben und Versemachen seines Großvaters im Reisewagen ausdrücklich. — Jener literarische Diebstahl, welchen er durch Aufnahme jenes Proömiums verübt haben sollte, war jedenfalls höchst geringfügiger Art. Gesteht doch das Fräulein selbst im Vorbeigehen, daß im Grunde nur

ein geringerer Theil der 46 Verse (eigentlich nur 20!) ohne Veränderung von ihm in sein Werk herübergenommen worden sei.[6])

Doch genug dieser Präliminarien, die leider theilweise in Damenklatsch der kleinlicheren Art sich verlieren mußten. Dem Gedichte selbst kann eine gewisse Großartigkeit, wenn nicht der Anlage, doch des Tons und einzelner aus ihm hervorblitzender Ideen wohl kaum abgesprochen werden. Der erste Haupttheil: die „Oekonomie des Pflanzenlebens" — der Zeit des Erscheinens (1791) nach eigentlich Theil II, da Darwin ihn erst zwei Jahre nach Theil I „die Liebesgeschichten der Pflanzen" vollendete und publicirte — lehrt die Grundzüge einer Physiologie des Gewächsreichs im Rahmen einer Schilderung dessen, was die vier Elemente Feuer, Erde, Wasser und Luft zur Erzeugung und Belebung des pflanzlichen Daseins beitragen. Die Göttin Flora, angeredet als „botanische Göttin" oder „Göttin des Pflanzenreichs (Goddess of Botany)", wird vom Genius des Ortes herbeigerufen und erscheint von Morgen her, auf blüthenduftendem, silbernem Wagen, schön wie der Mond die Lüfte durchschwebend. Die vier Elemente, personificirt als Feuergeister oder „Nymphen des Urfeuers", als Erdgeister oder Gnomen, Wassergeister oder Nymphen, und Luftgeister oder Sylphen, schaaren sich mit froher Bewillkommnung um sie her. Sie richtet an jede dieser sie umspielenden Geisterschaaren eine längere Ansprache; diese vier Ansprachen bilden die vier Gesänge der „Pflanzen-Oekonomie". Im ersten Gesange hebt die Göttin an:

„Des Feuers Nymphen! eure Jungfraunschaar
Mit Goldglanz säumte sie des Chaos Schlund,
Durchdrang mit Silberblitz der Urnacht Thron,
Umfloß mit Licht der jungen Erde Rund —

Damals als brütend, einer Henne gleich,
Die ew'ge Lieb' das Nichts zum Leben schuf.
„Es werde Licht!" rief der allmächt'ge Herr;
Bestürzt hört Chaos dieses Zauberwort.
Zündend strömt Aether durch das Weltall hin,
Die finstre Masse blitzt in tausend Sonnen auf;
Rasch berstend senden Erden sie hervor
Und diese Monden — Stern umkreist so Stern" 2c.

Dieser Schilderung der kosmischen Urfeuerprocesse, des Werdens der Himmelslichter, folgen entsprechende geologische Naturgemälde, in den unheimlichen Schooß der Werkstätten Pluto's und Vulkan's hinabsteigend und derenen tsetzenerregende Eruptionen schildernd. Der Dichter handelt von jener Urzeit:

„als brüllend laut der Hekla „Aetna!" rief
und Andes leuchtthurmartig Strahlen schoß,
des tiefsten Meergrunds Fische Sternenlicht
erschäuten, — Feuers Glanz die Nacht verklärt'" 2c.

Venus wird nun citirt, die liebliche Schönheitsgöttin, die zum Vulkan herniedersteigt und der düstern Cyklopen schreckensvolle Behausung mit milderem Himmelslichte bestrahlt. Nach kürzerem Verweilen bei einer dem botanischen Bereiche schon näher liegenden Materie, nämlich dem nächtlichen Schwärmen leuchtender Glühwürmer und Laternenträger um Europa's und der Tropenländer Gewächse, wird zu den culturfördernden Wirkungen der Feuernymphen übergegangen. Sie haben den ungeselligen Wilden gezähmt und an den trauten Herd des häuslichen Lebens gefesselt. Ihre scheidende und einende, ihre condensirende und expandirende Kraft erschloß den Forschungen der Chemiker eine neue Wunderwelt, lehrte Kunkel den Phosphor und schon jenen mysteriösen Baco im Mittelalter des Schießpulvers explodirende Kraft finden; trieb weiter zur Entfesselung der Riesenkräfte des Dampfes, in deren Wunderwirkungen die zwölf Arbeiten des Herakles wieder aufzuleben begonnen haben;

erschloß ferner die Wunder der Elektricität, von des Zitteraals „ätherischem Feuer" und dem Funkensprühen der Leidenflasche (Leyden bottle) und des Elektrophors an bis zu den Blitzableitern Franklin's und Richman's, dieser listigen „Cupido's des 18. Jahrhunderts", welche Jupiter seinen Donnerkeil zu stehlen wußten. Aber auch befruchtende Südwestе löst und entfesselt des Sonnenfeuers Zaubermacht; sie schmilzt den starren Winterfrost, treibt des Nordens Eisberge in tropische Meere, führt segensschwangere Gewitterregen am lichtblauen Sonnenhimmel herauf — gleich jenem, den der Prophet Elia auf dem Karmel herbeibetete.

In dieser Weise, classisch-mythologische Anspielungen mit biblisch-historischen auf anmuthige Weise mischend, geht es dann weiter zum Lobgesang auf die Gnomen oder Berggeister, und ferner auf die Wassernixen und die leichtbeschwingten Sylphen oder Elfen des Luftreichs. Ihr Gnomen, wie stauntet ihr einst im Schöpfungszeitalter bei jenem Aufthürmen von Bergriesen, gegen das die heutigen Kraterbildungen armselige Maulwurfsarbeit sind! Wie gafftet ihr,

„als aus des Erdballs tief verwundtem Bauch,
da wo die Südsee jetzt ihre Fluthen wälzt,
des Mondes strahlend Fahrzeug rasch entschlüpft',
auf flücht'gen Rädern himmelwärts enteilt'" 2c.

Kalk und Marmor, die Muschelgebilde; Salze und Krystalle, die Wasserproducte; Eisen, Stahl und alle Edelsteine sind eure Wunderwerke, o Gnomen; in ihrem buntwechselnden Farbenspiel liefertet ihr die Urbilder zu Jupiter's Schwan-, Stier- und Wolkenverwandlungen aus Liebe zu irdischen Schönen! In euren Gebilden aus Thonerde liegt der prophetische Hinweis auf Culturwerkstätten der Neuzeit, wie Wedgwood's herrliche Porzellan-Manufactur in Staffordshire — (diese industrielle Schöpfung, der merkwürdigerweise Darwin, der Sohn

und der Enkel, durch Verheirathung mit Porcellanprinzessinnen aus jenem Etablissement [einer Tochter und einer Enkelin des Josiah Wedgwood] nahe treten sollten). Mit euren Kohlenstoffproducten, eurem Pyrit, Naphtha ꝛc. weissagtet ihr auf solche erschütternde Explosionen des Freiheitsgeistes, wie die jüngst in Amerika und ganz vor Kurzem bei der Bastille-Erstürmung in Frankreich von uns erlebten! Ja, zu welcherlei Freiheitsthaten bietet ihr stillverborgen aber kraftvoll wirkenden Erdgeister *nicht* Mithilfe! Euer Werk war die Vernichtung der Streitmacht des blutigen Tyrannen Kambyses dort im Sande der Wüste, euer Werk Petri Befreiung durch den Engel aus dem Kerker Herodis; euer Werk ist der glorreiche Kampf wider die Negersclaverei, welchen der edle Wilberforce jüngst bei uns eröffnet hat! — Mit ähnlichen Betrachtungen, die bald mehr den freiheitsdürstenden Whig, bald mehr den begeisterten Nachahmer altclassischer Dichter, bald mehr den Lobredner großer Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit hervortreten lassen, erscheinen auch die beiden letzten Gesänge gewürzt. Der dritte beschreibt, wie

„der Nymphen Glanz-Schwadron (!) mit chem'schem Blick
des kalt-elast'schen Dampfs Aufsteig bewacht,
ihn spielend bändigt mit gigant'scher Kraft, —
auch leuchtend Gas mit laut'rer Luft vermählt" ꝛc.

Er ergeht sich in Schilderungen vom Kreislauf der Wasser in der Natur als einer makrokosmischen Parallele zu Harvey's unsterblicher Entdeckung, dem Kreislauf des Bluts im thierisch-menschlichen Organismus. Er preist den Segen sowohl der Pumpe, der Feuerspritze und anderer hydraulischer Apparate, wie auch des Thau's und Regens, die allfrühjährlich dem Erdenschooße jugendlich aufsprossendes Pflanzenleben entlocken. Im vierten Gesang wird von Monsunen, Land- und Seewinden, Sirocco's, giftigen Nebeln, Contagien und Pestwinden

gehandelt; deßgleichen von Luftpumpen, Luftballons und Taucherglocken, von den „Sylphen der Musik", vom Einflusse der Winde auf die Befruchtung der Pflanzenblüthen. Daß Lebensluft (angeblich) durch Verbindung von Sauerstoff mit Licht entstehe, wird der Verbindung Psyche's mit Amor verglichen; daß Pilâtre de Rozier der Luftschiffer einen jähen Sturz gethan, wird als eine Wiederholung vom unglücklichen Ende des Icarus geschildert; im nächtlichen Luftausathmen der Pflanzen wird ein Gleichniß zu Pluto's Raub der blumenliebenden Proserpina erblickt. Als von jenen ätherischen „Sylphen der Musik" inspirirt werden in friedlichem Nebeneinander vorgeführt: zuerst Cupido, wie er mit der Leier auf dem Löwen reitet, dann die heilige Cäcilia, zuletzt Händel, Albions deutscher Lieblingscomponist!

Nicht viel freier von pomphafter Schwulst sind die Schilderungen der zweiten Abtheilung des „Botanischen Gartens", der „Liebeshändel der Pflanzen". Hier handelt es sich um Verherrlichung des Linné'schen botanischen Sexualsystems — glücklicherweise nicht unter Einhaltung der Folge der 24 Classen, sondern in anmuthiger Mischung der Materien, mit reichlicher Zwischeneinstellung mythologischen Gleichnißapparats aus Ovid und Homer. Es soll ja, unter abermaliger Beihülfe der Gnomen, Sylphen, Nixen ꝛc., gesungen werden von den „pflanzlichen Liebesgeschichten" (vegetable loves) der Eiche, des Schneeglöckchens, Veilchens, der Schlüsselblume, jungfräulicher Lilien und Rosen. Gesungen werden soll:

„wie Rose's Jugendpracht in Purpurgluth
einsaugt der Braut Erröthen in holder Scham;
wie Bienlein Honigküsse mischen und in Lieb'
die Arm' umschlingen, bedeckt von Blüthenstaub."

Hört zu, ihr murmelnden Bächlein, ihr säuselnden Winde, ihr lispelnden Blättlein, ihr Schmetterlinge, Käfer, Motten,

Glühwürmer, Spinnen, Schnecken, ihr Bienenjungfern in euren Wachszellen! Hört zu, wie jene botanische Muse, welche einst Schwedens großen Weisen begeisterte,

„die Grazie schildert, die in jedem Blatt,
in jeder Blüthe treibt ihr niedlich Spiel, —
die Amoretten auch, die spinnengleich
mit lust'ger Zartheit weben Liebesnetz" ꝛc.

In buntem Durcheinander wird nun Liebliches an Groteskes gereiht und Groteskes an Liebliches. Vom indischen Schilfrohr, vom Balsam, von der Callitriche, Iris, Amaryllis, Lychnis, Tulpe, Sonnenblume, Mimose; von Anemone, der „lichten Frühlingsbotin, des Blumenreiches Schwalbe"; von der spiraligen Vallisneria und ihrer bekannten romantischen Liebesgeschichte werden mehr oder minder ansprechende Miniaturbildchen gezeichnet. Bei andern führt des Dichters Phantasie allerlei tolle Sprünge aus. Wegerich, das vegetabilische Monstrum (a monstre birth), wird mit dem Mohr von Venedig und seiner Liebe zu Desdemona verglichen; der Glorioſa polyandrisches Verhalten mit Ninon's, der Pariser Jokaste, Buhlkünsten; die kryptogamische Seepflanze Ulva, die in ihrem Blättergestrüpp Eisvögel nisten läßt, mit Galatea gefolgt von der Tritonen lockrer Schaar. Die Distel Carlina mit ihrer bald in die Luft entfliehenden Samenkrone erinnert den Dichter an Montgolfier's Luftballon; Cinchona, der heilspendende Fieberrindenbaum, einerseits an die Segnungen der Göttin Hygieia, andrerseits auch an Moses, den Spender von Wasser aus dem Felsen für das verschmachtende Israel. — Ein düsteres Nachtgemälde entrollt der dritte Gesang mit seinen hauptsächlich (wenn auch nicht ausschließlich) den Giftgewächsen geltenden Schilderungen, für welche schreckhafte der Geschichte des Zauberwesens entnommene Vergleiche nicht gespart worden. Circe wird da vor Allen citirt; nicht minder

Medea, deren grausiges Vonsichschleudern ihrer Kinder im plötzlichen Aufplatzen der Samengefäße des harmlosen Springkrauts (Impatiens Noli tangere) abgebildet erblickt wird (!); ferner die Ruinen Palmyra's, deren stolze Wüsteneinsamkeit den Dichter an die schreckliche westindische Stinkblume Lobelia erinnert, welche alles Lebende um sich her verscheucht oder tödtet; ferner die Schlangen des Laokoon, deren erstickende Umarmungen mit den tödlichen Umrankungen der Spiral-Schlingpflanze Cuscuta in Parallele gesetzt werden u. s. f. — Heitrer Art sind wieder die Bilder, womit im vierten Gesange die lange, letztlich doch sehr ermüdende Reihe dieser Liebesscenen aus Flora's Reich beschlossen wird. Da begegnet man noch einer pompösen Beschreibung von Cerea grandiflora, der Königin der Nacht; da gibt das Phosphoresciren von Tropæolum majus zur Einflechtung des Wunders von den drei Männern im Feuerofen Anlaß; da wird das Schneeglöckchen behandelt und das Gänseblümchen — das letztere verglichen mit Venus, der von einer unzählbaren Schaar niedlicher Amoretten umgebenen; da erinnert die Liebesgeschichte einer Alge, Conferva vagabunda, den Sänger an Hero und Leander; da wird die „keusche Truffelia" vorgeführt, sowie der wilde Feigenbaum mit seiner merkwürdigen Insectenbefruchtung.

Sollen wir sagen, wie Einem bei dem Allen zu Muthe wird? — Genau wie beim Besuchen einer Kunstausstellung, die nur Bilder aus der ächten alten Rococo-Zeit enthält, oder wie beim Betreten einer jener steifen Parkanlagen des vorigen Jahrhunderts, wo Lineal und Zirkel eine Hauptarbeit bei Entwerfung des Grundrisses zu thun hatten, wo Hecken, Büsche und Bäume correct mit der Scheere zurechtgestutzt erscheinen und weiße Steinbilder von Göttinnen, Nymphen und Tritonen zu Dutzenden um flache Bassins und künstliche Cascaden herum-

stehen. Fast Alles läßt hier frostig und kalt. Vergebens treibt der Dichter seine Personificationen niederer Naturwesen bis zum höchsten Maße der Kühnheit, macht aus verschiedenen masculinisch oder neutrisch benannten Pflanzenarten Feminina, wandelt sie also galanterweise in Damen um und redet von einer Distelart Dipsaca (statt Dipsacus), von der Flachspflanze Lina (statt Linum), von der Baumwolle Gossypia (statt Gossypium), ja sogar von der Nilanwohnerin Papyra (statt Papyrus)! Der Spott der Kritiker ist ihm denn auch nicht erspart geblieben. Man hat seine Liebeshändel der Pflanzen persiflirt durch Dichtung von „Liebeshändeln der Dreiecke" (The Loves of the Triangles) [7]), hat das Seelen- und Herzlose seiner künstlich glitzernden Schilderungen, ihr zierlich gefälteltes und geglättetes, aber steifes Reimgewand getadelt; hat seine poetischen Producte insgesammt, auch jenen nachgelassenen „Tempel der Natur" mit inbegriffen, einer Reihe wohlpolirter, scharfgeschliffener, chirurgischer Instrumente verglichen, zierlich und lockend zum Verkaufe ausgestellt, aber mit so überaus scharfen Schneiden und Spitzen, daß nur der Meister selbst ihnen die Finger nahe zu bringen wagen könne! [8]) Es begreift sich in der That leicht genug, daß diese Darwin'schen Gedichte ihre Entstehungszeit nicht lange überlebt haben, daß schon die nächste Generation nach der Rococozeit sie vergaß, daß man sie heutzutage auch in ihrem Heimathlande kaum mehr liest, daß ein Literaturhistoriker wie Taine es nicht für nöthig gefunden hat, ihnen auch nur ein kurzes Kapitel zu widmen.

Dennoch ist Eins in den Werken dieses doppelten Apollo-Jüngers, des Arztes und des Poeten Darwin, wirklich groß und von bleibender Bedeutsamkeit. Wir verlassen freilich, indem wir zu seiner Beleuchtung übergehen, im Grunde schon

Darwin den Dichter, um uns zu Darwin dem Naturphilosophen zu wenden. Was in seinen Dichtungen, vor Allem im Botanischen Garten, von bleibendem Interesse ist und was insbesondere für Beide, die Bewunderer wie die Kritiker des heutigen Darwin und des Darwinismus, anziehend genannt werden muß, das fällt eigentlich schon nicht mehr unter den Gesichtspunkt poetischer Conception. Es ist vielmehr wesentlich philosophische Reflexion, auf Naturvorgänge oder culturgeschichtliche Ereignisse bezüglich, also wissenschaftlicher Erläuterung aus Naturkunde oder Geschichte durchaus bedürftig. Wie denn ein gutes Theil dieser vorzugsweise interessanten Aeußerungen des merkwürdigen Mannes nicht in Versen, sondern als Noten unterm Texte oder als Excurse in Prosa gegeben sind.

Erasmus Darwin der Naturphilosoph hält sich in der That auf der Höhe seiner Zeit; sein Name darf mit Ehren neben denen der angesehensten Vertreter naturphilosophischer Speculation um den Ausgang des vorigen Jahrhunderts, neben Kant, Herder, Goethe, Schelling 2c. 2c. genannt werden. Schon der Umfang seines Wissens, wie er ihn in den Noten zu seinen Lehrgedichten gleicherweise wie in der Zoonomie entfaltet, zeigt daß er die gesammte Naturkunde des Zeitalters beherrschte und jeden ihrer Fortschritte mit dem lebhaftesten Interesse verfolgte. Herschel's Entdeckung des Uranus (damals noch Georgs-Gestirn, Georgium sidus, genannt, und unter diesem Namen öfters im „Bot. Garten" erwähnt) sowie desselben Nebelfleckenforschungen interessiren ihn gleich sehr, wie Priestley's und Lavoisier's Sauerstoff-Entdeckung, Volta's Erforschung der Elektrizität, Watt's Erfindung der Dampfmaschine und Arkwright's Baumwollspinn-Maschine. Er ahnt auf Grund dieses vielseitigen mit der Wachsamkeit eines Argus allent-

halben hin spähenden Interesses am Vorwärtsdringen der Naturergründung und Naturbewältigung bereits mehrere jener glänzenderen Errungenschaften, die seinem Zeitalter noch versagt blieben. Er schaut im Geiste des Dampfes Kraft gezwungen zur Treibung von Schiffen, welche pfeilschnell die Wogen durchfurchen, sowie von mit ähnlicher Schnelligkeit die Straßen entlang eilenden Wagen, ja möglicherweise von luftdurchsegelnden Riesenballons.[9]) Durch Construction mächtiger See-Ballons, wagt er zu weissagen, wird Britannia einst noch ganz anders als jetzt seine Herrschermacht über alle Meer erstrecken. Mit diesen unterseeischen Taucherschlössern (diving castles), als künftigen Vervollkommnungen des Princips der Taucherglocken, werden ungeheure Wegstrecken zurückgelegt werden, während Priestley's kundige Hand für stete Erneuerung der Lebensluft sorgt und durch Bedachung mit sphärischen Gläsern Licht von oben zugeführt wird.[10]) In seinen kosmogonischen Speculationen, wovon oben schon eine poetische Probe mitgetheilt wurde, anticipirt er — ohne doch Kant's Schriften zu kennen — Mehreres von Laplace's berühmter Weltbildungslehre oder Nebularhypothese; ja Anklänge an jene spätere Fortbildung derselben, die man als Abschleuderungstheorie bezeichnet, sind bei ihm zu finden.[11]) Auch mit dem, was er — mehrere Jahre vor Chladni's bekannten Arbeiten — zur Theorie der Feuermeteore sagt, eilte er seinem Zeitalter in kühnem Gedankenfluge voran. Einmal ruft er, als ahnte er schon etwas von Dove's genialen Entdeckungen, nach dem Forscher der Zukunft, der das dunkle Geheimniß der Lenkung der Winde endlich enthülle![12]) In solchen und ähnlichen Aeußerungen ist er offenbar mehr als bloßer Naturphilosoph: er reiht sich dem Chore der merkwürdigen Naturpropheten an, die wie jener „mysteriöse Baco" des Mittelalters, wie

Lionardo da Vinci, Gilbert, Kepler, Leibniz, Kant ꝛc. dem künftigen Gang des Naturerkennens in ahnendem Fluge des Genius seine Wege vorgezeichnet haben.

Zu dieser prophetischen Begabung unsres Erasmus rechnen wir es denn auch, was er, als den „Vorgängern des Darwinismus“ im engsten Sinne zugehörig, zur Ausbildung oder wenigstens zur Anbahnung der biologischen Wissenschaft beigetragen hat. Man mag über den Werth der modernen Darwin'schen Entwicklungslehre urtheilen wie man wolle; man mag das Einseitige, Ergänzungs- und Berichtigungsbedürftige ihrer Conceptionen, das jetzt keiner ihrer besonneneren Anhänger mehr leugnet, noch so stark betonen: ein gewisses Wahrheitsquantum umschließt dieses wunderbar kunstreich aufgethürmte Hypothesengebäude jedenfalls. Und gerade an dieses Wahre und Bleibende im Lehrsystem des Enkels, insbesondere nicht an dessen Affenursprungsphantasien, sondern an seine gediegneren Speculationen über das Werden und Wachsen der thierischen und pflanzlichen Lebensformen, bieten des Großvaters Schriften eine Reihe auffallender Anklänge dar. Es ist die Ergründung jener allgemeinen Gesetze des organischen Lebens, des pflanzlichen, thierischen wie menschlichen, welcher Beide, der Ahnherr wie der Enkel, mit genialem Späherblick zugewendet erscheinen. Für die Methodik der biologischen Forschung im weitesten Umfange haben sie Beide bleibend Verdienstliches geleistet, — Erasmus Darwin mehr in andeutender Kürze, interessante Einzelbeobachtungen in seiner „Zoonomie“ geistvoll beleuchtend oder glückliche Vergleiche und sonstige werthvolle Gedankenblitze als Saatkeime für die Zukunft in seinen „Botanischen Garten“ pflanzend, Charles Darwin weniger durch Vermehrung als durch sorgfältige Pflege und züchtende Vermannigfaltigung dieser großväterlich ererbten

Grundgedanken. Wer des Enkels System aus seinen eignen Schriften kennt, wird überrascht durch die wuchernde Fülle der Keime zu fast allem Charakterischen daran, deren schon des Großvaters Bücher voll sind. Da werden, gleich im ersten Theil der Zoonomie, die Instincterscheinungen des Thierlebens in der jetzt unter dem Einflusse modern-biologischer Anschauungen weit und breit üblichen Weise besprochen. Nicht als geheimnißvolle Wirkungen einer vorbedenkenden höheren Intelligenz, als Vorsehungsgaben, wie noch Reimarus (1760) sie dargestellt hatte, sondern als durch Uebung und Gewöhnung erlernte und dann erblich gewordene Actionen werden die Instincte der Thiere dargestellt. Die Wanderungen der Vögel z. B. „kommen nicht durch einen nothwendigen Instinct zu Stande, sondern sie sind, ebenso wie die Künste der Menschen, zufällige Verbesserungen, welche sie von ihren Zeitgenossen gelernt oder durch Tradition von vorhergehenden Generationen erhalten haben.“ [13]) An andern Stellen redet der Zoonomiker vom Geberdenspiele mancher Thiere als einem nicht etwa zufällig entstandnen, sondern durch Vererbung allmählig gewordenen Ausdruck von Gemüthsbewegungen. Einmal handelt er von einem genetischen Urzusammenhange und einer stetig fortschreitenden Vervollkommnung alles Thierlebens auf Erden, gemäß der tiefsinnigen Idee alter Philosophen vom Weltei, das die göttliche Liebe belebt, und aus dem sich alles Leben nach und nach entwickelt habe. „Wie der bewohnbare Theil der Erde durch die Erzeugung der Seemuscheln und Korallen und durch die Abfälle von andren Thieren und Pflanzen immer vergrößert ist und noch vergrößert wird, so“, meint er, „haben sich auch die Thiere und Pflanzen seit dem Anfang der Existenz dieses Weltkörpers auf demselben beständig verbessert und sind noch immer im Zustande einer fortschreitenden

Veredelung" u. s. f. [14]) Bei solchen allgemeiner gehaltenen Betrachtungen bleibt aber unser Autor keineswegs stehen. Verschiedene Einzelthatsachen des Pflanzen- und Thierlebens, welche im System der heutigen Darwinisten als Stützen für die behauptete Entwicklung aus gemeinsamem Ursprunge dienen müssen, spielen schon bei ihm eine bedeutsame Rolle. Er macht sich wiederholt mit der Pflanzenmaskirung und der sogenannten Insecten-Mimicry zu schaffen, d. h. mit dem angeblich umbildenden Einflusse, den Farbe und Gestalt der pflanzlichen oder auch der thierischen Umgebung auf das Aussehen mancher Organismen im Laufe der Generationen hervorbringen soll. Er findet es bedeutsam, daß die Pflanze Cypripedium durch Nachahmung des abschreckenden Aussehens gewisser großer Spinnen sich gegen die Zudringlichkeiten der Kolibris zu schützen suche; daß Raupen, welche auf den farbstoffhaltigen Blättern des Krapp leben, sowohl sich selbst wie den aus ihnen werdenden Schmetterlingen eine lebhaft grüne Färbung mittheilen; daß überhaupt Schmetterlinge, Käfer, auch selbst kleinere Vögel sich der Blätterfarbe ihrer heimischen Gewächse oder Gebüsche anpassen, demgemäß also Goldfinken der lebhaften Färbung der Blumen, unter welchen sie ihr Wesen treiben, gleichen, während Lerchen, Rebhühner, desgleichen auch Hasen erdfarbig aussehen ꝛc. Er widmet nicht minder den rudimentären Organen verschiedener Thiere und Gewächse, sowie dem Leben sensitiver Pflanzen eingehende Aufmerksamkeit, handelt gern von den spontanen Bewegungen der schamhaften Mimose, der Chondrilla, des Hedysarum gyrans, vom Phosphoresciren des Tropæolum, von den drei Pflanzenuhren Calendula, Lapsana und Nymphäa u. s. f. Die durch Insecten vermittelten Befruchtungsvorgänge verschiedener Gewächse bilden einen weiteren Gegenstand seines Interesses [15]). Nicht minder das monströse Wunder insectenfressender

Pflanzen, wie der berüchtigten Venus-Fliegenfalle (Dionæa muscipula), des die Fliegen an ihren Saugrüsseln festhaltenden Apocynum androsæmifolium, der fleischverdauenden Drosera (Dr. rotundifolia) u. s. w. Auf diesem letzten Punkte trifft die großväterliche Liebhaberei mit den Studien des Enkels auf ganz besonders eklatante Weise zusammen. Uebrigens nennt er gerade hier auch noch einen anderen zu seiner Familie gehörigen Pflanzenliebhaber, seinen ältesten Bruder Robert Waring Darwin Esq. zu Elston, als Aufzeichner ähnlicher Beobachtungen, namentlich betreffs jenes Apocynum.[16])

Zu einem vollständig evolutionistischen System ähnlich dem im Buche seines Enkels über den Artenursprung hat der ältere Darwin diese zerstreuten, immer nur gelegentlich mitgetheilten Beobachtungen nie zusammengeschlossen. Seine Zoonomie ebenso wie seine „Phytologie oder Philosophie des Acker- und Gartenbaues" (1800) verfolgen andere als entwicklungsgeschichtliche Zwecke; auch seinen Lehrgedichten sind nur gelegentlich Betrachtungen kosmogonischer Art einverleibt. Als Hintergrund seiner naturwissenschaftlichen Weltansicht muß er jedoch einen Evolutionismus von annähernd ähnlicher Art und Tragweite, wie der moderne ist, gehegt haben. Das zeigen jene gelegentlichen Betrachtungen, zeigt die Auffassung der Organismenwelt als Einer großen Familie des Schöpfers, welche er laut dem Vorwort zur „Zoonomie" in diesem Werke zu Grunde gelegt hat, zeigt nicht minder ein charakteristischer Passus im Vorwort zu den „Liebesgeschichten der Pflanzen", wonach er an jenes *spätere, fortgeschrittenere* System des großen Linnäus anknüpfen zu wollen erklärt, welches sowohl die Arten als die Geschlechter der Pflanzen als im Laufe der Zeit erst geworden betrachtet, also *nur die Classen und Ordnungen* des Gewächsreichs für ursprünglich distinct

erschaffene Typen von unabänderlich festem Charakter hält, zeigen endlich die merkwürdigen Verse seines „Tempels der Natur", welche gleich den Gewächsen und Thieren auch den Menschen auf dem Entwicklungswege aus der brütenden Urtiefe der Gewässer hervorgehen lassen.[17]) Es ist bemerkenswerth, daß, wo er den Schleier von diesen die Uranfänge des organischen Seins betreffenden Ansichten gelegentlich einmal wegzieht, die Annahme eines persönlichen Schöpfers und intelligenten Ordners und Regierers des Weltalls sehr bestimmt bei ihm hervortritt. Erasmus Darwin mag in seinem äußeren Leben und Verhalten nicht sehr religiös gewesen sein, das starke Vorwalten classisch-mythologischer Anspielungen in seinen Gedichten mag ihn in den Augen oberflächlicher Betrachter als Heiden erscheinen lassen: Atheist war er sicherlich nicht, sowenig wie die Färbung und Tendenz seiner poetischen Schilderungen — trotz des bedenklich Gewagten und fast Anstößigen mancher Vergleiche — irgendwo eine sittlich frivole genannt werden darf. Neben der heitren Götter-, Genien- und Heroenwelt des classischen Alterthums ist es doch auch die heilige Geschichte der Bibel, und zwar sie nie anders als mit gebührendem Respect behandelt, der er seine Illustrationsmittel entnimmt. Das erste schöpferische Werde! für's kosmische Gesammtleben sowohl, wie für's Dasein der organischen Reiche, läßt er die Gottheit sprechen. Er hat sogar eine Ode über „die Thorheit des Atheismus" gedichtet. Wenn er einige Male, entgegen der älteren teleologischen Betrachtungsweise (wie sie in England beispielsweise noch sein Zeitgenosse Paley eifrig vertrat) alle näheren Finalursachen für Erscheinungen des Naturlebens mit Strenge beseitigt, oder auch auf eine allgemeine Naturordnung (Nature) überträgt[18]): eine letzte und höchste Ursache alles natürlichen Werdens und Geschehens zu

leugnen kommt ihm darum nicht in den Sinn. Ein materialistisches Zufallsregiment kann der zwar freiheitliebende, aber immer doch ein geordnetes constitutionelles Freiheitleben erstrebende Parteigänger der Whigs sich nicht denken. An die Spitze der Erscheinungen des Universums, die er allerdings lieber als auseinander entwickelt, denn als in Einzelacten erschaffen denkt, stellt er „die unendliche Kraft des großen Architekten, der Ursache aller Ursachen, des Vaters aller Väter!" Die unübersehbare Fülle der Lebenserscheinungen der niederen wie höheren Organismenwelt gilt ihm als aneinandergeknüpft durch „eine ewige Kette von Ursachen und Wirkungen, deren erstes Glied an Gottes Thron geheftet ist." [19])

Dieser jedenfalls nicht irreligiösen, wenn schon deistisch verdünnten Grundansicht hat auch der nächste Nachfolger unsres Helden in der langen Vorläuferreihe, die den heutigen Darwinismus ankündigt, der Franzose Jean Lamarck, sich nicht ganz zu entziehen gewußt. Auch er redet in seiner „Zoologischen Philosophie" wiederholt von einem „erhabenen Urheber aller Dinge", von welchem die gesammte Naturordnung, der Inbegriff aller Gesetze, Kräfte und Ziele des creatürlichen Lebens herrühre. Zu Erasmus Darwin's Anschauungen verhält dieses Hauptwerk des berühmten französischen Naturphilosophen (erschienen 1809, im Geburtsjahre Charles Darwin's) sich überhaupt ganz wie ein consequent ausgebautes System zu der Reihe befruchtender Ideen, die in eben diesem System ihre Verkörperung gefunden hat. Lamarck gilt in der Regel als der unmittelbarste und geistig bedeutendste Vorläufer der gegenwärtig weithin herrschenden Entwicklungslehre. Er mag diese auszeichnende Stelle verdienen, sofern er als zoologischer Systematiker den heutigen Vorkämpfern des Evolutionismus wie Darwin, Wallace, Häckel ꝛc. näher gekommen ist, als irgend

ein Früherer. Aber ein größeres Original, ein vielseitigerer Geist, ein bedeutenderes Universalgenie als er war doch jedenfalls der von uns hier näher betrachtete englische Dichterphilosoph, dessen Hauptwerke reichlich anderthalb bis zwei Jahrzehnte vor jener Philosophie zoologique an's Licht traten und, wie jetzt evident nachgewiesen ist, den tiefgreifendsten Einfluß auf deren Urheber geübt haben.[20]) Lamarck verhält sich zum älteren Darwin ungefähr wie auf philosophischem Gebiete Voltaire zu Locke, als fleißiger Nachahmer und Verarbeiter des über den Canal herüber ihm zugeflossenen Gedankenreichthums eines ihm geistig überlegenen Briten. Daß Goethe und Jean Paul, wenn sie sich dem Entwicklungsgedanken in der Ausprägung, den er bis zu ihrer Zeit erhalten hatte, zuwendeten, sich zwar mit Erasmus Darwin, aber nicht mit Lamarck beschäftigt haben, braucht uns demnach nicht Wunder zu nehmen.[21])

Jedenfalls bedurfte der Darwin der Gegenwart, um zu werden, was er geworden ist, nicht erst eines Lamarck als Zwischengliedes zwischen seinem Großvater und sich. Er konnte, angeleitet durch seinen zwar klugen und kenntnißreichen, aber allerdings vergleichsweise zurücktretenden Vater Robert Waring Darwin in Shrewsbury,[22]) direct auf seines Ahnherrn Schultern stehen, um aus dem sinnigen Gedankenspiel des Lichfielder Blumenfreundes eins der großartigsten Systeme neuerer Zeit hervorzuzaubern. Es gehört nicht mit zu unsrer gegenwärtigen Aufgabe, dieses System auf seinen etwaigen bleibenden Wahrheitsgehalt hin zu prüfen, zu untersuchen, ob es eine auf massiven Quadern solider Wissenschaft errichtete Festung zu nennen ist, oder lediglich ein glänzendes Luftschloß, ein Fatamorgana-artiges Gebilde von ähnlicher nur ephemerer Geltung wie Hegel's philosophische Weltansicht oder gar von nur

poetischem Charakter wie des Großvaters „Botanischer Garten". Wie weit es Charles Darwin gelungen sein mag, die Vererbungsgesetze im Lebensgange der Naturorganismen wie der Menschheit mit wissenschaftlicher Akribie festzustellen und Schlüsse betreffs der letzten und höchsten Probleme auf sie zu gründen, es bleibe dahin gestellt. Auf jeden Fall steht sein eignes Verhältniß zu dem hier betrachteten Vorfahren als einer der merkwürdigsten Fälle von Vererbung geistiger Eigenthümlichkeiten und Talente auf Nachkommen da, deren die neuere Geschichte Erwähnung thut.

Anmerkungen.

[1]) Ernest Krause, Erasmus Darwin. With a preliminary notice by Charles Darwin. London, Murray, 1880. — Vgl. auch unten N. 5 und 20.

[2]) Zoonomia, or the Laws of Organic Life. London 1794. Deutſche Ausg. (Zoon., oder Geſetze des org. Lebens) in drei Theilen oder fünf Bänden, von J. D. Brandis, Hannover 1795—99. — Zur Würdigung des Werks und des von ihm geübten Einfluſſes vgl. Darwin bei Krauſe l. c., p. 101 ff.

[3]) Siehe beſonders Theil II und III der Brandisſchen Ausgabe, und vgl. ſonſt überhaupt Chriſtoph Girtanner, Ausführl. Darſtellung des Darwiniſchen Syſtems der praktiſchen Heilkunde, nebſt einer Kritik deſſelben. 2 Bde., Göttingen 1799. Zur Beurtheilung des phyſiologiſchen Theils von E. Darwin's Syſtem, als eines wichtigen Zwiſchengliedes zwiſchen Locke und Hartley einerſeits und zwiſchen den neueren phyſiologiſchen Materialiſten andererſeits, vgl. G. H. Lewes, Geſchichte der Philoſ. von Thales bis Comte, II, 397 ff.

[4]) Vgl. darüber die Geſchichten der Medicin von Haeſer, Baas u. A.

[5]) The Botanic Garden. A Poem in two Parts. P. 1: The Economy of Vegetation. P. II: The Loves of the Plants. With philosophical Notes. London, J. Johnſon 1791. in 4°. (Vierte Ausg., mit vermehrten Noten: 1799). — Thl. II war ſchon einige Zeit vor Thl. I als ſelbſtändige Publikation erſchienen. Vgl. auch die franzöſ. Separatausgabe dieſer zweiten Abthlg. von Deleuze: Les Amours des Plantes, Paris 1799 in 12°.

[6]) Vgl. überhaupt Anne Seward, Memoirs of the Life of Dr. Darwin, chiefly during his residence at Lichfield, with Anecdotes of

his friends etc. London 1804, — sowie zur Kritik dieser Seward'schen Memoiren: Ch. Darwin bei E. Krause, l. c., p. 70. 55; 90. 55. Ferner G. L. Craik, Sketches of the History of Literature and Learning in England, III. Series, vol. VI, p. 13 ss.; auch den Vortrag von Dr. Dowson: Erasm. Darwin, Philosopher, Poet and Physician. London 1861.

[7]) Craik, l. c., p. 25; Krause-Darwin, p. 95 s.

[8]) Craik, p. 22; sowie desselben Manual of English Literature etc., 7. Edit., p. 438.

[9]) Bot. Garden, P. I, p. 26 (Note) heißt es von der durch Watt und Boulton verbesserten Dampfmaschine u. a.: „There is reason to believe it may in time be applied to the rowing of barges and the moving of carriages along the road", und weiter: „ . . . there seems no probable method of flying conveniently but by the power of steam or some other explosive material; which another half century may probably discover."

[10]) Econ. of Veget., Canto IV, v. 195:

Led by the Sage, lo! Britain's sons shall guide
Huge sea-balloons beneath the tossing tide;
The diving castles, roof'd with spheric glass,
Ribb'd with strong oak and barr'd with bolts of brass,
Buoy'd with pure air shall endless tracts pursue,
And Priestley's hand the vital flood renew.

[11]) Ib. C. 1, v. 105 ss., nebst zugehöriger Note, worin es u. a. heißt: „The whole of Chaos, like grains of gunpowder, was exploded at the same time and dispersed through infinite space at once or in quick succession . . . . . The planets have been thrown from the Sun by explosions, and the secondary planets from the primary ones", — und zwar dieß unter derartiger Einwirkung der Attraction benachbarter rotirender Weltkörper, „as to prevent their tendency to return into the body, from which they were projected."

[12]) Ib. IV, v. 305 ss. — Vgl. die Ausführungen über Feuermotore (shooting stars): Econ. of Veg., I, 123 s.

[13]) Zoonomie, deutsche Ausg. I, 309; vgl. 251, 255, 300 u. ö. — S. 266 f. bietet einen merkwürdigen Versuch, auch solche höhere Empfindungen und Wahrnehmungen, wie die unseres Schönheitssinnes, rein physiologisch (embryologisch) zu erklären und deren Keime als auch im Thierleben vorhanden zu erweisen. Vgl. Lewes, a. a. O., S. 406.

[14]) Ebendas. II, 507 f. Vgl. die ganz ähnliche Anspielung auf das alte Weltei-Philosophem: Econ. of Veget., Canto I, v. 101 ss., nebst Note.

15) Loves of the Plants, C. IV, 407 ss. (ausführl. Schilderung der Befruchtung der Wildfeige durch Inſectenſtiche, nach Tournefort und Pontedera). Vgl. die auf die Senſitivpflanzen bezüglichen Stellen der „Loves": I, 97, 301 ss.; II, 165; IV, 143, 331 ss.; — ferner ib. I, 375 ss. (Inſecten-Mimicry); Econ. of Veget. I, p. 8 und Loves I, p. 7 (rudimentäre Organe).

16) Loves, C. I, 139, 231. Vgl. die Zuſatzbemerkung hinter Canto IV (p. 186 s.) betreffend die Beobachtungen von R. W. Darwin am Apocynum androsæmifolium, ſowie E. Krauſe, l. c. p. 5, wo Ch. Darwin eines Werks dieſes ſeines Großoheims, der „Principia botanica" gedenkt.

17) In Preface zu Loves etc., 2. Edition (Lond. 1790) p. VII wird es als eine ingenuous imagination des Linnäus geprieſen, daß nach demſelben (nehmlich nach ſeinen Amœnitates academicae vom J. 1763, p. 296) „one plant of each natural Order was created in the beginning, and the intermarriages of these produced one plant of every Genus or Family, and the intermarriages of these generic of family plants produced all the Species, and lastly the intermarriages of the individuals of the Species produced the Varieties". Zu dieſer gemäßigt evolutioniſtiſchen Anſchauungsweiſe des ſpäteren Linnäus vgl. meine „Geſchichte der Beziehungen zwiſchen Theologie und Naturwiſſenſch.", Bd. II, (Gütersloh 1878), S. 239, nebſt N. 124. — Vgl. ſodann die Schilderung des Werdens der organiſchen Reiche im „Temple of Nature":

„Organic life beneath the shoreless waves
Was born and nursed in ocean's pearly caves;
First forms minute, unseen by spheric glass,
Move on the mud, or pierce the watery mass;
These, as successive generations bloom,
New powers acquire and larger limbs assume,
Whence countless groups of vegetation spring
And breathing realms of fin, and feet, and wing."

Worauf dann zum gottbildlichen, naturbeherrſchenden Menſchen übergegangen, aber auch über ihn die Muthmaßung geäußert wird, daß er

„Arose from rudiments of form and sense
An embryon point or microscopic ens".

18) So z. B. in einer Note zu Loves, C. IV, v. 1 ss., wo aus Anlaß der honigreichen Cacalia suaveolens davon die Rede iſt, daß es einen „höchſt ſüßigkeitsreichen Apparat" gebe, which Nature has formed in some flowers for the preservation of their honey from insects, etc. Vgl. damit ſolche Stellen wie Loves, C. 1, 151 s., wo von „Art" oder „Contrivance" im Haushalte des Pflanzenlebens gehandelt wird.

[19]) Zoonomie II, S. 466 f. 515 f.

[20]) Siehe besonders die lehrreiche Monographie von Samuel Butler Evolution old and new, or the Theories of Buffon, Dr. Erasmus Darwin and Lamarck, as compared with that of Mr. Ch. Darwin, London 1879, mit dem ausführlich erbrachten Nachweise, daß Lamarck, obschon als Systematiker dem älteren Darwin weit überlegen, sich doch in notorischer Abhängigkeit von diesem befand. — Vgl. auch E. Krause, l. c. p. 133.

[21]) Vgl. Jean Paul, Frage über das Entstehen der ersten Pflanzen, Thiere und Menschen (J. Paul's „Museum"). Goethe, Werke 1840 Bd. 39, S. 404 f. — Daß auch Herder den älteren Darwin, zunächst als Dichter, schätzte, bezeugt G. H. Schubert in s. Selbstbiogr. II, 1, 105 f. — Ueber Coleridge's wie es scheint nicht ganz günstige Beurtheilung der evolutionistischen Weltansicht des Erasmus Darwin (er redet einmal von „darwinizing views" als etwas Phantastischem, der wissenschaftlichen Nüchternheit Ermangelndem) s. Athenae. 1875, March p. 423.

[22]) Goethe in s. Farbenlehre (Werke a. a. O.) citirt beifällig eine optisch-physikalische Abhandlung dieses Rob. Waring Darwin über „Ocular-Spectra" oder subjective Lichtempfindungen (aufgenommen in Erasmus Darwin's „Zoonomie", Bd. II, S. 517—79 der deutschen Ausg.) Vgl. Krause-Darwin, l. c. p. 84.

6.

Der römische Bischof

im

vierten Jahrhundert.

Von

Lic. theol. Karl Hackenschmidt.

Alle Rechte vorbehalten.

Der römische Bischof im vierten Jahrhundert.

Vortrag, gehalten zu Straßburg.

1. Im Anfange des vierten Jahrhunderts erfuhr die christliche Kirche die denkbar größte Veränderung ihrer äußerlichen Lage, sie wurde um's Handumdrehen, in kürzester Frist, aus einer blutig bekämpften Gemeinschaft die Staatskirche des römischen Reichs. In den Jahren 303 u. 304 folgten Schlag auf Schlag die Dekrete, durch welche Kaiser Diokletian das Christenthum auszurotten dachte. Auf's neue, nach vierzigjährigem Frieden, floß das Märtyrerblut, rauchten die Scheiterhaufen und sannen die Henker auf neue unerhörte Torturen. Acht Jahre später, während welchen die Verfolgung, je nach den Gegenden, mit mehr oder weniger Heftigkeit fortgewüthet hatte, erschienen, ebenso Schlag auf Schlag, die Edikte, durch welche der Kirche zuerst Duldung, dann Freiheit, zuletzt Privilegium auf Privilegium zugetheilt wurde, und 325 präsidirte der römische Kaiser, selber noch Heide, unter dem Jubelrufe der Bischöfe, ein christliches Concil. Die Dekrete, durch welche

das Heidenthum verboten und die Häretiker in den Schooß der Kirche zurückgerufen wurden, ließen nicht lange auf sich warten. Was nun aber bei dieser so plötzlichen als folgenreichen Umwälzung in der Stellung der Kirche zum Staat am meisten auffällt, ist — daß sie der Kirche jener Zeit selber durchaus nicht auffiel. Es kam den Bischöfen ganz natürlich vor, daß der Staat ihnen nun das Schwert in die Hand gab, das er so lange über ihrem Haupt gehalten hatte. Nur wenn die Staatsregierung, was freilich oft vorkam, die Orthodoxie bekämpfte, protestirten sie im Namen der Gewissensfreiheit gegen die Einmischung der weltlichen Behörde in die Angelegenheiten der Kirche und die Anwendung der Gewalt in geistigen Dingen. „Dir hat Gott das Reich der Erde, uns die Verwaltung der Kirche anvertraut", schrieb Bischof Hosius[1]) an Kaiser Constantin, „so ist es denn uns nicht erlaubt, über die Erde zu herrschen, aber auch Dir steht nicht zu, in der Kirche das Amt zu führen!" Und Hilarius von Poitiers[2]) bittet denselben, doch jedem zu gestatten, nach seiner Wahl, wie er es für richtig findet, Gott zu dienen, indem Gott keinen gezwungenen Dienst wolle. Dagegen lassen dieselben Bischöfe es als etwas ganz Selbstverständliches gelten, daß die Obrigkeit gegen die verdammte Lehre gewaltsam einschreite. Gregor von Nazianz[3]) ruft aus: „Es komme dem Worte zu Hülfe, wer helfen kann!" Er führt dem Kaiser zu Gemüthe, daß er nicht nur über die Leiber seiner Unterthanen, sondern auch über deren Seelen zu wachen habe, und gesteht ohne Umschweife, daß er sich von einem guten Edikt mehr Erfolg verspreche, als von vielen Predigten. Als einmal Athanasius sich für kurze Zeit der kaiserlichen Unterstützung erfreute, nimmt er keinen Anstand, seinen verbannten Gegnern zuzurufen, ihr Unglück sei eine verdiente Strafe,

wer der Obrigkeit widerspricht, sei ein Feind Gottes und Freund des Teufels[4]). Die Donatisten beschwerten sich, daß man mit Soldaten gegen sie argumentire. Optatus von Mileve[5]) erinnert sie daran, daß ja die Kirche im Staate sei, nicht der Staat in der Kirche und daß über dem Kaiser Niemand stehe, als Gott, der den Kaiser gemacht hat. Wir sehen, in diesem Bündniß zwischen Staat und Kirche hat zuerst der Staat die Oberhand. Orthodoxe wie Heterodoxe nehmen keinen Anstand, von den Synoden an den Kaiser zu appelliren[6]), Orthodoxe wie Heterodoxe begrüßen das ihnen günstige Urtheil als einen Ausspruch Gottes. Aber bald wendet sich das Blatt, wenigstens im Abendlande. Ambrosius von Mailand preist in hohen Worten die Freiheit der Kirche, er versteht jedoch darunter nicht etwa blos das Recht der Kirche, sich gegen die Einmischung der Staatsgewalt zu verwahren („diese Kaiser wollen der Kirche Gesetze vorschreiben!" ruft er höhnisch aus), sondern die Pflicht der Staatsregierung, die Aussprüche der Bischöfe, dieser Repräsentanten Gottes auf Erden, zu vollziehen. Und wie weit ging Ambrosius mit dieser Forderung? In einer Stadt hatte eine Judenhetze stattgefunden und ein christlicher Volkshaufe die Synagoge in Brand gesetzt. Kaiser Theodosius verurtheilte die Schuldigen zum Wiederaufbau des zerstörten Gebäudes. Ambrosius protestirte auf's heftigste gegen diese Entscheidung. Die Brandstifter haben nach ihm eine Gottesthat verrichtet, er hätte ihnen geholfen, wenn er am Ort gewesen wäre, denn was verdient ein Gebäude Besseres, in dem Christus verleugnet wird? Wer die Juden in Schutz nimmt, ist selber ein Jude! Was wird aber aus der öffentlichen Ordnung, wenn solche Gewaltthätigkeiten straflos bleiben? Die Sache der Religion verdient mehr Rücksicht als die öffentliche Ordnung, antwortet der eifrige Bischof, die Polizei hat

der Frömmigkeit zu weichen, cedat oportet censura devotioni![7])

So kurze Zeit dauerte es, kaum fünfzig Jahre, daß aus der niedergetretenen Sklavin eine Herrin wurde, die reichlich maß, wie ihr gemessen worden war. Die katholische Kirche war schon in den Katakomben auf eine solche Stellung angelegt. Sie war von vornherein als ein Staat im Staate organisirt. Sobald der Staat zur Erkenntniß kam, daß sie nicht auszurotten sei, mußte er mit ihr concordiren, und der Bund zwischen dem Staate und der katholischen Kirche ist bis auf den heutigen Tag eine Ehe wie viele Ehen, wo der Mann befiehlt, wenn er darf, und gehorcht, weil er muß!

2. In diesem Jahrhundert, wo die Kirche den Grund legte zu ihrer Weltherrschaft, legte auch der römische Bischof den Grund zu seiner Herrschaft über die Kirche. Aber diese Veränderung ging nicht so widerspruchslos vor sich, wie die Umwandlung der Kirche in eine Weltmacht. Wenn wir uns nun vergegenwärtigen, welche ungeheuere Rolle das Papstthum in der Geschichte gespielt hat, und wie groß und drohend es noch dasteht, ja, erst recht drohend seit es sein irdisches Herrschaftsgebiet verloren hat, wie ein Fels, der, an seinem Fundamente untergraben, verderbenschwanger über der Erde hängt, sollte es nicht von höchstem Interesse sein, den römischen Bischof auf den ersten Schritten zu dieser imponirenden Machtstellung zu verfolgen? Was man versteht, fürchtet man nicht. Laßt uns mit dem Ursprung das Geheimniß dieser Macht begreifen lernen!

Was war der römische Bischof im zweiten und dritten Jahrhundert?[8])

Alle Fabeln bei Seite gesetzt, war er *erstens* der Bischof der einzigen *apostolischen Gemeinde* im Abendlande.

Nun fehlte der Kirche jener Zeit beinahe jedes Mittel, die echten Dokumente des Urchristenthums von den unechten zu unterscheiden. Im Kampf auf Leben und Tod mit der Häresie hatte die Kirche nur ein Mittel, um zu beweisen, daß ihr Christenthum das ursprüngliche sei: die Existenz der apostolischen Gemeinden! Die und die Gemeinde ist von dem und dem Apostel oder Apostelschüler gegründet worden, da muß man also wissen, was die Apostel gelehrt haben! Im Abendlande war die römische Gemeinde naturgemäß die nächstliegende Autorität. Sie war eine apostolische wie keine andere, die drei größten Apostel waren an ihrer Gründung betheiligt: Petrus hat sie gesammelt, Paulus in ihr gewirkt, Johannes daselbst Märtyrerleiden erduldet. Deßhalb sagt Irenäus von Lyon (um das Jahr 185) in einer von den Papisten viel mißbrauchten Stelle: „Wegen dem besonders ausgezeichneten Ursprung dieser Gemeinde muß die Kirche, d. h. die Christenheit aller Orten, welche der apostolischen Tradition treu geblieben ist, mit dieser Gemeinde übereinstimmen", d. h. ein Widerspruch der anderen apostolischen Gemeinden mit dieser ist undenkbar. Woher wissen wir aber, daß eine solche Gemeinde ihrem Ursprung treu geblieben ist? Auch dafür gibt es einen handgreiflichen Beweis, das ist der Bischof dieser Gemeinde! Der apostolische Stifter der Gemeinde hat bei seinem Ableben sein Amt und seine Lehre einem Nachfolger anvertraut, dieser wieder einem andern, und so ging die Wahrheit von einer Hand in die andere bis zur Gegenwart. Der Nachweis, daß das apostolische Amt sich in rechtmäßiger Aufeinanderfolge in der Gemeinde fortgepflanzt habe, verbürgt es, daß in ihr die apostolische Lehre richtig überliefert worden ist. Ich brauche nicht bemerklich zu machen, wie naiv die Vorstellung ist, als ließe sich die Wahrheit wie

ein Stück Hausrath von einem Geschlecht zum andern forterben.

Zum andern war der römische Bischof der Bischof der Welthauptstadt. Regierte einmal ein tolerant gesinnter Kaiser, so war der römische Bischof der natürliche Vermittler der kaiserlichen Gunst. Wurde dann in Streitigkeiten die kaiserliche Entscheidung angerufen, was unseres Wissens zuerst unter Aurelian geschah (274), als Paulus von Samosata, trotz seiner Absetzung, die Kirche von Antiochien nicht räumen wollte, so war es selbstverständlich, daß der Kaiser der Partei rechtgab, die die Bischöfe Italiens, und besonders den von Rom, auf ihrer Seite hatte.

Drittens war von Rom aus das Christenthum in die nördlich von Italien gelegenen Provinzen gebracht worden. Die Bischöfe dieser Länder sahen deßhalb im römischen Bischofe gleichsam ihren Metropoliten und pflegten ihm zuweilen freiwillig ihre Beschlüsse zur Begutachtung zu unterbreiten. Dies ist sogar die einzige besondere Machtstellung Roms, von der das Concil von Nicäa Notiz nahm[9]).

Endlich war Rom eine reiche Gemeinde, und die Freigebigkeit, mit der es mit seinen Schätzen bedrängten Gemeinden zu Hülfe kam, hatte ihm, schon in der Mitte des dritten Jahrhunderts, im Morgenlande zu einer edlen Popularität verholfen.

Auf diese Punkte beschränkte sich, an der Schwelle des vierten Jahrhunderts, die Autorität des römischen Bischofs. Im Morgenlande war sie verschwindend klein, es gab ja da Kirchen die Menge, welche sich eines apostolischen Ursprungs rühmten. Aber auch im Abendlande war eine große, in herrlicher, christlicher Cultur blühende Provinz, die sich durchaus unabhängig von Rom entwickelte, und ihre Unabhängigkeit

zuweilen energisch geltend machte — Afrika! Bischof Cyprian von Karthago redet zwar vom römischen Bischof mit höchster Ehrfurcht. Er nennt sogar die römische Gemeinde die Wurzel und Mutter der katholischen Kirche (versteht sich, im Abendlande). Sobald aber Bischof Stephanus auf diese Anerkennung hin sich für berufen hält, in dem Streit über die Ketzertaufe, der damals in Afrika entbrannt war, ein Wort mitzureden, sagen ihm die afrikanischen Bischöfe unverblümt in's Gesicht: daß ihn der Handel nichts angehe. Es gibt keinen Bischof über den Bischöfen! Jeder Bischof soll in seinem Sprengel freie Hand haben und hat nur dem Herren Christus über sein Thun Rechenschaft zu geben. Auch die Drohung des Stephanus, er werde sie in den Bann thun, wenn sie nicht auf ihn hören, läßt sie kalt. Er soll uns nur die Gemeinschaft kündigen, damit trennt er nicht uns, sondern sich von der einen heiligen Kirche!

Im Jahre 330 verlegte Kaiser Constantin den Regierungssitz vom Tiber an das herrliche Gestade des Bosporus. Damit verlor der römische Bischof seine politische Bedeutung, die ihm noch am meisten zum Ansehen verholfen hatte. Ferner erhob sich im Morgenlande der große Kampf um die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater. In der Gluth dieser Controverse, der leidenschaftlichsten, die je die Christenheit getrennt hat, entfaltete die Theologie der alten Kirche ihre schönsten Blüthen. Zuerst erschütterte die Bewegung der Geister nur das Morgenland. Bald betheiligte sich aber auch der Occident an dem Streit. Auch hier traten Kirchenlehrer auf, deren Schriften auf ein Jahrtausend die Wissenschaft und das Leben der Kirche bestimmten. Nur auf dem Stuhle Petri war's finster. In der ganzen Periode, ja noch weiter bis in die zweite Hälfte des fünften Jahrhunderts, gab's keinen rö-

mischen Bischof, der auch nur tieferes Verständniß für den Gegenstand des Streites gehabt, geschweige, daß er sich literarisch am Kampfe betheiligt hätte. Aber was Rom ein Schaden hätte sein sollen, ward ihm wunderbarer Weise zum Gewinn. Sobald die Staatsregierung sich herausnahm, die Orthodoxie zu befehden und die orthodoxen Prälaten abzusetzen, war Rom die natürliche Zufluchtsstätte der Bedrückten. Die dogmatische Beschränktheit oder, wenn man lieber will, Nüchternheit der römischen Bischöfe ließ sie das einmal für wahr erkannte zähe wider alle Einwürfe festhalten, und wer Roms Stimme für sich hatte, hatte damit einen großen Theil der abendländischen Kirche auf seiner Seite. Zu diesen für Rom so günstigen Umständen kommt noch etwas anderes. Wie einst im Märtyrerthum der alten Kirche der altrömische Heroismus, der altrömische Thatendrang und die altrömische Todesverachtung wieder erwacht war, so verkörperte sich im römischen Bischof die altrömische Staatsklugheit und eroberte durch ihn auf's neue die Welt. Theologisch gebildete Bischöfe saßen selten auf Petri Stuhl, dagegen viele, die einen wahrhaft bewundernswürdigen politischen Scharfsinn, einen die größten Staatsmänner in Schatten stellenden diplomatischen Takt bewiesen. So geschah es, daß, während Kaiser Constantin vielleicht deßhalb seine Residenz im Orient aufschlug, um sich desto besser als Kirchenfürst geriren zu können, er thatsächlich Rom verließ, um einer anderen, größeren Weltmacht Raum zu geben.

3. Schon hatte der arianische Kampf volle zwanzig Jahre gedauert und im Orient die Massen nicht weniger als die Geister in Wallung versetzt, ohne daß der Bischof von Rom Gelegenheit fand, auch nur ein Sterbenswörtlein in dieser Sache verlauten zu lassen. Denn daß der Papst durch einen

Legaten das Concil von Nicäa präsidirt habe, das glauben nur die, welche meinen, es müsse durchaus so gewesen sein. Es handelte sich bekanntlich in diesem Streite um die Frage, ob Christus wesensgleich mit Gott zu nennen sei. Von der Bejahung dieser Frage hing es für Athanasius ab, ob das Christenthum eine wirkliche Gemeinschaft Gottes und der Menschheit zu Stande gebracht habe, ob es die absolute Religion sei oder nicht. Nun hatte aber Athanasius nicht bloß die zu Gegnern, welche mit Arius die wahre Gottheit des Sohnes leugneten, sondern auch und in Mehrzahl solche, welche den Sohn wirklich dem Vater gleich stellten, aber dabei an dem Ausdruck wesensgleich Anstoß nahmen, weil sie diesen Ausdruck in Verdacht hatten, den Unterschied der beiden Personen zu verwischen. Diese im Grunde orthodoxen Theologen (sie konnten sich auf ein Concil berufen, welches den Ausdruck wesensgleich verworfen hatte) vereinigten sich unter dem Namen Eusebianer mit den halb oder ganz arianisch gesinnten und befehdeten zunächst die Person des Athanasius, später auch seine Lehre, mit einer Leidenschaftlichkeit, wie sie eben nur unter Theologen vorkommt. Schon einmal war es ihnen gelungen, Kaiser Constantin zu bestimmen, daß er Athanasius in die Verbannung schickte. Um den letzten Willen seines reuigen Vaters zu ehren, rief ihn Kaiser Constantius zurück, aber schon nach wenigen Monaten hatten die arianischen Hofpriester das Gemüth des jungen Kaisers gegen Athanasius entzündet, — sie machten ihn glauben, er habe die Getreidespenden an die Armen Egyptens, mit denen der Kaiser seinen Regierungsantritt feierte, für sich verwendet — und zum zweiten Mal mußte Athanasius den Weg in's Exil antreten. Diesmal wollten es nun seine Feinde recht klug machen. Sie schickten eine Gesandtschaft an Bischof Julius von Rom, machten ihm Mit-

theilung von den Vergehen, die man dem Athanasius zur Last legte, und baten ihn, dem Absetzungsurtheile beizustimmen. Damit hätte die Sache des Athanasius auch im Abendlande den Todesstoß erhalten. Allein was geschah? Kaum hatte Athanasius Kunde von diesem Vorgehen seiner Widersacher, als er sich selber eilends nach Rom begab. Groß war der Eindruck, den das Erscheinen des Märtyrers der Rechtgläubigkeit in Rom machte! Der Vorsteher der eusebianischen Gesandtschaft wurde darüber so bestürzt, daß er sich bei Nacht und Nebel aus dem Staube machte. Bischof Julius dagegen nahm den berühmten Verbannten mit offenen Armen auf. Anstatt das über Athanasius gesprochene Urtheil gut zu heißen, erklärte er, die Sache selber untersuchen zu wollen, und forderte die Gegner des Athanasius auf, nach Rom zu kommen und auf einer Synode ihre Anklage vorzubringen. Dies erregte im Morgenlande eine unbeschreibliche Entrüstung. In zornigem Tone erwiederte Euseb[10]): der römische Bischof habe kein Recht, einen von einer Synode ordnungsmäßig abgesetzten Kleriker in Schutz zu nehmen, seine Handlungsweise sei ein Eingriff in die Rechte der Bischöfe, ein Attentat wider die Autorität der Synoden, er möge doch nicht meinen, daß das Ansehen eines Bischofs von der Größe einer Stadt abhänge; ist Rom politisch bedeutend, so sei dagegen das geistige Uebergewicht auf Seite der Orientalen! — Bischof Julius ließ sich durch diese Einreden nicht irre machen. Die ausgeschriebene Synode trat im Spätjahr 341 zusammen, Athanasius rechtfertigte sich vollkommen und wurde mit anderen abgesetzten Bischöfen glänzend freigesprochen. Darauf antwortete Julius den Orientalen: sie hätten ja selber die Angelegenheit seinem Urtheil unterbreitet! Die Beschwerde, er habe einen Synodalbeschluß umgestoßen, weist er kühn mit den Worten zurück:

die Orientalen hätten eben bedenken sollen, daß es Sitte sei, zuvor an den Bischof von Rom zu schreiben, ehe man einen derartigen Beschluß fasse! Das war denn doch den Morgenländern zu stark. Sie versammelten sich sogleich zu Antiochien (die sog. Kirchweihsynode) und dekretirten: ein einstimmig von einer Synode abgesetzter Bischof dürfe an kein anderes Gericht appelliren, sondern sei unwiderruflich abgesetzt; ist der Spruch nicht einstimmig gefaßt worden, so stehe dem Verklagten nur die Appellation an eine größere Synode zu. Anders dachten natürlich die abgesetzten Bischöfe und die Abendländer. Auf der Synode von Sardika (343), wo sie Herr und Meister waren (die Orientalen hatten sich von der Synode zurückgezogen, aus Zorn darüber, daß die abgesetzten Bischöfe in der Versammlung Sitz und Stimme haben sollten), stellten sie, im Gegensatze zu dem eben erwähnten Dekret, den Kanon auf: „Ist ein Bischof in irgend einer Sache verurtheilt worden, und glaubt er, es sei ihm Unrecht geschehen, so laßt uns das Andenken des heil. Ap. Petrus ehren und dem römischen Bischof Julius die Befugniß zusprechen, nach Befinden eine Revision des Processes zu verordnen.“ Man merke: es wird damit dem römischen Bischof ein Recht ertheilt, er hat es also, nach der Anschauung der Synode, noch nicht vorher besessen; dem Bischof Julius persönlich, nicht dem Bischof von Rom als solchem, wird das Vorrecht ertheilt, und die schiedsrichterliche Gewalt, die er erhält, beschränkt sich auf das Recht, einen Proceß wider einen Bischof an eine zweite Instanz zu verweisen, nämlich an die Synode der Nachbarprovinz des in erster Instanz Verurtheilten, bei der der Bischof von Rom, auf den Wunsch des Verurtheilten, sich durch einen Legaten vertreten lassen könnte. Der Kanon von Sardika entspricht also nicht einmal den damaligen Machtansprüchen des römischen

Bischofs, geschweige den späteren. Dennoch wurde er von den gleichzeitig jenseits des Balkans zu Philippopolis tagenden orientalischen Bischöfen als eine unleidliche Neuerung auf's heftigste bekämpft. „Sie wollen die Sitte einführen, welcher das ganze Alterthum der Kirche widerspricht, daß die abendländischen Bischöfe zu Gericht sitzen über das, was die orientalischen in ihren Concilien beschlossen haben!" Noch drei Jahre lang wehrten sie sich gegen das freisprechende Urtheil der Synode von Sardika über Athanasius und dessen Genossen. In mehreren Städten wurden sogar die Freunde des Athanasius blutig verfolgt. Aber zuletzt gelang es dem Kaiser Constans seinen Bruder Constantius zur Milde zu stimmen. Athanasius erhielt die Erlaubniß, in sein Bisthum zurückzukehren, das Abendland hatte gegen das Morgenland Recht behalten, und der römische Bischof hatte durch sein energisches Eintreten für Athanasius in einem guten Kampfe für eine gute Sache dem römischen Stuhle das erste Adelsdiplom erfochten!

4. Des Bischofs Julius Nachfolger Liberius war freilich nicht so glücklich. Kaiser Constans, der Beschützer der Orthodoxie, mußte vor einem Gegenkaiser flüchten, den die über seine Sittenlosigkeit und Feigheit empörten Legionen auf den Schild hoben, und kam elend am Fuße der Pyrenäen um. Constantius wurde Herr der Welt. Seine Gemahlin Eusebia stand ganz unter dem Einflusse der Arianer und hörte Predigten an, in denen es hieß: „Wenn Gott einen Sohn haben soll, so müsse er auch eine Frau haben!" Auf ihr Anstiften ging der Kaiser wieder gegen Athanasius los. Synode auf Synode wurde gehalten, die kaiserliche Post hatte so viel mit dem Transport von Bischöfen zu thun, daß sie darüber ganz in Unordnung gerieth, und auf den Synoden wurden die Bi-

schöfe bei schmaler Kost gewöhnlich so lange zurückgehalten, bis sie unterschrieben, was der Kaiser vorlegte. Lange hielt Liberius treu zu Athanasius. Er verleugnete seine Legaten, welche zu Arles (353) in die Verdammung des Athanasius eingewilligt hatten. Er blieb allein standhaft, als zu Mailand 300 Bischöfe dem Kaiser klein beigaben. Er wurde an den Hof geschleppt und ließ sich weder durch Drohungen noch durch Lockungen irre machen. Er wurde nach Thracien verbannt, aber da brach sein Muth. 358 ließ er sich bestimmen, seinen Namen unter eine Glaubensformel zu setzen, die die Wesensgleichheit und damit den Athanasius preisgab, und kehrte mit Geschenken beladen nach Rom zurück. Dieses Vorkommniß ist ein arger Stein des Anstoßes für die Infallibilisten. Mögen sie den Liberius rein waschen, wie sie wollen, für seine orthodoxen Zeitgenossen galt sein Unterschreiben als ein Abfall. „Er harrte nicht aus bis an's Ende!" seufzte Athanasius über ihn. „Besiegt durch das Elend der Verbannung unterschrieb er eine ketzerische Lehre und zog darauf in Rom wie ein Sieger ein", berichtet Hieronymus, und ein ungenannter Freund des Athanasius, dessen Brief in des Hilarius Werken aufbewahrt geblieben ist[11]), verflucht ihn ohne jede Scheu noch Rücksicht.

Liberius starb schon 366. Nach seinem Tode kämpften zwei Nebenbuhler um den Bischofsstuhl, und es floß Blut, ehe Damasus als rechtmäßiger Bischof von Rom anerkannt wurde. Er brachte die Orthodoxie im Abendlande wieder zur Geltung und bald wurde er auch in die orientalischen Streitigkeiten hineingezogen. Die Art, wie das geschah, ist überaus lehrreich für das Ansehen des Papstthums im Orient. In der altberühmten Gemeinde Antiochien gab es nicht weniger als drei Bischöfe, die sich gegenseitig verdammten. Der eine war

Arianer, die beiden anderen dagegen Orthodoxe mit der Differenz, daß Meletius mehr den Unterschied des Sohnes vom Vater, Paulinus dagegen mehr ihre Einheit betonte. Wie Antiochien, so war auch das orientalische Episkopat getheilt, die einen hielten zu Meletius, die anderen zu Paulinus, und schon jahrelang zog sich der Streit hin. Niemand ging das Aergerniß dieses Schisma's mehr zu Herzen, als dem großen Kirchenvater Basilius. Er sinnt nach Abhülfe und findet kein besseres Mittel, wie er 371 an Athanasius schreibt, als daß der Bischof von Rom sich für einen der beiden Rivalen, für Meletius ausspreche, sämmtliche abendländische Bischöfe würden dann dem Beispiele des Bischofs von Rom folgen, und was wäre eine solche Massendemonstration für ein Gewicht in der Wagschale des Meletius! Mit dem Ausdrucke tiefster Ehrfurcht wendet sich Basilius an Damasus: „Ihr Abendländer habt von uns die höhere Erkenntniß erhalten, nun so gebt uns den Frieden! Redet, Euer Ausspruch wird um so größeren Eindruck machen, je weiter Ihr von uns weg wohnt!" Endlich zeigte sich Damasus gegen die immer dringender werdenden Bitten willfährig und entschied sich — aber nicht für Meletius, wie Basilius gewünscht hatte, — sondern für Paulinus, denn, wie viele Orthodoxe, fürchtete er weniger die Vermischung, als die Trennung der beiden Personen der Gottheit. Nun aber hören wir Basilius eine andere Sprache reden. Er erklärt zuerst, daß er für seine Person sich nicht an das Urtheil des Papstes kehren werde. Ja, wenn auch ein Empfehlungsbrief für Paulinus vom Himmel käme, würde er sich nicht daran kehren! Dann wirft er dem Damasus Unwissenheit und Hochmuth vor. Er sitze eben auf einem so hohen Throne, daß er die, welche auf Erden die Wahrheit reden, nicht zu hören vermag! Einige seiner Gesinnungsgenossen meinen, man

sollte eine neue Gesandtschaft nach Rom schicken. Wozu? entgegnete Basilius. Die Abendländer werden nur um so stolzer, je mehr man ihnen Complimente macht. Sie kennen die Wahrheit nicht und wollen sie nicht kennen lernen! Er will sich darum begnügen, dem „Koryphäus der Occidentalen", so nennt er den römischen Bischof, brieflich zu bedeuten, daß er von der ganzen Sache nichts verstehe, und ihn zu warnen, daß er die Freunde der Wahrheit nicht noch mehr betrübe und nicht Uebermuth für Würde halte, indem diese eine Sünde genüge, um einen Menschen zum Feinde Gottes zu machen[12]). Und wirklich blieb diesmal der römische Bischof im Unrechte. Die große Kirchenversammlung zu Constantinopel (381), welche der Orthodoxie zum Sieg verhalf, verwarf den Schützling des römischen Bischofs. Ja noch mehr! Dieses so hochangesehene Concil wollte von einer Gerichtsbarkeit eines Bischofs über die Grenzen seines Sprengels hinaus nichts wissen und wies dem Bischof von Neu-Rom, d. h. von Constantinopel, den zweiten Rang in der Hierarchie an, indem es den Vorrang Roms einzig von seiner politischen Bedeutung ableitete![13]) Immerhin hatte Damasus einen großen Kirchenlehrer zu seinen Füßen gesehen, und seine Orthodoxie stand so hoch, daß Kaiser Theodosius den Befehl gab, seine Unterthanen sollen Gott in der Weise verehren, die der Apostel Petrus den Römern überlieferte und die in der Gegenwart Bischof Damasus von Rom und Bischof Petrus von Alexandrien treu festhalten.

Auch Hieronymus rief in der erwähnten Antiochenischen Angelegenheit die Entscheidung des römischen Bischofs an, indem er ihn den Fels der Kirche, den unbestechbaren Wächter der Ueberlieferung nennt und ihm völligen Gehorsam verspricht[14]). Derselbe Hieronymus legt in einer anderen Angelegenheit der römischen Kirchenordnung durchaus keinen Werth

bei (es handelte sich um die Frage, ob die Diakonen über den Presbytern stehen). „Was liegt mir an der Sitte einer Stadt?“ ruft er verächtlich aus. „Wird eine Autorität gesucht, nun so ist die Welt größer als die Stadt!“ [15]) „Nur um der Ordnung willen“, so belehrt er uns anderswo, „hat Jesus den Apostel Petrus vorgestellt, im übrigen sind alle Apostel gleich!“ [16]) Er nennt Rom vielfach ein Babylon, die purpurgekleidete Hure, und seine Priesterschaft eine Pharisäerzunft, und das frivole Treiben der vornehmen römischen Christen, die Prachtliebe und der Lusttaumel, die unter ihnen im Schwange gingen, bereitete noch nach Jahren in der Wüste, unter Fasten und Kasteiungen, während den schlaflosen Nächten auf hartem Boden, durch die Macht der Erinnerung seinem Fleische fürchterliche Versuchungen.

Wie im Orient die Autorität des römischen Stuhls bald kleinmüthig angerufen, bald energisch zurückgewiesen wurde, gerade so ging es auch in Afrika. Die afrikanischen Synoden, die den Pelagianismus bekämpften, unterwerfen respektvoll ihre Beschlüsse dem Bischof Innocenz, weil sie auf seine Zustimmung zählen können, und lassen es sich gefallen, daß Innocenz in seiner Antwort sich als die Quelle der Wahrheit, als den Grund der bischöflichen Gewalt, als den obersten Verwalter der Gesammtkirche hinstellt [17]). Aber als der folgende Bischof Zosimus sich durch Pelagius täuschen ließ, diesen Häretiker freisprach und den ganzen Streit für thörichtes Gezänke erklärte, als er sich sogar herausnahm, einen wegen groben Vergehen von den afrikanischen Bischöfen abgesetzten Priester, Namens Apiarius, zu absolviren und dessen Wiedereinsetzung zu verlangen, da protestirte ganz Afrika auf's heftigste, und eine Generalsynode zu Karthago (418) verbot unter schweren Strafen die Appellation an Gerichte

jenseits des Meeres. Gegen diesen Beschluß beruft sich Bischof Bonifacius (Zosimus regierte nur kurze Zeit) auf die Dekrete von Sardika, aber weil das Concil von Sardika nur eine Partikularsynode und also von untergeordneter Bedeutung war, was thut der Papst, um diesen Dekreten Geltung zu verschaffen? Er gibt sie ganz einfach für Beschlüsse des Conciliums von Nicäa aus! Großer Schrecken bei den Afrikanern! Sie nehmen ihre Sammlung der nicänischen Kanonen zur Hand und finden kein Gesetz, welches den Papst zum Appellationsrichter über den Bischöfen erhebt. Aber vielleicht ist ihre Sammlung unvollständig? Nun, sie wollen im Orient, wo man gewiß authentische Sammlungen der nicänischen Concilbeschlüsse hat, nachforschen lassen, aber zugleich sprechen sie dem Papst die Hoffnung aus, daß, wenn wirklich zu Nicäa etwas Derartiges beschlossen worden wäre, der römische Bischof sie mit einer solchen Last verschonen werde. Ein paar Jahre nachher nimmt der römische Bischof auf's neue den abgesetzten Priester in seinen Schutz, die Afrikaner wissen aber jetzt, was sie von den angeblichen nicänischen Beschlüssen halten sollen, und bitten in höflicher Form, er möge sie künftighin mit seiner Einmischung verschonen.

5. Doch wir haben bereits die Grenze des vierten Jahrhunderts überschritten. Die angeführten Thatsachen genügen auch vollkommen, um zu zeigen, in was zu dieser Zeit das Primat des römischen Stuhls bestand. Galt der römische Bischof als der Spender höherer Gnaden? Keine Spur! Sah man ihn an als den unfehlbaren Lehrer der Wahrheit? Nicht im Geringsten, nur die Concilien galten als inspirirt. Als Schiedsrichter in den Streitigkeiten der Bischöfe wurde er aufgesucht und angerufen, und auch da nur von der Partei, die seiner Stimme sicher war, und nicht sowohl weil

er der Nachfolger Petri war, als weil er an der Spitze eines großen Theils der abendländischen Christenheit stand, wie denn auch Ambrosius sich ausdrückt: „es sei bei den orientalischen Bischöfen Sitte, in Streitfällen zum Urtheil der römischen Gemeinde, Italiens und des Abendlands Zuflucht zu nehmen“ [18]). Je mehr nun die Uneinigkeit unter den Bischöfen wuchs, je leidenschaftlicher und wilder gekämpft wurde, je weniger die Synoden dazu dienten, Frieden zu stiften, je unkluger die Staatsregierung in die kirchlichen Angelegenheiten eingriff, um so häufiger mußte die Autorität des römischen Stuhls angerufen werden, um so höher stieg dieser Stuhl in der Achtung der Kirche, um so begreiflicher ist es, daß, so oft in der Folgezeit ein Mann die römische Bischofswürde inne hatte, der mit Takt, Scharfsinn und Energie begabt war, ihm die Herrschaft der Kirche wie eine reife Frucht in den Schooß fiel.

Die Herrschaft des römischen Bischofs über die Kirche war für die altkatholische Kirche kein Glaubensartikel, sie war aber durch die Verhältnisse gegeben, sie war die nothwendige Folge der historischen Entwicklung der katholischen Kirche. Nach katholischem Begriffe ist die Kirche eine Gesellschaft ganz wie der Staat. Dann muß sie auch eine Hierarchie haben, wie der Staat seine Bureaukratie, und an der Spitze der Hierarchie ein einheitliches Oberhaupt, denn nur in dieser monarchischen Vollendung hat die Kirche die Garantie für ihre innere Einheit, sowie für ihre äußere Selbständigkeit.

Soll die Kirche ein wohlgeordnetes, vom Staate unabhängiges Gemeinwesen sein, so muß sie einen Papst haben! Als sichtbare organisirte Gesellschaft ist und bleibt die römische Kirche das Ideal einer Kirche. Wenn sich deßhalb Solche unter Ihnen finden, die an dem beklagenswerthen äußeren Zustande

der protestantischen Kirche Anstoß nehmen, wenn es Sie empört, daß sich unsere Kirche die Aufsicht der Staatsregierung gefallen lassen muß und gegen eine Einmischung der Staatsregierung in vielen Fällen durchaus wehrlos ist, — wenn Sie es unleidlich finden, daß in unserer Kirche so wenig Zucht geübt wird, daß sie zusehen muß, wie offenbar Unheilige sich frech zum Heiligen herzudrängen, daß sie auf eine große Menge ihrer Glieder scheinbar keinen Einfluß hat, wenn Sie eine Kirche wollen, in der jede irrige Lehrmeinung sogleich niedergeschlagen wird, eine Kirche, in der Jeder gleich weiß, was er glauben und wie er leben soll, ohne lange zu prüfen und an sein Gewissen klopfen zu müssen, eine Kirche, die imponirt und commandirt, — bitte, treten Sie ein, die katholische Kirche öffnet Ihnen Thüre und Arme!

Ihr protestantisches Bewußtsein empört sich bei dieser Zumuthung. Sie denken an die Mißbräuche der päpstlichen Gewalt, wie sie im Namen der Freiheit der Kirche Fürsten und Völker knechtete, im Namen der Wahrheit die Wahrheit verfolgte, im Namen der Ordnung die Gewissen unterdrückte. Richtiger und einfacher ist es festzuhalten, daß eben Christus keine solche Gewalt eingesetzt hat, daß eine solche Gewalt den Aposteln unbekannt war. Denn das ist ja klar, daß das berühmte „Tu es Petrus“ den Apostelführer nur so weit bevollmächtigt, als bei ihm die Klarheit der Erkenntniß und der Muth des Bekenntnisses reichen, und wo hätte sich Paulus unter Petrus gebeugt? Hat aber Christus seiner Kirche kein solches Regiment gegeben, so ist offenbar, daß in seiner Absicht die Kirche etwas Anderes sein sollte als ein politisches Gemeinwesen, eine sichtbare äußere Gesellschaft.

Der katholische Kirchenbegriff hatte seine Zeit. Als das römische Reich aus den Fugen ging, als sich der Strom der

Barbaren darüber wälzte und es vollends in Trümmer schlug, als an die Stelle des antiken Staates ein chaotisches Völkerdurcheinander getreten war und alle Begriffe von Recht und Ordnung vor der rohen Gewalt zu schwinden drohten, da erschien es wirklich als eine providentielle Fügung, daß sich unter der Hülle des römischen Reiches in den letzten Jahrhunderten ein stark und einheitlich organisirtes Kirchenwesen herausgebildet hatte, das wie ein Fels dem Sturme trotzte und zugleich wie eine Henne die verscheuchten Völker unter seine Flügel nahm, das mit seiner mächtigen und weitverzweigten Hierarchie der Grundbau einer neuen Ordnung wurde, und, eine Arche in der Sündfluth, das Beste der alten Cultur in die neue Welt hinüber rettete. Und so lange die neuen Völkerschaften noch jung und roh waren, ist es gewiß etwas Heilsames gewesen, daß es eine Kirche gab, welche das neue Geschlecht in väterliche Zucht und in mütterliche Pflege nahm. Die Kirche war es, die den Boden urbar machte zu einer neuen Cultur, sie schuf ein geordnetes Staatswesen und regelte Rechtszustände, sie weckte in den Barbaren den Sinn für Arbeit, Keuschheit, Familienleben und alle Tugenden, und was nicht auf ihre Lehre hörte, das beugte sich zitternd unter den unwiderstehlichen Zwang des Beichtstuhles oder unter die gefürchtete Macht ihrer Bannflüche. Wenn die katholische Kirche heute noch in den Augen von Millionen groß dasteht, so ist das eine dankbare Erinnerung an die unschätzbaren Verdienste, welche sie um die Erziehung der modernen Völker sich erworben hat.

Sobald es aber ein festes weltliches Regiment gab, war ihre Zeit vorüber, und der Boden bereit für die Erkenntniß, daß die bürgerliche Regierung das einzige gottgeordnete Mittel ist, die Menschen in äußerlicher Zucht und Ordnung zu halten, und daß die Familie, die Gesellschaft,

der Staat, nicht die Klostermauern, die Sphäre sind, in der die christlichen Tugenden sich entfalten sollen. Diese große reformatorische Erkenntniß war aber bedingt durch die andere, daß die Kirche eine höhere Aufgabe hat, als die Menschen in Zucht und Ordnung zu halten. Ihr Beruf ist, die Menschen mit Gott zu versöhnen, — d. h. in den Menschen den seligmachenden Glauben zu wecken, daß, um unseres Erlösers Jesu willen, Gott uns gütig ist trotz unserer Armuth und gnädig trotz unserer Sünden. Nur dieser Glaube ist das wahre und volle Christenthum. Nur in diesem Glauben findet der Mensch den inneren Frieden, den Sieg über Furcht und Sorge, aus dem dann die wahre Freiheit und Freudigkeit zum Berufswirken fließt, und die Kirche ist die Gemeinschaft derer, die diesen Glauben haben. Der Gehorsam gegen die Lehren und Ordnungen der Kirche, der für die Katholiken das Wesentliche am Christenthum ist, ist etwas Sinnenfälliges, darum ist auch die Kirche nach katholischem Begriffe sinnenfällig und sichtbar. Der Glaube dagegen, der für uns den Menschen zum Christen macht, ist etwas Unsichtbares, und darum ist für uns auch die Kirche der Welt unsichtbar, ein Reich der Geister und der Herzen. Deßwegen schwebt sie aber nicht in den Wolken, sie hat Merkmale, an denen man sie erkennt und erfaßt: wo Gottes Wort gepredigt wird, wo auf Jesu Namen getauft, wo das heilige Mahl begangen wird, da bekundet die Gemeinde Jesu ihre Gegenwart, da öffnet sich dem Menschen die Gemeinschaft mit Gott, da bezeugt sich dem Gläubigen, daß er auch Antheil habe am Rathschluß der Erlösung, da rauscht der Strom des Heils.

Nun haben wir evangelische Christen freilich auch eine äußerlich sichtbare und rechtlich verfaßte Kirche, wie die Katholiken, aber das ist für uns nur das Gerüste und die Schale

der wahren Kirche. Wir halten auch an dieser Kirche und suchen Ordnung und Einheit in sie zu bringen. Aber unsere Hauptaufgabe ist doch, daß wir die wahre Kirche bauen, indem wir um uns die Erkenntniß wecken, daß dieses Wort wirklich Gottes Wort ist, Offenbarung des Heilswillens Gottes, wir Pfarrer durch unser Predigen, Sie durch fröhliches Handeln und geduldiges Leiden im Dienste Gottes. Und wenn wir mit unserm Predigen und Wirken in der äußeren Kirche wenig Erfolg haben, so wollen wir uns nicht nach einem Papst umsehen oder selber den Papst spielen, um mit Bannstrahlen dem Worte Nachdruck zu geben, wir wollen uns dessen getrösten, daß Gott sich eben offenbart, wem Er will, und daß die Wirksamkeit des Geistes Gottes sich oft jeder menschlichen Controle, jeder natürlichen Beobachtung entzieht. Auch was die Kirche anlangt, sind das allein die wahren Christen, die nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare.

Literarischer Nachweis und Zusätze.

[1]) Bei Athanasius, Histor. Ar. ad mon., c. 44. Nach diesem Grundsatze ermahnt die Synode von Mailand den Kaiser, er möge doch aus Ehrfurcht vor Gott, dem er seine Macht verdanke, „nicht die römische Herrschaft mit der Regierung der Kirche vermischen" (a. a. O. c. 34).

[2]) Ad Constantium I, 2 ff. Zahlreiche Aussprüche dieser Art finden sich bei Athanasius.

[3]) Orat. 37, c. 23.

[4]) Opera I, p. 213 ff.

[5]) De schismate III, 3.

[6]) Im Jahre 355 erließ Kaiser Constantius ein Gesetz, zu Folge dessen Klagen gegen Bischöfe nur vor Synoden gebracht werden sollen, als die allein für solche Fälle competenten Gerichte. Diese Verordnung entspricht so sehr der römischen Auffassung des Verhältnisses von Staat und Kirche, daß der kath. Kirchenhistoriker Baronius sie als eine Frucht des muthigen Auftretens von Hilarius darstellt. Thatsächlich wurde sie von den Orthodoxen als ein harter Schlag empfunden, denn auf den Synoden hatten ihre Gegner die Majorität.

[7]) Epist. 40.

[8]) Für diesen Abschnitt findet sich der Nachweis in meiner Schrift: „Die Anfänge des katholischen Kirchenbegriffs." Straßburg 1874.

[9]) Der sechste Kanon dieses Concils schreibt dem Bischof von Alexandrien Vorrechte über Egypten, Libyen und die Pentapolis zu, wie die, welche der Bischof von Rom (über die Grenzen seines Sprengels hinaus) ausübt.

[10]) Bei Athan. Apol. c. Arian. c. 25.

[11]) p. 1335.

[12]) Epist. 66, 70, 91, 214, 215, 239.

[13]) Merkwürdig ist, wie Gregor von Nazianz in dem Gedichte über sein Leben beide Städte gleichstellte: „Zwei Sonnen hat die Natur nicht geschaffen, aber zwei Rom, die Leuchter der Welt, die jüngere und die ältere Machthaberin, die sich nur dadurch unterscheiden, daß die eine im Orient, die andere im Occident strahlt, sonst aber an Herrlichkeit gleich sind."

[14]) Epist. 15, 16.

[15]) Epist. 146, ad Evangelum.

[16]) Contra Jovin. I, 26.

[17]) Vergl. Augustins Briefwechsel, Epist. 182.

[18]) Epist. 13, ad Theodosium.

7.

Schmerz und Weltschmerz.

Von

Dr. Alfred Bienengräber.

Alle Rechte vorbehalten.

Schmerz und Weltschmerz.

Mit der Sünde ist der Schmerz geboren, — Schmerzen zu tragen ist das Loos aller Sterblichen, — Schmerzen zu lindern, der Kinder Gottes schönstes Vorrecht. Seitdem auf Golgatha die Sünde gesühnt und besiegt ist, hat der Schmerz seinen schärfsten Stachel verloren. Der Schmerz des Christen flößt kein Grauen ein. Zwar sind trübe Schatten die steten Begleiter des Schmerzes, aber deshalb braucht der Schmerz nicht immer ein finsteres Nachtgemälde, ein Bild des Schreckens zu sein.

Auch die Nacht hat ihre Schönheiten, — nennt sie der Dichter nicht mit Recht die „heilige" Nacht? Wie schön, wie versöhnend, wenn die Stille der Nacht vom sanften Licht des Mondes verklärt, vom Friedensschein der Sterne durchleuchtet wird! Nur wenn dieser Glanz und Schimmer ihr fehlt, hat die Nacht für das menschliche Gemüth etwas Unheimliches, — wir fühlen unwillkürlich, daß solche dunkle, finstre Nacht zum Deckmantel werden kann für die Sünde, — für das Verbrechen.

In gleicher Weise fühlen wir uns gedrückt und beengt, wenn dem Tag das liebe Licht der Sonne fehlt, wenn ein dichter Wolkenschleier die Atmosphäre mit jenem trüben Dämmer erfüllt, der selbst sonst heiter gestimmte Herzen in den Zauberkreis der Melancholie bannt. Woher diese Erscheinung?

Eine Nacht ohne den Schimmer des Mondes und der Sterne, — ein Tag ohne das Licht der Sonne ist nur ein Bruchtheil, kein Ganzes. Diesen Mangel empfinden wir, und dies Empfinden eines Mangels thut uns weh; das Bewußtsein davon, daß uns etwas fehlt, ist eben — der Schmerz. Die Empfindung, sagt Rothe, ist immer Bewußtsein des Empfindenden um die Zuständlichkeit seines Lebens. Da nun diese im Allgemeinen allemal ein Zustand entweder der Lebensförderung oder der Lebenshemmung sein muß, so ist jede Empfindung, wodurch auch immer sie hervorgerufen sein mag, entweder Empfindung einer Lebensförderung oder Empfindung einer Lebenshemmung, entweder Empfindung einer Steigerung des Lebens oder Empfindung einer Abschwächung, einer Depression desselben, — kurz die Empfindung ist immer mit der näheren Bestimmtheit der Lust oder des Schmerzes gesetzt. Sei es ein physischer oder ein psychischer Schmerz, sei es eine äußere Verletzung oder das tiefste Weh der Seele, erst dann werden wir überhaupt von Schmerz reden können, wenn das Gefühl des Entbehrens uns übermannt, wenn der Mangel in unser Bewußtsein tritt. Ohne dies Bewußtsein fehlt uns die Empfindung des Schmerzes. Daher die Erscheinung, daß ein und derselbe Zustand den einen Menschen, weil er das Be-

wußtsein des Mangels hat, schmerzt, den andern, weil ihm dies Bewußtsein fehlt, gleichgültig läßt: Für den Blindgeborenen ist der Mangel der Sehkraft kein Schmerz, während dieser selbe Mangel für den Erblindeten eine unnennbare Qual ist. Eine Erfahrungsthatsache ist es, daß für die größte Zahl der Sterblichen die Klänge eines Leierkastens, einer Drehorgel keine schmerzerzeugende, sondern vielmehr eine schmerzüberwindende Kraft offenbaren. Wer aber einer Beethoven'schen Symphonie wahres Verständniß abgewonnen hat, wem eine Bach'sche Fuge hohen Genuß bereitet, der empfindet den Mangel der Harmonie bei den Ohr und Herz zerreißenden Klängen der Drehorgel so schmerzhaft, daß dieser, man sollte meinen, nur musikalische, richtiger ausgedrückt psychische Schmerz häufig auch mit einem physischen, geradezu unerträglichen Kopfweh sich verbindet.

Denken wir weiter an das Sprüchwort: „Hunger thut weh". Dies Sprüchwort ist in seiner Allgemeinheit falsch. Denn der Hunger ist zunächst ein ganz unbestimmtes Gefühl in uns, ja ein Gefühl, welches den Gourmand mit Behagen erfüllt, wenn er vor einer luculliſch ausgestatteten Tafel sitzt. Dieses selbe Gefühl wird zur Tantalusqual, sobald es sich mit dem Bewußtsein eines Mangels verbindet. Der seiner Freiheit Beraubte, der Gefesselte, der Nothleidende, der Arme, er allein kennt den Schmerz des Hungers. Und dieser Schmerz wird desto intensiver, je klarer der Mangel zum Bewußtsein kommt; eine gut zubereitete Speise vermag schon mit ihrem Duft durch die Geruchsnerven in dem hungernden Armen, dem zu ihrer rechtlichen Erlangung Geld und Mittel fehlen, ein Schmerz-

gefühl zu erzeugen, das mächtiger wird als all' die guten Regungen seines Herzens, das seine ganze Willenskraft wie einen Rohrstab zerbricht und ihn zum Verbrecher macht.

Wenden wir den Blick auf das Gebiet der physischen Krankheiten: Dieselben documentiren sich von vornherein als Mangel der Gesundheit. Aber wenn dies nur der einzige Mangel wäre! Ich will nicht erinnern an jene schweren Krankheitsfälle, wo das eigne oder das Leben eines geliebten Menschen in seinem Bestande ernst bedroht war. Denken wir nur an unser letztes Zahnweh: was haben wir da Alles entbehren müssen! welches Mangels sind wir uns da bewußt geworden! Es fehlte uns alle Freudigkeit zu den gewohnten Beschäftigungen und Berufsarbeiten, es fehlte uns der Trieb zur Lectüre und die Freude an den Schöpfungen der Kunst; je länger der Schmerz währt, desto mehr verliert selbst das zarte Geschlecht den Sinn für äußeren Zierrath in der Kleidung, in dem Schmuck des Haares und für die Aufmerksamkeiten, die man sonst gewohnt ist zu spenden oder zu empfangen. Wenn aber endlich der Schmerz nachläßt, wenn man sich bemüht, die mancherlei Versäumnisse der letzten Tage wieder einzuholen, wieder gutzumachen, da schaut man eines Morgens sein Antlitz im Spiegel, und — o weh! die Wange zeigt eine so bedenkliche Vergrößerung des natürlichen Ovals, daß diese Beeinträchtigung der äußeren Harmonie in den Gesichtszügen sofort einen empfindlichen Schmerz bereitet. Man ist ja nun verhindert, einem Concert, einer Gesellschaft beizuwohnen, ein Mangel, der oft schmerzlicher empfunden wird als Krankheit.

Der Bauersmann aber windet einen Ellen langen Shawl um die dicke Backe und spricht freudig schmunzelnd: „nun ist's mit dem Schmerz vorbei!"

So könnte man an einer unendlichen Reihe von Beispielen nachweisen, daß der Mangel an und für sich mit dem Schmerz nicht identificirt werden kann, sondern daß der Schmerz erst dann geboren wird, wenn der vorhandene Mangel in das Bewußtsein tritt. Trotzdem würden wir fehlgreifen, wenn wir dem Schmerz überhaupt die Realität absprechen, wenn wir ihn in das Gebiet des Idealismus verweisen wollten. Der Schmerz ist keineswegs eine bloße Vorstellung, sondern unmittelbare Affection des bewußten Willens. Je mehr dies Bewußtsein sich vertieft, desto mehr wächst naturgemäß auch die Stärke des Schmerzes. Ich erinnere an das Wort: „Scheiden und Meiden thut weh". Dies Abschiedsweh wird aber nicht immer in dem Augenblick, in welchem ein geliebter Mensch von uns scheidet, das Gemüth am schmerzlichsten berühren, das Herz am heftigsten verwunden. Häufig wird erst in der kommenden Zeit dem Menschen klar, was er verloren, welch eine Lücke in seiner Lebensführung entstanden ist. — Da fehlt die zarte, glättende Hand des treuen Weibes, welche die Falten von der Sorgenstirn scheuchte, — hier der feste, ernste Halt des geliebten Mannes, um den vertrauensvoll sich zu ranken der Gattin zur Natur geworden war, — dort fehlt das heitere, fröhliche Lachen eines lieben Kindes, welches das Herz der Eltern mit unsagbarer Wonne erfüllte.

Und je öfter man, sei es auch durch die kleinsten, un-

scheinbarsten Vorkommnisse des Lebens, daran erinnert wird, was man besessen, was man verloren, — desto stärker wächst das Schmerzgefühl. Solchen Schmerz nennt Sederholm in seinem geistigen Kosmos einen von der Vorsehung hingestellten, immer wachen Warner, der, wo wir aus Irrthum etwas thun oder an uns kommen lassen, was unserer Natur verderblich ist, uns zuruft: „Laß davon ab, sonst richtest Du Dich zu Grunde!“ Wäre er nicht, so wäre unser Organismus bald aufgerieben. Und doch hat aller Schmerz eine Grenze, die er nicht überschreiten darf; das Schmerzgefühl würde sich bis zur Unerträglichkeit steigern, wenn es kein Heilmittel für den Schmerz gäbe.

Aber wohl uns! es gibt Heilmittel für alle Schmerzen, selbst für die imaginären, d. h. für solche Schmerzen, die auf einem nur in der Phantasie bestehenden Mangel beruhen, nur aus krankhafter Ueberwucherung des Gefühls erwachsen.

Imaginäre Schmerzen! Schmerzen, die nur in der Einbildungskraft bestehen! Kann es solche Schmerzen wohl geben? Wer wird denn so thöricht sein, seine Phantasie mit Gespenstern zu erfüllen, die vor der lichten Wirklichkeit als blasse Schemen sich erweisen! Freilich Molière hat ein Lustspiel geschrieben: „le malade imaginaire“ — aber das ist ja eben nur Dichtung und nicht Wahrheit! So denkt wohl manche meiner verehrten Leserinnen.

Aber ach! unter wie viel eingebildeten Schmerzen seufzen die Menschen, ja ganze Völker!

Ich verzichte auf die Schilderung eines Hypochonders,

wie sie zu Tausenden sich und Andern zur Qual in fortwährend trüber Stimmung, in stetem Grübeln und Befürchten ein wenig beneidenswerthes Dasein führen.

Aber es sei mir gestattet, auf eine große Schmerzenskrankheit hinzuweisen, die, zum größten Theil in der Phantasie beruhend, dennoch epidemisch werden kann und gerade in unseren Tagen vielfach auch geworden ist, — ich meine den sogenannten Weltschmerz. Freilich leben wir in einer Zeit, deren realistische Strömung auf den ersten Blick der Entwicklung des Weltschmerzes wenig günstig zu sein scheint. Aber einestheils liegt die Zeit noch nicht ferne hinter uns, in welcher die edelsten Geister unseres Volkes vom Weltschmerz angekränkelt waren, anderentheils dürfen wir auch nicht verkennen, daß durch das Rütteln an allem Bestehenden, durch den Geist der Revolution, der in unseren Tagen nicht nur auf politischem Gebiet sich geltend macht, vielfach eine elegische Stimmung wach gerufen ist, die gerade für das Keimen des Weltschmerzes ein wohl bereitetes Land bietet, — ja, daß in der dem Christenthum feindlichen Philosophie ein theoretischer und in dem für den Glauben erstorbenen Leben ein praktischer Pessimismus Tausende von Anhängern gefunden hat, die als Epigonen der Weltschmerzperiode bezeichnet werden dürfen.

Die relative Bedeutung des Pessimismus besteht darin, daß er Zeugniß dafür ablegt, daß von dem Standpunkt des Diesseits aus eine das Menschenherz befriedigende Lebensanschauung nicht möglich ist. Ihm ist „die Stimme der Erde ein ewiges Schluchzen, das in dem Schweigen des Himmels sich verliert".

Während alle andern Wesen auf Erden in der ihnen gegebenen Lebensbeschaffenheit Glück und Befriedigung finden, ist der Mensch allein inmitten dieser creatürlichen Genügsamkeit voll Sehnsucht und Verlangen nach etwas Besserem. Weist diese Sehnsucht nicht darauf hin, daß unsre Seele einer andern Welt angehört als dieser vergänglichen? Wer dieser Wahrheit sich verschließt, fällt dem Weltschmerz anheim, dessen Consequenz der Pessimismus ist.

Was versteht man unter Weltschmerz?

Das ist nicht leicht zu sagen. Es läßt sich Manches fühlen, das seiner ganzen Wesenheit nach einer begrifflichen Form widerstreitet. Soll ich das Wort Weltschmerz seinem Inhalt nach definiren, so kann ich es nur durch ein Paradoxon, wie ja überhaupt das Wesen des Weltschmerzes etwas Paradoxes ist. Unter Weltschmerz versteht man das Suchen und Sehnen nach einem verlorenen Besitz, den man nicht kennt, ja den man wohl nie sein eigen genannt hat. Hieraus ist schon ersichtlich, daß der Weltschmerz seinen Hauptsitz in der Phantasie hat. Einer nüchternen, hausbacknen Natur ist Weltschmerz ein Unding. Ja, ein bestimmter Kreis von Pflichten entzieht den Menschen am leichtesten der Botmäßigkeit des Weltschmerzes. Daher die Erscheinung, daß die hauptsächlichsten Repräsentanten des Weltschmerzes dem beglückenden Zwange des Familienlebens fern bleiben. Wenn alle Kräfte des Menschen gleichmäßig in Anspruch genommen und in Spannung erhalten werden, dann wird sich das Gefühl des Weltschmerzes nicht ausbilden. Je mehr aber die Phantasie einseitig auf Kosten

der andern Geistesthätigkeiten sich entwickelt, desto leichter entsteht die Krankheit des Weltschmerzes. So kann es uns denn nicht Wunder nehmen, daß ganze Völker, deren Phantasie auf Kosten des nüchternen Verstandes in überwiegender Weise genährt und gepflegt wird, einem Kultus des Weltschmerzes sich hingeben.

Die Religion des Buddha, die ihrem Wesen nach Atheismus ist, und deren Anhänger nach Millionen zählen, ist eine Religion des Weltschmerzes. Die Sehnsucht des Buddhisten nach dem Nirvana, jenem Zustand, in welchem das persönliche Bewußtsein in das Allgemeine aufgeht, dieses Ringen, den schmerzenden Fesseln der Erscheinungswelt, die als Schein und Trug der eigentlichen Wirklichkeit und Wahrheit entbehrt, sich zu entwinden, was ist es anders, als das Suchen des Menschenherzens nach jenem verlorenen Gut, das der Buddhist nicht kennt und nach dem doch jede Seele sich sehnt, — nach dem Paradies?

Und wenn wir unsre Blicke in das graue Alterthum bis in die Anfänge der menschlichen Kultur zurückwenden, so finden wir bei den phantasiereichen Orientalen schon damals den Weltschmerz in üppigster Blüthe. Ich erinnere an die säulengetragenen Gärten der Babylonier, die mit gigantischer Kühnheit schwindelnd hoch in die Luft gebaut waren. Mit der bizarrsten Phantasie erhob sich der Mensch über das Niveau der Erde und pflanzte seine Palmenwälder in den blauen, wolkenlosen Aether. Wir haben als Kinder wohl gelächelt, wenn wir von den hängenden Gärten der Semiramis erzäh-

len hörten, die von der Erde aus gesehen für nah gerückte, in unsre Atmosphäre gezauberte Sterne gehalten werden konnten. Für die tiefere Idee, die diesen Bauten der Babylonier zu Grunde liegt, für die Sehnsucht, die in diesen Gärten nach Gestalt und Ausdruck ringt, hatten wir damals noch kein Verständniß; — den Fesseln der Erde suchte man zu entfliehen, dem Unendlichen strebte man zu; weltmüde und von Weltschmerz zerrissen sehnte man sich nach dem Himmel, von dem man nichts wußte, nach dem verlorenen Paradies, das man nicht kannte.

Diese selbe Idee des Weltschmerzes ringt nach Gestalt in den Riesenpalästen, deren Ruinen noch jetzt zu uns reden von der ungestillten Sehnsucht einer längst vergangenen Zeit nach dem Unendlichen, nach dem Ewigen.

Ja selbst die thurmbauenden Völker zu Babel und die himmelstürmenden Cyclopen der Mythologie sind Träger des Weltschmerzes. Nur eine oberflächliche Anschauungsweise wird sich mit der einseitigen Erklärung begnügen, die in jenem Beginnen nichts als ein frevelhaftes Attentat auf die Gottheit erblickt.

Jene Monumente untergegangener Geschlechter sind mehr als Stein, sie sind verkörperte Ideen, die uns bezeugen, daß auch jene alte Zeit nicht frei gewesen ist vom Weltschmerz.

Das Mittelalter zeigt uns von seinem Beginne an auch die abendländischen Völker unter dem Banne des Weltschmerzes. Die Lust an Abenteuern, der Wandertrieb, der ganze Völker ergreift, der Hang nach dem Fremden und Unbekannten, die Sehnsucht in die Ferne, — dies Alles ist ein Ausdruck von

dem Weltschmerz, der nach einem verlornen Gut sich sehnt, das er nicht kennt, das er nie besessen.

Als aber diesem überquellenden Schmerzgefühl ein bestimmtes Ziel gegeben war, als in den Kreuzzügen Jerusalem der Magnet wurde, der den Occident mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Orient zog, — da erstarb mehr und mehr die verzehrende Gluth des Schmerzgefühls, die Krisis war überwunden, der Mensch stand vor der nüchternen Wirklichkeit, deren Anforderungen ihm keine Zeit ließen, phantastischen Bildern nachzujagen.

Von jener Zeit an flüchtete sich der Weltschmerz mehr und mehr in das Gebiet der Poesie.

Als ältesten Dichter des Weltschmerzes könnten wir freilich schon den König Salomon bezeichnen mit seiner Klage: „Es ist Alles eitel!“ Jedoch die eigentliche poetische Ausgestaltung des Weltschmerzes blieb derjenigen Kulturperiode vorbehalten, deren Epigonen wir selbst sind. Schon Shakespeare zeigt sich in seinem Hamlet nicht ganz frei von dem Kultus des Weltschmerzes, ebenso Lessing, der in seinem allerdings Fragment gebliebenen Faust nach einer rein menschlichen Lösung des Ueberirdischen suchte. Aber weit mehr noch finden wir in den Werken von Schiller und Göthe jene tiefsehnsüchtigen Klänge des Weltschmerzes, einer unbeantworteten Frage vergleichbar.

Es würde meine Leser ermüden, wollte ich die Wahrheit dieser Behauptung mit der Fülle von Aussprüchen belegen, wie sie uns aus den Werken dieser Geisteskoryphäen zu Gebote stehen. Ich erinnere nur an das Schiller'sche Wort:

Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer blieb verborgen,
Was ich suchte, was ich will.

Lesen wir weiter die Götter Griechenlands mit ihren weichen Sehnsuchtslauten, und wir werden die Behauptung gerechtfertigt finden, daß Schiller nicht frei war von Weltschmerz. Oder hören wir, wie Thekla die schmerzgetragenen Worte spricht:

Was ist das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es hin, da sein Gehalt verschwunden.
Ja, da ich dich, den Liebenden gefunden,
Da war das Leben etwas. Glänzend lag
Vor mir der neue goldne Tag,
Mir träumte von zwei himmelschönen Stunden.

Du standest an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klösterlichem Zagen,
Sie war von tausend Sonnen aufgehellt,
Ein guter Engel schienst du hingestellt,
Mich aus der Kindheit fabelhaften Tagen
Schnell auf des Lebens Gipfel hinzutragen.
Mein erst Empfinden war des Himmels Glück,
In dein Herz fiel mein erster Blick!

— Da kommt das Schicksal, — roh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt
Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde —
— Das ist das Loos des Schönen auf der Erde.

Nein, das ist nicht das Loos des Schönen auf der Erde, das ist nicht Wirklichkeit, — das ist Weltschmerz!

Daß auch Göthe das ganze Weh- und Wonnegefühl des Weltschmerzes auf das tiefste durchempfunden hat, muß Jedem einleuchten, der da weiß, daß er den Werther mit seinem

Herzblut geschrieben. Auch in seinen späteren Jahren hat Göthe eine Hinneigung zum Weltschmerz sich bewahrt, wie aus der immer wiederkehrenden Beschäftigung mit dem erhabensten Stoff des Weltschmerzes, der Faustsage, erhellt. Vorübergehende Weltschmerzstimmungen bezeichnen eine große Zahl der kleinen sinnigen Lieder, von denen ich nur an die zwei bekanntesten erinnern will:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur! Balde
Ruhest du auch.

Die andere Sehnsuchtsklage lautet:

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all' der Schmerz, die Lust?
Süßer Friede!
Komm', ach komm' in meine Brust.

Daß aber diese Klagetöne mehr sind, als bloßes poetisches Spiel, bezeugt Göthe's Ausspruch:

„Im Grunde war mein Leben nichts als Mühe und Arbeit; ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentlichen Behagens gehabt; es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben werden wollte."

Unter den neueren Dichtern möchte ich als die hauptsächlichsten Vertreter des Weltschmerzes Lord Byron, Lenau und Heine bezeichnen. Auch Platen bekennt sich in seinem Haschen und Jagen nach den Formen ferner Zeiten, fremder Völker als Jünger des Weltschmerzes; in Uebereinstimmung damit steht sein Ausspruch:

Drum selig Alle, die den Tod erbaten,
Ihr Sehnen wird gestillt, ihr Fleh'n erhört,
Denn jedes Herz zerhackt zuletzt ein Spaten.

In verwandtem Sinne klagt Salis:

Das arme Herz, hienieden von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden erst, wenn es nicht mehr schlägt.

Und Kerner singt mit gleichem Weltschmerz:

Ein Kraut nur heilt Menschenwunden,
Menschenwunden klein und groß,
Ein Tuch nur hält sie verbunden:
Leichentuch und Grabesmoos.

Der Novellist des Weltschmerzes unserer Tage ist Hieronymus Lorm. Seine Werke offenbaren den Zwiespalt zwischen der Erkenntniß der Nichtigkeit aller Erdendinge und dem Verlangen nach ungestörtem Genuß der Welt. Als Beleg nur einige Sätze aus seiner Novelle: „Hol' über".

„Es gibt Gnadenfristen im Leben, Zeiten, die fast in unbegreiflicher Art so viele Wonnen und Lustgefühle des Daseins in sich sammeln, als müßte das Unglück, das unmittelbar darauf seinen Schritt vernehmen läßt, Blüthen genug vorfinden, die es zertreten kann. — —"

„Es ist der wahre Schmerz nicht, der selbst nach dem Troste sucht und dem das Vergessen willkommen wäre. Ein

Bedürfniß des wahren Schmerzes ist es, sich selbst immer gegenwärtig zu haben, es gibt keine andere Linderung für ihn, als ihn völlig auszudenken und auszufühlen. — —"

„Das eigene Leben zeigt zuweilen einen Zustand unseligen Ekels, trostloser Unschönheit, Momente, die mit Sehnsucht nach dem brausenden Sturm des Verhängnisses, nach einem gewaltig treffenden Schmerz erfüllen könnten. — —"

„Wer sich von den Menschen gänzlich befreien und in die einsame Pflanze verwandeln könnte, wäre glücklich in dem Verkehr mit den Elementen. — —"

Die ausdrucksvollste Gestalt, das eigenthümlichste Gepräge hat auf deutschem Boden der Weltschmerz in Lenau und Heine gefunden, bei beiden freilich auf eine ganz verschiedene Weise. Während Lenau für sein Schmerzgefühl nach erhabenen Gedanken, nach einer edlen Form, ich möchte sagen nach einer Gestalt mit weinenden Augen sucht, erborgt Heine, trotz seiner unleugbaren Dichterbegabung, vielfach nur eine tragische Maske, um hinter derselben seine Grimassen zu schneiden. Durch Lenau's Poesie klingt leise und dem Dichter selber unbewußt die Grundmelodie alles Weltschmerzes, die Sehnsucht nach dem Paradies:

Wem aber einmal klar und voll geklungen
Die wunderbare Heimathsmelodie,
Der wird von bangem Heimweh tief durchdrungen,
Und er genest von seiner Sehnsucht nie.

Bei Heine fängt der Weltschmerz an zur Blasirtheit zu werden. Aber Weltschmerz und Blasirtheit sind himmelweit von einander verschieden. Beruht der Weltschmerz auf einem

sehnsüchtigen Verlangen nach einem verlorenen Gut, das man nicht kennt, das man wohl selbst nie besessen, so erwächst die Blasirtheit vielmehr aus der Unfähigkeit, solch sehnsüchtiges Verlangen noch im Herzen zu tragen, und aus dem quälenden Bewußtsein, jenes verlorene Gut wohl besessen, aber vergeudet zu haben. Der Weltschmerz lebt in einem Herzen voller Gluth und Wärme, die Blasirtheit steht mit schlotternden Knieen auf dem ausgebrannten Vulkan niedriger Leidenschaften.

Für den Weltschmerz, wie für allen Schmerz, der auf einem wirklich empfundenen Mangel beruht, gibt es Heilmittel; für die Blasirtheit nicht, — denn sie trägt den Tod in den entnervten Zügen und dem vertrockneten Mark.

Wo finden wir aber Heilung für den Schmerz?

Beruht aller Schmerz auf einem Mangel, der uns fühlbar wird, so muß der Schmerz aufhören, sobald das Gefühl des Mangels nicht mehr in uns wohnt. Wenn es also möglich wäre, das Gefühl des Schmerzes aus uns herauszusetzen, d. h. zu veräußerlichen, dann würden wir damit eine Waffe wider den Schmerz gewonnen haben. Denn sobald der Schmerz aus dem Bewußtsein zur Anschauung kommt, dann erscheint er uns losgelöst von der eigenen Persönlichkeit, dann hat er seinen Stachel verloren. Solch eine Anschauung entsteht, wie Fichte sagt, dadurch, daß das Gefühlte so hin- oder angeschaut wird, wie eine Zeichnung hingeworfen oder etwas an die Wand angeschrieben wird. Wenden wir dies auf den Schmerz an, so dürfen wir folgern, daß derselbe zur Anschauung wird, sobald wir ihn aus der Verborgenheit des Herzens

hervorkommen und irgendwie Gestalt gewinnen lassen. Der Künstler wird selbstredend seinem Schmerzgefühl eine andere Form zu geben und diese Form in höherer Weise zu vergeistigen wissen, als der Bauersmann. Im Grunde genommen ist aber bei beiden die Veräußerlichung des Schmerzes ein und dieselbe, denn beide trachten danach, ihn zur Anschauung zu bringen, ihn darzustellen.

Die Darstellung des Schmerzes ist von jeher für die Kunst ein willkommenes Objekt gewesen. Aber welch eine Mannigfaltigkeit in der Auffassung des Schmerzes! der tiefschneidendste Unterschied tritt uns hierbei zwischen der antiken und der christlichen Kunst entgegen. Wie soll ich diesen Unterschied in Kürze schildern? Ich finde keinen besseren Ausdruck dafür als das unübertrefflich schöne, sinnige Wort Lenau's in seinem Savonarola:

Die Künste der Hellenen kannten
Nicht den Erlöser und sein Licht:
Drum scherzten sie so gern und nannten
Des Schmerzes tiefsten Abgrund nicht.

Das halt' ich für der Zauber größten,
Durch den uns die Antike rührt,
Daß sie am Schmerz, den sie zu trösten
Nicht weiß, uns sanft vorüberführt.

Trotzdem müssen wir zugestehen, daß jeder Mensch in der Darstellung, in der Veräußerlichung des Schmerzes eine Waffe wider den Schmerz gewinnt. Wie meisterhaft hat es Göthe verstanden, seiner Schmerzgefühle dadurch Herr zu werden, daß er sie in die Form der Dichtung goß und damit den Schmerz individuell überwand! Und ist es uns nicht auch

schon ähnlich ergangen? War es uns nicht eine Beruhigung, wenn wir einem verwandten Herzen unser Leid brieflich klagen konnten? Da sahen wir auf dem Papier ein Bild unseres Schmerzes, der sich während des Schreibens mehr und mehr von unserem Innern losgelöst hatte: damit waren wir ein Stück unseres Schmerzes los geworden.

Andere finden ein Heilmittel für den Schmerz darin, daß sie denselben aussprechen oder ausweinen. Der Philosoph Erdmann hat ganz Recht, wenn er sagt, daß in dem einen Fall der Schmerz zu Worten, in dem anderen zu Wasser wird. So lange das Schmerzgefühl noch unser ganzes Herz erfüllt mit jener krampfartigen Gewalt, die alle unsere Geistesthätigkeiten im Denken, Fühlen und Wollen auf den einen wunden Punkt zusammenzieht, so lange hat der Schmerz kein Wort, keine Thräne. Wollten wir deshalb einem Weinenden und Klagenden sagen: „sei ruhig, das Weinen und Klagen hilft Dir ja doch nichts", — so würden wir eine Unwahrheit aussprechen, denn es hilft allerdings. Es wirkt unleugbar schmerzstillend, wenn es uns gelingt, das Schmerzgefühl auf irgend eine Weise äußerlich zur Anschauung zu bringen. Ja selbst jene conventionellen Aeußerlichkeiten, die mit einem Trauerfall verbunden zu sein pflegen, das Anlegen von Trauerkleidern, das Empfangen von Beileidsbesuchen, das immer von Neuem wiederholte Besprechen des betrübenden Ereignisses ist von der entschiedensten Wirkung auf die Intensivität des Schmerzgefühles. Und in je wohlgesetzterer Rede der Mensch den eigenen Schmerz profanirt, desto weniger besitzt er noch davon.

Wer seinen Schmerz zum Objekt macht, dem geht er subjektiv verloren. Darum hat der tiefste Schmerz anfänglich keine Thräne, kein Wort, er ist in dieser Innerlichkeit ein unentweihtes Mysterium, das sofort aufhören muß Geheimniß zu sein, sobald es ausgesprochen oder durch irgend ein Zeichen verrathen wird.

Und doch brauchen wir diese Heilmittel, welche auf die Veräußerlichung des Schmerzes hinzielen, weil ohne dieselbe der Schmerz immer tiefer in das Centrum der Lebenskraft sich hineinbohrt und das Leben selbst tödtet.

Ich erinnere an das Bild der Niobe mit ihren Kindern. In froher Jugend umspielen sie die geliebte Mutter, die voll Wonne hinschaut auf die glückliche Schaar, den edelsten Stolz im Herzen, den Stolz der Mutter. Um einem Kinde eine Thräne zu ersparen, was gäbe nicht eine Mutter dafür? Um einem Kinde Freude zu bereiten, was opferte nicht das Mutterherz? So blickt Niobe auf ihre sieben Söhne, sieben Töchter. Aber die Göttin Leto zürnt ihr ob ihres Mutterstolzes und sendet ihre tödlichen Pfeile durch die Hand des Apollo und der Artemis. Wie Blumen, welche die Sichel abmäht, sinken sie nieder, — das jüngste Kind flüchtet sich in den Schooß der Mutter, die es an sich drückt, um es zu schützen, zu retten, — jetzt noch lebend, — in demselben Augenblick schon todt. — Das starre Auge zu den Göttern emporgerichtet sitzt Niobe da, einen Tag wie alle Tage, ohne Thränen, versteinert im Schmerz. Das ist der Schmerz des gebrochenen Herzens!

Wahrlich, heiliges Grauen erfüllt auch heute noch unser

Herz, wenn wir in solch thränenloses, schmerzdurchbohrtes, starres Auge blicken!

Wie ganz anders berührt uns das Bild der mater dolorosa, Maria der schmerzensreichen, unter dem Kreuz! Man hat sie die Niobe des Christenthums genannt, — aber was für ein anderer Schmerz spricht aus ihrem thränenumflorten Auge! der Niobe fehlt der versöhnende Schimmer der Liebe, Stolz ruht noch auf den erstarrten Zügen des zauberisch schönen Weibes: ihre Schönheit zieht uns ebenso sehr an wie ihr Schmerz.

Wer denkt im Anschauen der mater dolorosa an das schöne Weib? Und doch ist es die höchste Schönheit, die Schönheit der Seele, die in ihren schmerzübergossenen Zügen sich spiegelt. Wohl ging ein Schwert durch ihre Seele, aber ihr Herz brach nicht — es versteinte nicht — ihr Herzblut wandelt sich in Thränen, über ihrem Schmerz ruht der Friede, gleichwie nach schweren Stürmen der Friedensbogen aus den Wolken leuchtet.

Die Thräne ist das von Gott selbst jedem Menschen gegebene Linderungsmittel des Schmerzes. Darum hat Lenau Recht, wenn er seinen Schmerz in die Worte haucht:

Sah'st du ein Glück vorübergeh'n,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut in einen Strom zu seh'n,
Wo Alles wogt und schwindet.

O starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und sollt's dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Thränen fallen,
Und sieh' durch ihren warmen Guß
Die Fluth hinunter wallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüber fließen.

Und doch dürfen wir uns mit diesen äußerlichen Mitteln zur Ueberwindung des Schmerzes nicht begnügen. Der Schmerz ist oft unser edelster, reinster Besitz; in der Veräußerlichung desselben geben wir ein kostbares Gut preis.

Beruht der Schmerz auf dem bewußten Gefühl eines Mangels, so gilt es vielmehr, den Mangel zu ergänzen, die Lücke auszufüllen. Zur Erreichung dieses Ziels gibt es zwei Wege. Den einen Weg geht die Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit, die den Schmerz bald zu vergessen sucht, indem sie den entstandenen Mangel mit neuen Gütern, mit heitern Bildern erfüllt. Dies Verfahren ist vollständig pietätslos. Trotzdem suchen oft gerade gute Freunde, vielleicht in wohlmeinender Absicht, den Schmerzleidenden zu zerstreuen und zum Vergessen dessen zu führen, das Jahre lang seines Lebens Glück gewesen.

Wollen wir im reinsten und edelsten Sinn den Schmerz besiegen, so können wir es nur auf dem andern Wege, indem wir zum Gleichen das Gleiche fügen, zum eigenen Schmerz den Schmerz des Nächsten. Das ist die Forderung des Christenthums: Weinet mit den Weinenden! Wenn wir das Bewußtsein

des eigenen Mangels durch das Mitgefühl für den Mangel unserer Brüder und Schwestern ergänzen, wenn wir in die Lücke, die in unserer Lebensführung entstanden und die uns weh thut, das Weh der Menschheit legen, dann verinnerlichen wir unsern Schmerz. Und je mehr unser Herz für fremde Schmerzen sich öffnet und sie als die eigenen fühlt, — je mehr wir uns getrieben fühlen, Thränen zu trocknen, Trauernde zu trösten, Nothleidenden zu helfen, Kranke zu pflegen, — je mehr die Liebe, die barmherzige Nächstenliebe das Centrum unserer Lebensaufgaben wird, desto mehr überwinden wir die Selbstsucht, das eigne Ich, — und wer sich selbst besiegt, siegt auch über den Schmerz.

Wo gewinnen wir die Kraft zu diesem Sieg der barmherzigen, schmerzüberwindenden, selbstvergessenden Liebe?

Nur unter dem Kreuz Jesu!

Das vom Blute Jesu rothe Kreuz ist deshalb das Symbol dieser Liebe. In diesem Zeichen, im Zeichen des Kreuzes werden die schwersten, aber auch die schönsten Siege erkämpft. In diesem Zeichen werden wir auch den letzten Feind, den herbsten Schmerz überwinden, — und dem Ueberwinder wandelt die Gnade Gottes das Kreuz in die Krone des Lebens: — unter dieser Krone hat aller Schmerz ein Ende.

8.

Ueber gesundes

und

ungesundes Aussehen.

Von

Dr. Paul Niemeyer,
Sanitätsrath in Berlin.

Alle Rechte vorbehalten.

Ueber gesundes und ungesundes Aussehen.

Geehrte Versammlung!

Um Sie mit dem Gegenstande des heutigen Vortrages sogleich in anschaulicher Weise zu befreunden, darf ich Sie einladen, mir im Geiste in die berühmte Dresdner Bildergalerie zu folgen. Haben wir uns hier vorerst, so zu sagen, im Allerheiligsten am Anblicke des höchsten Kunstschatzes, der Raphaelschen Sixtina, erbaut, so entdecken wir bei fortgesetzter Wanderung auch unter den Darstellungen weltlicher Art Perlen, aus deren Entwurf, Zusammenstellung und Farbenspiel nicht minder laut der Geist höchster Künstlerweihe spricht, um nicht nur unser ästhetisches, sondern auch unser wissenschaftliches Sinnen nachhaltig zu beschäftigen. Zu diesen Perlen rechne ich von dem heute Abend eingenommenen Standpunkte das im Saale K an der W-Wand prangende, vom Künstler selbst gefertigte Doppelbildniß des niederländischen Meisters Rembrandt und seiner

ersten Gattin, der Saskia von Uilenburg (von dem ich der raschen Erinnerung wegen eine farblose Nachbildung herumgebe).

Die Entstehungsgeschichte dieses auf den ersten Blick durch das Nebeneinander der Personen vielleicht abstoßenden Bildes wird folgendermaßen berichtet:

Ein Freund Rembrandt's, gleichfalls Künstler, fühlte sich vom Anblicke der ihm nur draußen begegneten, als Gattin seines Genossen aber noch nicht bekannten Saskia so entzückt, daß er den glühenden Wunsch faßte, sie nicht nur in der Nähe zu schauen, sondern auch zu malen. Als er nun in der Folge der Erscheinung vergeblich nachspürte, vertraute er Jenem sein Leid an, um zu seiner Freude zu erfahren, daß ihm geholfen werden könne. Einer Einladung Rembrandt's zum Frühstücke und dem sein Anklopfen mit vielsagender Tönung beantwortenden „Herein" folgend, fühlte er sich vom Anblicke dieser Ehepaarsgruppe, deren männlicher Theil ihn mit einem kräftigen „Prosit!" empfing, nicht wenig überrascht und beglückt.

Gerade diese Entstehungsgeschichte war meiner Meinung nach erforderlich, um das Kunstwerk von der Bedeutung bloßer Bildnisse zu der einer Schöpfung zu erheben, die in malerischer Verklärung Das vorführt, was wir kurz und gut ein paar kerngesunde Leute nennen wollen.

Um, mit Verlaub, diesen Gesammteindruck im Einzelnen zu begründen, so finden wir das Musterbild gesunden Aussehens in der Zweiheit der männlichen und der weiblichen Eigenart vorgeführt: der von einem gedrungenen Nacken getragene, von pechschwarzem, weit herabwallendem Lockenhaar um-

flossene, durch ein schwungvolles Barett gekrönte, auf der Oberlippe mit einem losen Schnurrbärtchen verzierte Kopf des Künstlers lacht uns nicht nur aus einem schwellenden Lippenpaare und einem Doppelgehege weiß glänzender Zähne, sondern auch aus funkelnden Augäpfeln an und spiegelt die Gesichtsfläche in kräftigem, saftigem, fleckenlosem Brünett.

Das von der Seite aus keckem Augenschlitze herüberblickende Antlitz der sich auf dem Schooße des Gatten wie eine Königin auf dem Throne wiegenden, weithüftigen, vollnackigen Frau Saskia zeichnet sich in der Umrankung der goldblonden, einem üppigen Haarwuchsstamme entsprossenen Ringellöckchen durch ein volles Oval von glattem Weiß aus und veranschaulicht im Wechselspiele mit dem saftigen Roth der Lippen die Bezeichnung eines „wie aus Milch und Blut" geschaffenen Gesichtes. —

Wieder zusammenfassend erkenne ich die Ueberlegenheit, welche die Rembrandt'sche Palette in diesem Bilde über alle versuchten Nachbildungen behauptet, in der Wiedergabe des Farbentones, den die Gesundheitslehre mit dem, wie mir scheint, recht ansprechenden Ausdrucke Schmelz als Merkmal, gewissermaßen als die Blume vollen Gesundheitszustandes schätzt. Doch auch der Volksmund redet ganz in diesem Sinne, wenn er von „Apfelgesicht", „Kirschenaugen", „Rosenwangen" oder allgemein von „blühendem Aussehen" spricht, und geradezu den Nagel auf den Kopf trifft er mit dem schon vorhin ausgesprochenen Begriffe „kerngesund", weil er damit im Anschluß an die Abschätzung gärtnerischer Erzeugnisse sagen will: nicht bloß eine glänzende, möglicher Weise aber nur gleißnerische Hülle, sondern

auch trefflicher, vom Wurmfraß verschonter Kern finden sich hier vereint und gewährleisten Aussicht auf gesunde, lange Lebensdauer.

Was bei der rund in sich abgeschlossenen Obstfrucht der Kern als Mittelpunkt, das ist am menschlichen Leibe das sich überall unter dem äußeren Hautüberzuge ausbreitende Polster des sogenannten Unterhautzellgewebes in seiner Eigenschaft als Mutterboden und Auswechselungsstätte der vom Körperhaushalte beständig erzeugten, auf der einen Seite auszuscheidenden, auf der anderen Seite wieder einzusaugenden Ernährungsstoffe: der Säfte, und die Gesundheitslehre hofft auf diesen in der Gegenwart am menschlichen lebenden Körper noch wenig gewürdigten Punkt um so erfolgreicher hinzuweisen, als sie ihn bei Abschätzung des thierischen leblosen Leibes selbst von weiblichem Auge berücksichtigt findet. Wenigstens pflegt die Hausfrau das Bratenstück, das sie für den Mittagstisch zu erwerben beabsichtigt, in der Art zu prüfen, daß sie, mit einem Finger drückend, untersucht, ob die Masse sich stramm oder nachgiebig erweist: im ersteren Falle nennt sie's gesundes oder Kernfleisch, im zweiten, wo's eine sogenannte Telle gibt, vermißt sie das Kernige, nennt die Beschaffenheit dunstig und verwirft es als ungenießbar, auch wenn der Fleischer betheuert, daß die Lende von einem „sehr kräftigen" Thiere herrühre.

Am lebenden menschlichen Körper findet der Kenner das Ergebniß solcher Prüfung mit dem Tastsinne (wenn zwar sie zu gründlicher Untersuchung ebenfalls erforderlich) meist schon im Voraus dem Gesichtssinne offenbart, und zwar nicht bloß

durch „gedunsenes", „aufgeschwemmtes" Aussehen, sondern auch durch die vom Schmelzhaften verschiedene gemeinhin als „schlecht" gestempelte, trockene, farblose, fahle Farbe, die sich überdies durch einen stärkeren Mißton am unteren, meist auch eingesunkenen Augenlide ausprägt — eine Stelle, welche ja der Schminkkunst als der übertünchenden Nachhülfe bedürftig nur zu wohl bekannt ist.

Um Sie nun mit der naturgeschichtlichen Entstehungsweise dieser Merkmale gesunden und ungesunden Aussehens bekannt zu machen, so fällt bei der an den Standort gefesselten Pflanzenwelt Blüthen- und Fruchtbildung je nach der Gunst aus, mit welcher Bodenbeschaffenheit, Sonnenschein, Niederschläge die Entwickelung fördern, wobei es aber menschliche Fürsorge in der Hand hat, durch künstliche Verbesserung des Bodens und Regelung jener äußeren Einflüsse gute Ernte zu fördern, vorausgesetzt, daß nicht der Himmel noch im letzten Augenblicke gewaltsam eingreift. Ganz und gar in der eigenen Hand aber haben wir die Säftebereitung und Säftemischung unseres eigenen Fleisches und Beines deshalb, weil sie sich, zum Unterschiede von der Pflanzenwelt, durch den Vorgang vollziehen, den gleich die erste ärztliche Beobachtung als eine coctio „Kochung" deutete, und als Urheberin, als treibende Kraft dieser Kochung erkannte ebenfalls bereits Hippokrates nicht eine von außen mit überlegener Willkür eingreifende, sondern eine in unser Inneres hineingelegte, von uns selbst zu leitende Naturkraft: das ἔμφυτον θερμόν, die Wärmebildung.

Die neuere hygieinische Forschung nun hat diese alter-

thümliche Deutung näher dahin ausgeführt, daß sie unseren Körperhaushalt geradezu mit einer Heizeinrichtung, einem — Ofen auf gleiche Stufe stellt und diese Auffassung in ihrer praktischen Verwerthung zur Grundlage der Lehre von der ganzen Lebenskunst erhebt: Wie's, so sagt sie in Kürze, am todten Ofen nicht bloß darauf ankommt, daß immer nur tüchtig beschickt — eingeheizt werde, sondern wenn's gut brennen, angenehm wärmen, und die Kachel nicht bersten soll, auch für guten Luftdurchzug und freie Ausstrahlung gesorgt werden muß, so besteht die allseitige Pflege des lebenden Leibesofens keineswegs allein im tüchtigen Essen und Trinken, sondern es muß gleichzeitig auf ebenso lebhafte Ventilation und gründliche Verarbeitung des Nahrungsstoffes behufs flotter Ausstrahlung und Ausdünstung gehalten werden, wenn die Verbrennung nicht in's Stocken gerathen, die genossenen Speise und Trank sich nicht unverdaut in den Säftelagern anhäufen sollen[1]).

Der Zustand stockender Verbrennung liegt fast allemal der Gesundheitsstörung zu Grunde, welche unter dem Namen Fieber zu den alltäglichen Ereignissen im Kreise der heilbedürftigen, weil ihre Körperheizung fahrlässig behandelnden Gesellschaft zählt: Fieber, lat. febris, vom griechischen πυρός, wörtlich „Feuer" bedeutend, will sagen: die gesunde, bei etwa 37° stehen bleibende Wärmebildung hat sich zu gesundheitswidriger Ueberheizung gesteigert, indem der im Inneren aufgestauten und „tobenden" Gluth der entsprechende Abzug durch das die Ventilation unterhaltende Organ, die Lungen, fehlt — die lebenswichtige Thätigkeit der Athmung theils durch

unterlassenes tiefes Luftholen theils durch Entbehrung frischer, reiner, kalter Luft verhindert wurde, die innere Verbrennung in flottem Zuge zu erhalten. Nicht aber im Brustkasten vollzieht sich, wie in irrthümlicher Verallgemeinerung eines Liebig'schen Gedankens gelehrt wurde, die Verbrennung, sondern überall in den Geweben, in jeder Zelle, jeder Faser, in größtem Maßstabe in dem Gebilde, das wir kurzer Hand das Fleisch nennen — das Fleisch, welches, überzogen von der Oberhaut, durch diese hindurch die überschüssige Wärme stetig nicht nur ausstrahlt, sondern auch durch mehrere Millionen Poren in Dampf- oder Wasserform ausdünstet.

Außer durch die Athmung will darum die Verbrennung ferner auch gefördert sein durch Muskelbewegung — Spazierengehen, Turnen — welche überdies den schlanken Umlauf des Blutes durch das, von diesem Standpunkte eine Heißwasserheizung darstellende Blutgefäßsystem betreibt. Noch gar nicht übermäßig brauchen wir zu essen und zu trinken, sondern nur durch schwaches Athemholen, Einathmung verdorbener, heißer Luft, unbewegliches Verhalten, mit einem Worte: durch Stubenhocken, nebenbei wohl auch durch allzu dichte Bekleidung, sogenanntes recht Warmhalten, Ventilation, Verbrennung und Ausdünstung darniederzuhalten — um alsbald durch matte Gesichtsfarbe nach außen zu bekunden, daß unsere Körperheizung nicht in Ordnung, während uns selbst im Inneren das Gefühl von Fröfteln durchschleicht, das wir uns aber leider gewöhnt haben, auf äußere Erkältung zu schieben und durch gesteigertes sogenanntes Warmhalten noch zu fördern.

In höherem Grade allerdings kommt's zu solcher Stokkung, wenn im Essen und Trinken oder auch nur in Letzterem ein Uebriges geschah und nachher noch in ungelüftetem Binnenraume und Federbettverpackung genächtigt wurde: nicht bloß „nicht ausgeschlafen", sondern den ganzen Tag noch „verschlafen" sich fühlend und Anderen in der Gesichtsfarbe erscheinend, trotz geheizter Stube frierend, kalt in den Füßen, heiß im Kopfe, rauh in der Kehle — das ist das Bild der unter dem nicht mehr ungewöhnlichen Namen „Katzenjammer" alltäglich vorkommenden Stockung der Körperheizung, auf die sich ja ein Theil unserer „Hoffnung des Vaterlandes" wie berufsmäßig einübt! — Nicht bloß aber da, wo Salamander gerieben, sondern allerwärts, wo, wenn auch in anscheinend ehrbarer Form, mehr gegessen und getrunken als durch Bewegung, Athmung, Hautlüftung ausgeschieden wird, kommt's zu solcher Ueberheizung, welche, je mehr gewohnheitsmäßig — wie im winterlichen Diner-, Kaffee-, Theegesellschaftsleben — betrieben, sich um so nachhaltiger, ich möchte sagen als habitueller Katzenjammer im Gesichte ausprägt und als angeblicher Rheumatismus, Nervenschmerz u. dgl. „wie Blei" in den Gliedern liegend gefühlt wird. Züchtet sich der Bierphilister ein Antlitz an, das unsere Feinde von 1870 nicht übel als tête carrée — „zum Viereck aufgedunsenes Oval" — geißeln durften, so bildet sich doch auch bei der in höherem Stile betriebenen Gutesserei und Guttrinkerei wie auch nicht minder bei der scheinbar harmlosen Kaffeetrinkerei mit all' den drum und dran hängenden Fahrlässigkeiten in der Körperheizung,

ganz besonders dem landesüblichen „Inachtnehmen wider Erkältung“ gegen Ende des so verbrachten Winterhalbjahres ein farbloses, dunstiges, mattäugiges Aussehen aus, um sich erst wieder zu verlieren, nachdem der oder die angeblich Nervöse, Rheumatische, Leber- oder Magenkranke an irgend einem sogenannten Badecurorte eine Enthaltsamkeits-, Bewegungs-, Athmungs- und Hautpflegecur — mit einem Worte eine Cur in richtiger Körperheizung durchgemacht und nun, zurückgekehrt, Alles durch frischfarbiges, munteres „wie neugeborenes“ Aussehen überrascht! —

Um die entgegengesetzte Möglichkeit nicht übergangen zu haben, so fehlt's ja auch nicht an Beispielen des Hungergesichtes: des saft-, mark-, und farblosen Aussehens, das uns auf der Bühne nach Kotzebue'schem Texte ein Döring in der Figur des Elias Krumm vorführte, eines geistig und körperlich „bis an's Herz kalten“ Menschen, der selbst das Wenige, was er seinem Leibe gönnt, bei der heuchlerisch-demüthigen Gewohnheit, Kopf und Schultern hängen zu lassen und nicht wagend zu athmen wegen Mangels an Ventilation nicht zu Fleisch und Blut umsetzt. Auch das Bild eines durch Entbehrung des Trankes versiechenden Leibesofens haben Bildhauer und Maler im verschmachtenden Ismael, dem Sohne der Hagar, treffend zur Anschauung gebracht. Ich meinerseits glaube heute jenes Gegentheil, die Gewohnheit der Ueberheizung deshalb in den Vordergrund stellen zu dürfen, weil nicht nur ihre gesundheitswidrigen Folgen sich im Aussehen einer Vielheit aussprechen, sondern weil durch sie in weiterer Folge die Begriffsbestimmung gesunden Aussehens

auf ernste Abwege getrieben erscheint. Um Sie gleich an der Hand von Beispielen aus der Familienstube zu einer sachlicheren Abschätzungsweise anzuleiten, führe ich Ihnen in Gedanken eines jener etwa $1^1/_2$jährigen Kinder begüterter Eltern vor, bei dem's, nachdem man ihm den Nahrungsurquell der eigenen Mutterbrust verschlossen, vielgeschäftige Pflege auf den stiefmütterlichen Ersatz durch „recht kräftige" Kost mit sogenannter Kraftbrühe, Eiern, Fleischspeise, Wein, Bier abgelegt hatte. In der That schlug denn auch diese „Stärkung" so gut an, daß die besuchenden Muhmen und Basen Glück wünschten zu dem Bacchusgesichtchen, der Paus- oder gar Hängebacken- der Kehlbraten- und Specknacken-Bildung — „merkwürdig" nur bleibt der Umstand, daß dies doch „von Gesundheit strotzende" Kind noch immer keine Anstalten macht zum ordentlichen Sprechen, festen Stehen und sicheren Gehen, genau genommen auch nicht das frische, muntere Wesen und die hellen Augen zeigt, die man kürzlich an einem gleichaltrigen Kinde armer Landleute bewunderte. Würde man bei beiden einen vergleichenden Backenkniff nach unserem Plane vornehmen, so würde man dort Dunst-, hier Kernfleisch zwischen den Fingern fühlen. Schwer genug freilich will beiden Theilen die Erläuterung eingehen, daß das arme, reiche Kind nicht gesund, sondern feist, gemästet, nach gesundheitslehrerischer Diagnose: verfüttert aussieht — daß ihm nur durch Einstellung dieser überheizenden Nährweise und bloße Milchkost auf die Beine zu helfen[2])! —

Nur im Kleinen stellt solch' habituell überheiztes, oder — was so ziemlich dasselbe — skrofulöses Kind dar, was im

Großen uns unter der Mehrheit der städtischen Civilbevölkerung — nicht aber der sich stramme Bewegung nach Moltke'schem Recepte machenden Soldatenwelt — schon in einer Mehrheit aufstößt: das landesübliche Stark- oder Dickwerden, von harmlosem Sinne als die Pflicht jeglichen Bürgers gefeiert, der, nachdem er sich aus bescheidenem Dienstverhältnisse zu selbstständiger, guter Stellung emporgearbeitet, seinen eigenen Herd gegründet und nun außer anderen Ehestandsfreuden auch die genießt, von der Gattin mit kräftiger Suppe, saftreichem Braten, malzreichem Biere nun erst einmal ordentlich „herausgefüttert" zu werden. Nicht wenig erstaunt zeigt sich denn auch der ihn nach Monaten wiedersehende Genosse aus der Zeit des einstigen Eßmarkentisches mit den üblichen Lazarethpflaumen über die Pausbacken und das Schwerbäuchlein, das sich der neugebackene Ehemann anzumästen im Begriff steht. Fern von mir sei's, solch' Bild aller Lichtseiten berauben zu wollen, aber vom augenblicklich eingenommenen Standpunkte kann ich leider nicht umhin, als bedenkliche Begleiterin dieses „Stärkerwerdens" die bräunliche, um nicht zu sagen, schmutzige Färbung der die ursprünglich vielleicht hübschen Gesichtszüge verschwemmenden Wangenpolsterung zu rügen.

Wie das Bild zeigt, so liebten die Rembrandt'schen Eheleute ja auch fetten leckeren Bissen und schäumenden Trank — nicht falsch aber glaube ich zu gehen, wenn ich nach dem ganzen, von Betrachtung des Originals gewonnenen Eindrucke die Vermuthung äußere, daß zu diesem aufgetragenen reichlichen Frühstücke der Appetit erst, wie man wohl zu sagen pflegt,

verdient wurde: etwa durch ein nach frühem Erwachen genommenes Vollbad mit kalter Brause und hierauf durch einen flotten Schlittschuhlauf draußen in der frischen, kalten Winterluft der holländischen Wasserebene.

Dagegen steht jenem gedunsenen Ehestandsphilistergesichte ebenfalls „an der Stirn" — oder vielmehr unter den Augen geschrieben, daß sein Träger, schon morgens recht spät aus den Federn gekrochen, sich gleich nach gethaner Mahlzeit wieder auf's Faulbett sinken läßt, um den vorher am Stammtische genossenen Frühschoppen auszuschlafen. In der That braucht bei so unbeweglicher Lebensweise — von der, wie ich bereits andeutete, der Soldat auf höhere Weisung bewahrt bleibt — tägliches Essen und Trinken nicht über das Maß des sogenannten einfach bürgerlichen, aber kräftigen Mittagstisches hinauszugehen, um dennoch alsbald ein Uebergewicht des Stoffansatzes über den Absatz hervorzubringen, die Kochung der Säfte etwa in der Art zu verkehren, wie ein mit zu viel Hefe angerührter und zu stark erhitzter Brodteig nicht kräftig aufgeht, sondern oberflächlich aufbläht — nicht Kernfleisch, sondern Dunst sich bildet. —

Um wieder ein Lichtbild vorzuführen, so erkenne ich eine Steigerung jenes weibliche, dem naturwüchsigen Pinsel des Niederländer Künstlers entsprungenen Musters in der Zaubergestalt, welche die Meisterhand unseres G. Richter für die Stadt Köln auf die Leinwand geworfen, derselben Zaubergestalt, deren Marmorstatue wir Berliner jüngst an ihrem hundertsten Geburtstage enthüllten. Erkennen wir in der Malersgattin

mehr nur eine realistische Verherrlichung gesunder Säftemischung, so strahlt aus diesem Bilde der hochseligen Königin Luise[3]) die ideale Verklärung einer eine schöne Seele bergenden und darum selbst nicht nur schönen, sondern auch gesunden Leibeshülle, welche beide sich nicht nur aus dem madonnengleichen Blicke, sondern auch aus dem schaumgeborenen Weiß und dem wunderbaren Schmelz des Antlitzes wiederspiegeln — ein Weiß und ein Schmelz, ohne welche der über dem Haupte erglänzende Stern der vollgültigen Fassung ermangeln würde. —

Wie nun in einer Kunstausstellung die Gegensätze im bunten Durcheinander wechseln, so darf auch ich in dieser Stunde nunmehr „ein ander Bild" entrollen, ein Bild, welches uns ursprünglich auf der Bühne von der Hand eines Shakespeare vorgeführt, jetzt auch durch den Pinsel eines Grützner sowohl nach Shakespeare'scher Vorlage als auch nach selbstständig einem anderen Kreise entnommenen Mustern zur Schau gestellt wird: Ich meine das Aussehen, das ich in seiner Gesammtheit mit dem Ihnen allen bekannten Namen des Falstaffthumes kennzeichne. Nachdem sich ein geistvoller Feuilletonist der „Schlesischen Presse" in seiner Eigenschaft als Selbst-Dicker gegen die in meinen „Sprechstunden" gelesene[4]), wie er findet, pessimistische Behandlung des Dickthums lebhaft aufgelehnt und, ohne mich zu kennen, von diesem seinem parteiischen Standpunkte meine Person, wie Sie auf Grund unmittelbarer Anschauung vielleicht zugeben, mit Unrecht zu den „steifleinenen Dünnen und Elenden" geworfen, glaube ich zur Verstärkung meines Standpunktes einmal eine andere Feder

reden lassen zu müssen, indem ich Ihnen folgende Zeichnung vorführe, welche H. Laube in seinen „Modernen Charakteristiken" just von einem schlesischen Kinde, dem zwar geistvollen und liebenswürdigen, aber polizeiwidrig beleibten Karl Schall, weiland Zeitungsschreiber zu Breslau entwirft: „Die Dicke seines Leibes und Gesichtes", so schreibt Laube, „hatte allen Ausdruck mit einem auglosen Schwamme überzogen .... Unglaublich komisch war's, wenn bei lebhaftem Sprechen der erregte Sturm auf dem Meere dieses Leibes durch die schlotternden Backen bis an die Thränensäcke, die letzten Dünen, brandete .... Denn auf einem kurzen, dicken Halse saß ein Ausbund von Kopf, der durchaus nicht zu rangiren war, eine verworrene dumpfe Fleischmasse, in welcher sich höchst zufällig ein Paar kleine Augen befanden, die auf jeden Fall nur zum Herausſehen und gar nicht zum Hineinsehen eingerichtet waren ... Dabei erinnerte das glatzenartige Haupt, auf welchem nur malcontentes, kurzes Gestrüpp von einer unerspießlichen grauen Farbe wuchs, an den Prälaten, dem nur einiges dürre Gras über das Grab der Tonsur gewachsen ..."

Sie Alle werden mir beistimmen, wenn ich solch' Aussehen, so lebhafte Zeichen von Wohlbefinden der Träger im Augenblicke bieten mag, keineswegs als gesund gelten lasse, und so lesen wir denn bei Holtei, dem ebenfalls mit dem Breslauer Eßkünstler Befreundeten, von heftigen asthmatischen Anfällen, durch welche Schall oft mitten in scheinbar gesunden Tagen bis zur Todesangst gequält wurde. Nicht als ob ich nun jedem halbwegs Beleibten unter Ihnen eine gleiche Vorhersage gestellt

haben wollte, so möchten Sie mir's doch auch nicht als Schwarzseherei auslegen, wenn ich in jener Mehrzahl gutessender, guttrinkender, langschlafender Ehestandsphilister eine Candidatenschaft zum Falstaffthume erblicke und mich der landläufigen Auffassung nicht anschließe, welche nur im wohlgemästeten Leibe das stecken läßt, was Berliner Mund schlechthin einen „gesunden Jungen" nennt: Mag er auf der Kegelbahn den Neuntödter, im Gesangverein den Stentor spielen, Kraftproben im Heben von Lasten oder Hinauswerfen von Ruhestörern leisten und nach einem halben Dutzend genossener Seidel noch ganz nüchtern strahlen — immer doch würde sein Bild sich zuerst meiner Erinnerung aufdrängen, wenn ich eine jener Anzeigen lese: „Im blühenden Mannesalter wurde unser Gatte und Vater aus der Vollkraft seines Schaffens durch einen Blutsturz oder Schlagfluß gerissen." — Einstimmig freilich äußern Die ihn kannten ihre Bestürzung, wie ein „so von Gesundheit strotzender Mann" wohl nur in Folge einer begangenen Unvorsichtigkeit, einer Erkältung von hinnen scheiden mußte. Der Gesundheitslehrer aber läuft Gefahr, tauben Ohren zu predigen, wenn er verbessert: Jenes „gesunde, kräftige" Aussehen war nur eine gleißnerische, einen wurmstichigen Kern führende Schale: ein Ofen mit lustig sprühender Fläche, aber durch beständigen Ueberdruck geschädigtem Kessel, dessen Berstung, nur eine Frage der Zeit, als unverschuldeter, unvorhergesehener Unglücksfall bloß durch ihr jähes Eintreten dem Nichtkenner erscheint.

Wie allgemein in der That diese Schule des Fallstaff-

thumes, wenn ich so sagen darf, die Köpfe beherrscht, beweist eben die von mir nun schon in praktischen Beispielen veranschaulichte Gewohnheit, als Maßstab für die Diagnose „gesundes Aussehen" nicht das Wie? sondern das Wie viel? zu nehmen, d. h. mit Nachdruck „gesund aussehend" nur den Vollsaftigen, Dickblütigen, Fettreichen zu nennen, dagegen Den, bei welchem noch nicht alle Gesichtszugbildung und alle Knochenunterlagen, um mit G. Freytag zu reden, in „Fettumwachsung" begraben, „schlecht genährt", ja sogar „elend" zu schelten, eine Auffassung, zu deren Berichtigung der erste Schritt dahin zu gehen hätte, daß bei Abschätzung des Wie viel? nicht mehr das bloße, ungeübte, voreingenommene Augenmaß, sondern das Ergebniß der Körperwägung zu Grunde gelegt werde, eine Prüfungsweise, die sich bis jetzt freilich eher noch auf Jahrmärkten — in ernster Absicht allenfalls an Badecurorten geübt findet. Aus einem der letzteren beschäftigte sie kürzlich den Zeitungsleser durch die Mittheilung, daß Fürst Bismarck mit 247 Pfd. Gewicht in Kissingen angelangt, und mit 244 abgereist sei. Bei Weitem „über" jedoch blieb ihm ein ungenannter Kurgast, welcher 285 Pfd. aufwies.

An dieser Mittheilung bleibt für Den, der sich etwas dabei denken soll, zu rügen, daß die bloße Verzeichnung des Gewichtes keineswegs die Möglichkeit ausschließt, daß unser Herr Reichskanzler gleichwohl schwerer sein konnte als Jener, vorausgesetzt nämlich, daß diese Vergleichsperson, was allerdings unwahrscheinlich, gleichzeitig — natürlich nur in leiblicher Hinsicht — auch „größer" war. Als Grundlehre bitte

ich nämlich festzuhalten, daß das Körpergewicht gesundheitslehrerischen Rechenwerth erst dann gewinnt, wenn dazu das Körperlängenmaß der gewogenen Person bekannt ist, zu welchem jenes in einem bestimmten Verhältnisse steht. Zu dem Ende hat die Gesundheitslehre eine Zahlentabelle [5]) entworfen, welche für jedes einzelne Maß persönlicher Körperlänge die ihr von Natur wegen entsprechende oder, wenn ich so sagen darf, erlaubte Gewichtsmenge feststellt, und als deren theoretisches Ergebniß ich folgenden, etwa bis zum 50. Lebensjahre geltenden Lehrsatz zu merken bitte: Bei $1^1/_2$ Meter (4' 9") Körperlänge beträgt das Normalgewicht 50 Kilogramm oder einen Centner. Von da an wächst es mit jedem Centimeter Länge um ein Kilogramm, so daß also der erwachsene Normalmensch so viele Kilogramme zu wiegen hat, als er Centimeter über einen Meter groß ist [6]).

Bei dieser Schlußepistel bitte ich zu beachten, daß wir unmittelbar an den Ausgangspunkt des Vortrages, an die Lehre von den Säften und der Säftemischung anknüpften, indem gerade dieser Bestandtheil unseres Körpers bei der Wägung ausschlaggebend in's Gewicht fällt, eine Thatsache, welche den Meisten von Ihnen noch neu sein dürfte. Denn täusche ich mich nicht, so betrachten Sie als gewichtigsten Antheil den Fettgehalt. Wie wenig aber diese Abschätzung zutreffen würde, wollen Sie aus der von sicherer Hand angestellten Berechnung entnehmen, wonach sämmtliches Fett nur den 27. Theil des Ganzen ausmacht. So geringfügig das klingt, so würde doch bei jenen, sich auf Jahrmärkten ausstellenden Fettklumpen von

nahezu 3 Centnern ein Fettstammbesitz von etwa 15 Pfund herauskommen, und da ein Pfund Fett bekanntlich „leichter ist als ein Pfund Eisen", so brauchen wir uns nur einmal so viel Pfund Schmalz oder Butter auf einen Posten gehäuft zu denken, um zu begreifen, daß ein am Leibe so Ausgestatteter, wenn er etwa den Falstaff zu spielen berufen würde, nicht erst nöthig hätte, sich durch beigestopfte Federkissen die erforderliche Rundung und Fülle zu verschaffen.

Auch das Knochengerüst trägt bei Weitem nicht so viel aus als gewöhnlich geglaubt wird, denn beim stärksten Mann von etwa 130 Pfund Gesammtgewicht kommt es höchstens mit 10 Procent in Anschlag.

Unsere Blutmenge schätzen die Physiologen auch bei der vollblütigsten Person auf nicht mehr als 20 Pfund, etwa $^1/_{13}$ des Ganzen.

Unser Gehirn, so schwere Gedanken es bei Lebzeiten bergen mag, wiegt als lebloses Organ nur 3 bis 5 Pfund, das weibliche sogar noch einige Lothe weniger.

Die Leber, so drückend der Hypochonder ihre Last empfinden mag, bleibt an wirklichem Gewichte noch hinter dem Gehirne zurück.

Volle 4 Fünftheile unseres Körpers dagegen werden von dem Gebilde vertreten, das ich Ihnen mit dem alten Namen der „Säfte" vorführte, das aber die neuere Naturlehre den Wassergehalt der Gewebe nennt, und so finden sich in jenen Koloßleibern von einigen Centnern Gesammtgewicht neben etwa 20 Pfund Fett volle 200 und mehr Pfunde bloßen — Wassers.

Würde man solchen Leichnam so vollständig seines Wassergehaltes berauben, wie's die alten Aegypter bei Ueberführung in den Mumienzustand zu Wege brachten, so würde das Ganze auf einen Rest von etwa 13 Pfund zusammenschrumpfen, eine Berechnung, die rasch begreiflich wird, wenn man bedenkt, daß gewisse Organe, wie z. B. die Lungen auf 1000 Theile über 800 Theile Wassergehalt führen und die Endausbreitung des Sehnerven, man könnte fast sagen, so gut wie ganz aus Wasser besteht. Nur so auch wird's erklärlich, daß der Korpulente im kurzen Zeitraume eines römisch-irischen Bades 6 bis 10 Pfund an Gewicht verliert, wobei einleuchten muß, daß diese Abnahme nicht etwa durch Schmelzen des Fettes, sondern nur durch Ausdünstung von Wasserdampf aus den Hautporen zu Stande kommt, aber wie leicht beschwingt, wie frisch und munter aussehend verläßt er diese Reinigungsstätte!

Alles in Allem genommen, bitte ich Sie zu beherzigen, daß zwischen Gesundaussehen und wirklichem Gesundsein recht sorgfältig unterschieden werden muß. Das bloße Aussehen kann selbst den Kundigen schon deshalb trügen, weil's im Augenblicke durch irgend welche vorübergehende Einwirkung ungewöhnliche Veränderung erfuhr, und darum wird stets die Vergleichung des Körpergewichtes mit der Körperlänge die sichere Unterlage bilden müssen. Freuen würde es mich in der That, wenn's mir mit diesem bescheidenen Vortrage gelungen wäre, recht Vielen von Ihnen nicht bloß zu immer gesünderem Aussehen, sondern auch zu immer vollerem Wohlbefinden verholfen zu haben!

Anmerkungen.

[1]) Eine elementare Uebersicht der „Lebenskunst" findet sich in meinen bei H. Costenoble zu Jena erscheinenden, populären „ärztlichen Sprechstunden" Bd. I S. 52 mit der Aufschrift: „Was heißt gesund?"

[2]) Ausführliche Anweisung zu richtiger Kinderernährung enthält der 12. Brief meines bei Engelhorn zu Stuttgart erschienenen „ärztlichen Rathgebers für Mütter. Zwanzig Briefe über die Pflege des Kindes von der Geburt bis zur Reife". Bis in's Einzelne verfolge ich alle Fragen dieses wichtigen Kapitels in meinen „ärztlichen Sprechstunden" unter der laufend fortgesetzten Ueberschrift „Ein Blick in die Kinderstube nebst hygieinischer Kinderausstellung", z. B. in Bd. IV S. 57 u. 271.

[3]) Das Bild war vorigen Herbst in der Berliner Kunstausstellung am Cantianplatze zu sehen. Einen darnach gefertigten Holzschnitt brachte Nr. 1 des neu erschienenen „Deutschen Familienblattes", von der beim Vortrage einige Exemplare in Umlauf gesetzt wurden.

[4]) S. m. „ärztlichen Sprechstunden" Bd. III S. 21 „Bewegungscuren", gegen die sich jene Polemik erhob, und Bd. IV S. 133 „Ein Kapitel von den Dicken", meine Entgegnung.

[5]) Diese Tabelle findet sich u. A. in meinen „ärztlichen Sprechstunden" Bd. IV S. 58 mitgetheilt. Einen ersten Versuch zur Entwerfung einer ähnlichen Tabelle für Säuglinge und Kinder s. ebenda Bd. IV S. 57 „Maß und Gewicht in der Kinderstube".

[6]) Die weitere Verfolgung dieses „Maßes und Gewichtes" führte auch zu wichtigen Ergebnissen in Bezug auf das Verhältniß des Brustumfanges zur Körperlänge sowohl wie zum Körpergewichte, indem derselbe, wenn das

Mittelmaß übersteigend, für jeden Centimeter eine Vermehrung um 2 Kilogramm, wenn das Mittelmaß nicht erreichend, eine Verminderung um ebensoviel bedingt. Ausführliches über diese interessante Frage findet sich in der 3. Auflage meines bei J. J. Weber zu Leipzig erschienenen Gesundheitsbuches: „Die Lunge, ihre Pflege und Behandlung im gesunden und kranken Zustande vom hygieinischen Standpunkte".

9.

Die Südseeinseln

und der

deutsche Südseehandel.

Von

Alfred Kirchhoff,

o. Professor an der Universität in Halle.

Alle Rechte vorbehalten.

Die Südseeinseln und der deutsche Südseehandel.

I. Natur und Bevölkerung der Südseeinseln.

Die Unternehmungen einiger deutschen Kaufleute haben uns neuester Zeit in vorher ungeahnter Weise jene Inselwelt nahe gerückt, die räumlich unserer Heimat doch so fern liegt, daß die Strahlen der Morgensonne sie beleuchten, wenn es bei uns Abend geworden.

Bei der heutigen Vervollkommnung des Weltverkehrs aber entscheidet eben gar nicht mehr die Raumferne gleich einem finstern Zwingherrn über das Fernstehen der Länder unter einander, über das wechselseitige Fremdbleiben der Völker; die einst am meisten trennenden Weltmeere sind gerade die werthvollsten Vermittler zwischen den Erdfesten bis hin zu den abgelegensten Inseln geworden, machtvoll und wirkungsreich verknüpfen sich die fernsten Küsten, sobald nur deren Anwohner in wirthschaftlichen Verkehr treten, rüstig benutzend was die Menschheit erst wieder zur Einheit verband, die Seefahrt.

Erst vor hundert Jahren enthüllte uns der große James Cook das bis auf ihn nur unvollständig bekannte Dritttheil der Erdoberfläche, welches der größte der Oceane überfluthet, in seinen wahren Zügen. Sein Begleiter, Georg Forster, ist es gewesen, der durch das reizvolle Bild von dem paradiesischen Taïti und seinen glücklichen Bewohnern in den weitesten Kreisen unseres Vaterlands zuerst ein lebendigeres Interesse an tropischer Idylle wachrief; lange blieb es unter uns bei der empfindsamen, jedoch ganz unthätigen Theilnahme an diesen vermeintlichen Inseln der Seligen, nun auf einmal verlangt im Sinne des Realismus, wie er unser Zeitalter auszeichnet, ein jeder zu wissen, was man eigentlich zu halten hat von diesen Inselgruppen, in deren Häfen sich die schwarzweißrothe Flagge so heimisch machte.

Nicht alle Inseln der Südsee nennen wir Südseeinseln. Den aus tiefer See ragenden Galápagos-Archipel unter der Linie stempelt schon sein Cacteengewächs mehr zu einem Anhängsel Amerikas; was vollends im hohen Norden und am Westsaum des Stillen Meeres vom Rande des amerikanisch-asiatischen Festlandsockels insular über See steht, nur durch seichtes Gewässer von der festländischen Küste getrennt, bleibt den Landmassen zugetheilt, von denen es nur Randabgliederungen darstellt. Ebenso belassen wir Neuguinea und sein südöstliches Inselgefolge bis Neucaledonien besser bei Australien und tasten die Selbständigkeit Neuseelands nicht an, in dem wir wohl den letzten Rest eines versunkenen Festlands zu erkennen haben.

Was uns somit als Südseeinseln im engeren Sinne übrig bleibt, ist der merkwürdige allerzahlreichste Inselschwarm, der den pacifischen Tropengürtel in einem so weiten Raum durchzieht, daß Europa zweimal darin Platz haben würde. So

weit wie hier entfernen sich nirgends wieder auf Erden Inseln vom Festland. Tiefes Meer scheidet sie von allen drei umgebenden Erdtheilen, unter denen sie sich am wenigsten Amerika nähern. Könnte man ihre ungezählten Scharen mosaikartig zusammenfügen, so erhielte man noch nicht einmal eine Fläche von Baierns Größe; denn nur Hawaii und die beiden Hauptinseln der Fidschigruppe messen mehr als 100 deutsche Quadratmeilen, die vier Hauptinseln der Samoa(sámoa)-Gruppe, deren Reihe der Entfernung der Elbmündung von Stettin entspricht, zusammen kaum über 50 Quadratmeilen, die weitaus meisten der übrigen würden sich im bescheidensten Umring einer unserer Städte, viele auf einem Marktplatz mäßigen Umfangs unterbringen lassen.

Gleichwohl neigen wir dazu, dieser Inselflur noch zuversichtlicher als Neuseeland den Rang eines eigenen Welttheils zuzuerkennen. Denken wir uns nämlich Europa um 1000 m gesunken, so würden nur noch seine höchsten Gebirge oberhalb des Meeresspiegels erscheinen, in langgereihten Zügen die von Sunden durchschnittenen Alpenkämme, in kürzeren oder in bloßen Gipfelkuppen die niedrigeren Gebirgshöhen. Dann wäre Europa in eine Vielinselwelt, in ein „Polynesien" verwandelt, wie man den vermutheten Südsee-Welttheil in seinem heutigen insularen Restbestand am füglichsten, nennen mag. Vorzüglich die Korallenkalkfunde in erstaunlichen Tiefen des Großen Oceans sind es, welche dieser Anschauung von einem in letzteren wie in ein feuchtes, kühles Grab gesunkenen Festlande Stütze verleihen. Denn weil wir sicher wissen, daß riffbauende Korallen wie Milleporen und Madreporen, Asträen und Mäandrinen nur in dem lauen Gewässer dicht unter dem Ebbespiegel des Meeres zu leben vermögen, so ist der Schluß völlig zweifellos, daß die Südseeinseln, an deren unter-

seeischen Flanken sich Korallenkalk wie ein riesenhafter Steinteppich bis in Abgründe verbreitet, zu welchen kaum noch das gedämpfteste Sonnenlicht dringt, Denksteine der umfangreichsten Landversenkung darstellen, die wir kennen.

Die wenigen umfangreicheren Südseeinseln, wie die Hawaiischen im Norden, die Fidschi- und Samoagruppe oder Taïti im Süden, sind ausnahmslos Hochinseln und ebenso ausnahmslos von dunkelfarbigem, vulkanischem Gestein zusammengesetzt; die erstgenannten, mit ihrem höchsten Haupt höher als die Jungfrau im Berner Oberland emporragend, sind fortdauernd vulkanisch thätig, ununterbrochen brodelt die Lava in ihren gewaltigen Kratern auf und nieder, zischen Wasser- und Schwefeldämpfe aus dem arg zerklüfteten Felsboden; eben hier haben wir die deutlichsten Beweise vollzogener Hebung vor uns, denn über 1000 m hinauf lassen sich an den Gehängen der Vulkane Korallenriffe als ehemalige Strandlinien verfolgen, ja die Bewohner merken im Verlauf ihrer Lebenstage den Strand sich erweitern durch Aufsteigen des Landes. Die Vulkankegel der anderen erwähnten Hochinseln ruhen zwar zur Zeit, indessen ist es noch nicht lange her, daß unweit der Samoas ein vulkanischer Ausbruch im Meere selbst stattfand. Dergleichen könnte uns zu der Vermuthung führen, zu welcher Peschel neigte, es verdankten alle diese Vulkaninseln des Stillen Weltmeers unterseeischen Eruptionen ihren Ursprung. Dennoch bleibt es verstattet auch noch an die andere Möglichkeit zu denken, ob nicht die Vulkane aus dem Innern der versunkenen polynesischen Erdfeste aufgeschüttet wurden, als deren höchste Zinnen vor dem gänzlichen Verschwinden geschützt blieben und, als sie längst schon Eilande geworden, durch vulkanisches Aufstreben etwa verlorene Höhengrade von neuem erstiegen.

Daß im großen Ganzen unser Gebiet als das einer größtentheils wohl noch unter unseren Augen fortschreitenden Senkung betrachtet werden muß, duldet bei den höchst auffallenden Niveauverhältnissen der Flachinseln keinen Zweifel. Diese, an Zahl so stark überwiegend, sind nämlich fast alle gleich niedrig; kaum ein paar Meter hoch überragen sie die Fluthhöhe des Seespiegels, alle nur schmale Gebilde aus Korallenkalk und so frei von auch nur hügeligen Erhebungen ihrer Ebene wie die Hochinseln mit Ausnahme einiger Strandsäume frei sind von Tiefebene. Darwins Scharfsinn verdanken wir die Erklärung dieser über einen so ungeheuren Raum herrschenden wunderbaren Regelmäßigkeit. Weil nämlich die riffbauenden Polypenthierchen höchstens bis zu einer Meerestiefe gegen 40^{m} zu leben vermögen, konnten sie nur dadurch auf dem langsam einsinkenden Südseeboden rings um die Ufer des mehr und mehr zusammenschwindenden pacifischen Festlands ihr Dasein fristen, daß sie immer höher bauten, gleichsam immer engere Halskrausen um die zugleich niedriger und kleiner werdenden Landreste bildend; so schloß sich, wenn die Senkung beständig anhielt, jede Generation jener kleinen Riffbauer der nächst vorangegangenen in einer etwas höheren Stufe des sinkenden Abhangs an, eben um dadurch die Nähe dicht unter dem Wasserspiegel zu behaupten; die im „stillen" Meere unaufhörlich brüllende Brandung riß dabei stets Zacken und Ecken des frischen Korallenbaues ab, zermalmte sie zu Korallensand und warf mit solchem Getrümmer dünenähnliche Dämme im Bereich des weiß aufschäumenden Grenzstreifens zwischen Brandung und Riff auf. Nun verstehen wir, warum diese Koralleninseln unseren Deichbauten entfernt zu ähneln pflegen in Langerstreckung und Ebenheit ihres Scheitels, vor allem warum sie nur dort höher über dem Wogenspiel erhaben liegen,

wo eine örtliche Hebung sie ausnahmsweise betroffen hat. Bisweilen finden wir noch innerhalb der wie ein verzogener Ring zusammenschließenden Korallenkalkwälle den letzten überseeischen Rest der Landmasse erhalten, auf deren wasserbedeckten Seiten die Riffe angelegt worden; meistens jedoch ist jede Spur des tragenden Landes versunken, über der letzten Kuppe desselben steht untiefes, smaragdgrünes Gewässer mit korallinischem Grund, deutlich sich abhebend gegen das dunkle Blau der Tiefsee ringsum und nicht selten ein trefflich schützender natürlicher Hafen, eine friedliche Oase auch im aufgeregtesten Meere, mit dem die Lagune nur durch die seichten Lücken ihres Korallenkranzes verbunden ist. Denn wenig von der schematischen Uniformität der Lehrbuchszeichnung haben solche Laguneninseln oder Atolle: einen kreisrunden, lückenlosen Bau zeigen sie natürlich niemals, so gewiß der Berg, auf dessen Gipfel sie stehen, kein mathematisch genauer Kegel war; bald schmaler, bald gegen und über ein halbes Kilometer breit verlaufen die Theilinseln, und oft dutzendweise Unterbrechungen (zur Ebbezeit naturgemäß meist weniger) zerstückeln in sie den eckigen, zerdehnten Kranz des Atolls. Wagt man es für die Südseeinseln eine Summe von ungefähr 300 anzugeben, so zählt man solche Laguneninseln als Einheiten, zu denen sie ja freilich zusammengehören; es giebt aber z. B. im Marshall-Archipel ein Atoll von nicht weniger als 64 einzelnen Inseln. Heftiger Sturm macht gar leicht aus den flachen Bankinseln blinde Klippen, verkittet an anderer Stelle bisher getrennte Theilinseln oder wirft neue auf. Auch abgesehen von den äußerst langsam fortwirkenden Hebungen und Senkungen des Untergrunds ist daher die Südsee gleich einem Firmament mit sehr veränderlichen Sternen.

Ueberschauen wir auf einer Karte, welche zugleich die See-

tiefen angiebt, die Vertheilung unserer Inseln, so bemerken wir bald eine ziemlich durchgreifende Regel der Gruppirung. Bis auf die streng nordsüdliche Richtung der Marianen ordnen sie sich wesentlich in südöstlich bis ostsüdöstlich gerichtete Reihen. Auf einem mehr kreisförmigen Sockel liegt nur die Fidschigruppe; die anderen Archipele treten uns sofort entgegen als die Spitzen äußerst lang gezogener Ellipsen, wahrer Gebirgsgrate im Schoße des Meeres. Berechtigt uns der Parallelismus der Gebirgsgrate zur Aufstellung von Gebirgssystemen, so sehen wir sogar solche vor uns: die Erhebung, deren Zinnen Hervey- und Tubuai-Archipel heißen, läuft parallel derjenigen der Gesellschafts- und der Paumotugruppe; die fast ganz westöstlich auf einander folgenden Carolinen steigen doch von einer Schwellung des Seebodens auf, die derjenigen der Hawaiischen Inselgruppe ungefähr gleichläuft. Daß man nicht nur der Nahelage wegen Ralik- und Ratak-Inseln zur Marshallgruppe vereinigen darf, lehrt die Bodenerhöhung des Grundes von nirgends über 1800 m Meerestiefe, auf welcher sie sich gemeinsam erheben und auf dessen im allgemeinen südöstlicher Fortsetzung auch noch die Gilbert-, Ellice- und Samoa-Inseln belegen sind. Gebirge aber finden wir nur dann mitten im Meere, wenn Festlandmassen in dasselbe einsanken; aus dem Ocean selbst wachsen unseres Wissens niemals Gebirgskämme frei hervor. Darum dürfen wir in jenen Spuren weithin sich erstreckender Gebirge, welche ein amerikanischer Forscher nicht allzu kühn mit den Cordilleren der Neuen Welt verglich, sichere Beweise eines vormals die Südsee größtentheils erfüllenden Festlands erkennen, dessen Ausdehnung gen Nord und Süd uns freilich verborgen bleibt, da in höheren, außertropischen Breiten selbst das Oberflächengewässer des Meeres nicht mehr die Minimalwärme von 23° C. einhält, welche nach Dana die

riffbauenden Korallen fordern. Nur einige einsame Hochinseln, wie die Osterinsel und Sala y Gomez, reichen noch etwas in die kühlere Meeresfläche hinaus; der Hauptbestand des Inselwelttheils Polynesien muß zwischen den Wendekreisen liegen, so will es das Wärmebedürfniß seiner kleinen, rastlos schaffenden Erbauer und Erhalter.

Es wäre eine große Thorheit, aus dieser Lage in der „heißen Zone" die Unzuträglichkeit des Klimas der Südseeinseln für Europäer folgern zu wollen. Die Wahrheit ist, daß diese Inselwelt von einer ewigen Sommerluft eingehüllt wird, der Hitzeausschreitungen über die in unserem deutschen Hochsommer erreichten Temperatur-Maxima ganz fremd sind. Nahe bei 25° C. hält sich dort fast überall die Mittelwärme, und nur um ein paar Grade unterscheidet sich der kälteste von dem wärmsten Monat, Nacht von Tag; der Deutsche leistet erfahrungsmäßig unter diesem Himmel selbst zur heißesten Mittagsstunde anstrengende körperliche Arbeit ohne Schaden zu nehmen an seiner Gesundheit. Auf den Samoas z. B. kennt man keine höhere Schattentemperatur als 33.8° C. d. h. 27° R., während man in Deutschland schon oft an schwülen Julitagen beträchtlich höhere gemessen hat. Die Samoas sind ein treffliches Beispiel, wie solche Tropeneilande, umspült von einem ununterbrochen lauwarmen Meere und gefächelt vom Passatwind sich der denkbar gleichmäßigsten Wärme erfreuen: der oceanischen, im Bereich der Südseeinseln noch nicht zu ½ Tausendstel von Land unterbrochenen Grundfläche, die hier kaum um 2° im Wechsel der Jahreszeiten von ihrer 28.8° C. betragenden Mitteltemperatur abweicht, entnimmt die Südseeluft auch auf den Samoas wesentlich ihre Wärme; sie steht daher im Jahresmittel genau 2° niedriger als die Oberflächenwärme des Meeres (also auf 26.8°), erreicht letztere nicht einmal im Sommer-

mittel (= 28.1°) und bleibt bei dem zur Winterzeit am anhaltendsten aus den kühleren Breiten herwehenden Südostpassat um mehr als 3° hinter ihr zurück (Wintermittel = 25.5°).

Allerdings empfindet der Europäer die Hitze einer vom wolkenlosen Morgenhimmel bereits so brennend herniederscheinenden Sonne anfangs gar nicht zu seinem Behagen; doch wenn das Tagesgestirn die dunklen Felsmassen um Mittag fast oder ganz aus dem Zenith trifft und sie erglühen macht, wo kein Schattendach sie schirmt, da setzt regelmäßig die kühlende Seebrise um so frischer ein. Bald macht man es den Eingeborenen nach in der Benutzung der allerwärts lockenden Badegelegenheit, sei es am Seestrand, sei es im kühleren Fluß; und wohl nur die auch bei Nacht in manchem Monat kaum abgeschwächt fortdauernde Wärme möchte uns angreifen, in ihr wird die mitunter verspürte Neigung zur Dysenterie begründet sein. Reichlich dienen zur Abkühlung die Regen, und auf den Hochinseln wenigstens ist kein Mangel an ihnen. Da hat man wohl auf den Fidschis an einem einzigen Sommertag so viel Niederschlag gehabt als in Prag das ganze Jahr über. Aehnliche Ergüsse von echt tropischer Fülle kommen auch auf den Samoas vor (wo man selbst an der Küste schon bis zu 2.7 m Regenhöhe in einem Jahrgang beobachtet hat) und gleichfalls stets zur heißesten Zeit des Jahres, wenn die erhitzten Inselfelsen von den verschiedensten Seiten die Luft anziehen, der warmfeuchte Nordwest den kühleren Passat ablöst, alles Eisen rostet, kein Phosphor-Streichholz mehr zünden will und die meist nächtlichen Gewitter losbrechen. Die Thatsache der hauptsächlich bei nächtlicher Weile erfolgenden Gewitter weist an sich schon die Annahme zurück, als hätten wir es hier mit den eigentlichen Zenithalregen der Tropen zu thun, welche sich über der höchsterhitzten Landfläche regelmäßig nachmittäglich

unter Elektricitätsentladung ergießen. Vollends ein äquatornaher Kalmengürtel mit stetigen Tropenergüssen kann da nicht gedacht werden, wo wie hier in beiderseitiger Umgebung der Linie (von den Meridianen der Fidschi- bis zu denen der Gesellschaftsinseln) eine ganze Anzahl kleiner Flachinseln mit Guanodecke die äußerste Regenarmuth verräth. So schlimm wie auf ihnen, über deren heißem Scheitel man vom Meere heranrückende Regenschauer sich bisweilen förmlich zerspalten sieht, ohne daß der dürstende Boden nur einen Tropfen erhielte, — so schlimm ist es auf den größeren, zusammengescharten Flachinseln nicht, in welche sich des öfteren ja auch hohe Eilande einmischen. Indessen die schlimmste Noth für alle im tiefsten Niveau verharrenden Koralleninseln ist und bleibt doch die Dürre, die glücklicher Weise in der Regel zur sommerlichen Zeit des höchsten Sonnenstandes durch häufige und kräftige Regen verbannt wird, immerhin aber droht, weil der herrschende Passatwind seiner Natur nach ausschließlich dann Regen zu spenden vermag, wenn eine besondere Abkühlungsursache auf ihn wirkt. Diese ist eben allein den ragenden Vulkaninseln zur Genüge beschert, denn an ihnen verdichtet die ihre Gehänge erklimmende Luft die mitgeführte Feuchtigkeit; namentlich auf ihren obersten Höhen sind sie darum dicht bewaldet, Wald zieht sich auf der Windseite, die also stets eine mehr oder weniger östliche sein muß, wohl noch bis herab an's Gestade, nur die Leeseite deckt mitunter Savane mit bloß vereinzelten Bäumen.

Die organische Schöpfung zeigt auf den Südseeinseln, entsprechend der geschilderten Entstehungsweise letzterer, nicht in jeder Hinsicht die üppige Fülle und Mannigfaltigkeit, die man bei uns jedem Tropenland zuzumuthen pflegt. Ehe der Mensch den Hund und das Schwein hinbrachte, gab es von Säuge-

thieren daselbst nichts als wenige Fledermausarten, im ganzen Südosten jenseit der Samoas fehlten selbst diese. Wie die Römer einst die Elephanten des Pyrrhus, für die ihre Sprache keinen Namen hatte, nach den lucanischen Ochsen nannten, den größten ihnen bekannten Thieren, so diente den Südseeinsulanern ihr Wort für Schwein, um die noch nie vorher gesehenen Thiere zu bezeichnen, welche die europäischen Seefahrer vor ihren erstaunten Blicken ausschifften; da war ihnen die Ziege „das Schwein mit den Zähnen auf der Stirn", das Pferd gar ein „Reitschwein". Vögel und Insecten mit sehr ausdauerndem Flugvermögen haben sich wohl von den entlegenen Festlanden auf die einsamsten Inseln dieser Wasserödе verbreitet, doch ist die Insectenfauna nicht reich, und unter der Vogelwelt giebt es auffallend viele allein hier lebende Formen. Eidechsen, deren Eier im stromhaft bewegten Meere Hunderte von Meilen schwimmen können ohne zu verderben, finden sich allerwegen; bei ihrer bekannten Fähigkeit Dürre zu ertragen, sieht man sie in Menge selbst auf den jüngstgeborenen Koralleninseln über den heißen Sand huschen. Frösche dagegen, deren Laich im Meere verkommt, sind bisher nur auf den Fidschis gefunden, natürlich ganz so endemisch wie die 300 Arten der Achatinella-Gattung, kleine dunkelhäusige Schnecken, die nirgends auf Erden vorkommen als auf den Hawaiischen Inseln.

Die Pflanzen bestätigen es uns am deutlichsten, daß wir hier Höhenreste eines uralten, vor Entfaltung des Säugethiertypus, also wohl lange schon vor der Tertiärzeit in die Fluthen gesunkenen Welttheils vor uns haben. Denn auf den Fidschiinseln zählt man 50, auf den Hawaiischen mehr denn 60% endemische Blüthengewächse. Sollen wir uns der Anschauung vertrauen, diese Inselgruppen seien Seegeburten von so hohem

Alter, daß im Lauf der Jahrtausende Gesäme aus allen Fernen ihnen zugeflogen und zugeschwommen, die sie liefernden Mutterpflanzen aber in demselben langen Zeitraum bei dem neuerungslustigen Gewandwechsel der sprossenden Erde allmählich überall an ihren alten Standorten ausgestorben wären? Oder sollte jemand sogar noch in unseren Tagen an das Wunder eines Entstehens unzähliger Pflanzen und Thiere auf nackt dem pacifischen Naß entstiegenen Vulkanhäuptern ohne Mutterwesen glauben? Viel einfacher und naturgemäßer dünkt uns im Zusammenhalt mit den erwähnten Spuren eingesunkener mächtig ausgedehnter Gebirge die Erklärung, welche in den endemischen Gewächsen und Thieren wesentlich das letzthinterbliebene Erbstück der Lebenswelt des dereinstigen pacifischen Festlands erblickt. Geschenkt wurde aber sicher auch mancherlei von den benachbarten Gestadeländern, besonders durch die Meeresströme, welche Polynesien dazu so hülfreich durchziehen, nicht nur durch die große äquatoriale Strömung von Amerika her, sondern auch durch die ostwärts ziehenden Gegenströme, die asiatische Pflanzensamen herbeiführten, und durch vielfache Windtriften, die nach allen Seiten den Austausch vermitteln, sobald zur Zeit der zenithständigen Sonne der Luftstrom die verschiedensten Striche der Windrose durchläuft. So begründen sich auch die korallinischen Flacheilande dank solchen Brosamen, die zumal von der reichen Tafel der großen Continente abfielen. Die an der Westküste des tropischen Amerika ureinheimische Kokospalme ließ ihre mächtige, so günstig in dicke Faserhülle geborgene Nuß auf Meeresrücken hinübertragen durch die polynesische Inselflur bis nach dem Indischen Ocean; sie schmückt nun den Strand der Hochinseln so gut wie die in ihrer Flora so viel einförmigeren Flachinseln, die dem Seefahrer allein durch ihre Federbüsche auf dem schlanken glatten Stamm

der segensreichen Palme in die Ferne sichtbar werden. Was für die Oasen der nordafrikanisch-arabischen Wüste die Dattelpalme, das ist für die Südsee die Kokos; sie wiegt sich wohlgefällig in der Meeresluft, sie biegt sich ohne zu brechen im wildesten Sturm, und wenn ihr dieser die herrlichen Fiederblätter bis auf das letzte vom Schopf reißen sollte — sie hebt sich wieder empor, um aus lebensfrischer Gipfelknospe wieder einen neuen Blätterbusch zu treiben, aus dessen Grund die Blüthenrispen, die reichen Fruchtstände erwachsen. Größer als mit Amerika ist die Uebereinstimmung der Flora mit Asien, von wo auch alle durch die Eingeborenen heimisch gemachten Kulturgewächse stammen.

Hat man die tosende Brandung, die etwa am Außenriff sich bricht, im Rücken und ist durch eine der Rifflücken in die ruhige grünliche Flachsee eingefahren, wo die Krystallklarheit des Wassers das muntere Spiel meist prächtig buntfarbiger Fische bis auf den Korallengrund gewahren läßt, so kommt einem wohl das wunderbare Gewüchs der Mangroven vom Inselrand bis in die See gleichsam entgegen, denn immer auf dem neutralen Gebiet zwischen Land und Meer wachsen diese auf Luftwurzelgestellen ruhenden, Luftwurzeln aus den Zweigen schlagenden Bäume, zur Fluthzeit vom Wasser umspült, während der Ebbe stelzfüßig im Schlick sich erhebend, wo Krabben und Krebse auf kleineres Gethier Jagd machen. Dahinter aber breitet sich waldige Gegend. Den Flachinseln fehlt freilich jeglicher Bach, auf den bergigen Inseln hingegen springen in Silber-Cascaden rauschende Gewässer hernieder von den Felsen, kühl erhalten selbst zur heißesten Stunde durch die Ueberwölbung mit dichtestem Waldlaub. Da fehlt nicht das Gewinde der Schlingpflanzen von Baum zu Baum, der eigenartige Schmuck der auf den Baumstämmen wachsenden

Farne und Orchideen; Palmen ragen aus der Fülle der niederen Bäume und Sträucher, ihnen ähnlich die Baumfarne mit ihrem zierlichen Fiederblattschirm, noch bis in's hohe Gebirge begleitet von gewaltigen Bambusgräsern und jener Mitgift aller feuchten Tropenlande, der Banane, deren breites Schaufelblatt in der schründigen Steilschlucht vor der Zerfetzung geschützt ist. Längst auch wurde der Romantik dieser Wildniß der holdere Abglanz menschlicher Anbauthätigkeit eingefügt, die hier nicht so wie bei uns die Landschaft ernüchtert: mit hellerem Grün schimmern einzelne Kulturflecke durch die Waldung, wo Bananen und Zuckerrohr die Hütten umgiebt, das Dunkelgrün der sparrig veräftelten Pandangs mit ihren endständigen Schilfblattbüscheln, duftigen Blüthen und ananasartigen Früchten übertönt wird von den lichtgrünen, lindenähnlichen Laubkronen des großblättrigen Uru, den wir den Brotfruchtbaum nennen. Vollends wie ein Garten ist stellenweise der Uersaum bestellt, wo er sich flach an die Berggehänge lehnt, von denen das Wasser in immer vollen Adern niederkommt; in künstlichen Aufstauungen wird da der Taro gebaut, die ihres mehlreichen Wurzelstocks wie ihres schmackhaften Blattwerks halber geschätzte Aroidee, dazu die feldmäßig gepflegten Yams und Bataten, während auch hier, freilich nicht unzerfetzt, die Fruchtstaude der Banane ihren palmenähnlichen Blattschopf erhebt, Kokos, Pandang und Uru das bebaute Land dem noch wenig berührten Gebirgswald dahinter verwandt macht.

Wer nun bewohnte diese Inseln zuerst? Am frühesten scheinen Inselgruppen des Südwestens von dem australischen Archipel her bevölkert worden zu sein, also durch Papûas, wie die Malaien die Rasse nannten, welche in ziemlich dichten Scharen Neuguinea, Neubritannien und Neuirland, die Salomonen, Neuen Hebriden und Neucaledonien inne hat. „Kraus-

köpfe" (malaiisch papuwa) wurden diese dunkel kupferfarbigen bis braunschwarzen*) Menschen genannt nach der oft wollsackartig aufgekämmten Haarkrone, in der sie sich gefallen. Noch heute bewohnen sie in einer ungefähren Kopfzahl von 116,000 die Fidschi-Gruppe, wo sie jüngst erst unter Englands Einfluß ihren Gelüsten nach Menschenfresserei entsagen mußten; im übrigen schreiben unparteiische Beobachter gerade dieser Rasse keine üblen Anlagen des Geistes und Charakters zu: sie sind seit unvordenklichen Zeiten die einzigen Töpfer der Südseeinseln gewesen, pflegten hölzernes Geräth und Fahrzeuge mit kunstsinniger Schnitzarbeit zu versehen, neugierig und erwerbslustig gern Tauschhandel anzuknüpfen, seit sich europäische Schiffe mit so vielerlei verlockender Waare in ihren Gewässern zeigten, verharrten aber wie bei ihrem angestammten Wahnglauben, worin gewiß auch ihr Kannibalismus wurzelte, so bei der alten Sitte der Väter, die mehrfach an das spartanische Zusammenleben der Waffengenossen im Gemeinde-Manneshaus unter Ausschluß von Weib und Kind gemahnt, und bei Einzelbesitz eines jeden am Grund und Boden keine Adelskaste kennt.

Auf den Marianen, den Palau- und Carolinen-Inseln, dem Marshall- und Gilbert-Archipel begegnen merkwürdiger Weise diese papuanischen Gesellschaftseinrichtungen zusammen mit strengem Ständeunterschied, wie er sonst nur den übrigen Südseeinsulanern, den Polynesiern im engeren Sinn, eigenthümlich ist, ja mit solcher Härte bisweilen, daß besitzlose Plebejer nicht mehr als drei Kinder haben dürfen und das Recht der Polygamie den Land zu eigen besitzenden Edlen und

*) Nach dieser Hautfarbe hat man mit einer etwas kühnen Wortbildung die papuanischen Inseln als „Schwarzinselwelt" (Melanesien) zusammengefaßt.

den Fürsten überlassen müssen. Man hat diese Insulaner nach der durchgängigen Kleinheit ihrer überwiegend korallinischen (daher im ganzen ärmeren) Inseln als Mikronesier bezeichnet und darf sie wohl, zumal das Kraushaar sowie die papuanische schmal aus dem Gesicht hervortretende, mitunter selbst etwas gebogene Nase bei ihnen vorkommt, für Mischlinge papuanisch-polynesischer Abkunft halten.

Die papuanischen Profile wechseln bereits in Mikronesien mit der breiten polynesischen Plattnase, die allem Anschein nach nebst dem schlichten polynesischen Haar dort sogar stark vorwiegt, ja theilweise alleinherrscht; jedoch sprachlich tragen die Mikronesier noch alle ein weit mehr papuanisches Gepräge, denn sie häufen harte Consonanten, lassen die Worte vielfach consonantisch auslauten und sind unter einander mundartlich so stark zerklüftet, daß ein West-Mikronesier von Yap einen Ost-Mikronesier von Ebon z. B. kaum verstehen kann. Sobald man jedoch in die ferneren Archipele gen Südost und Nordost gelangt, hört man bis hin zur Osterinsel und nach Hawaii eine dem Ohr viel wohlgefälligere, italienisch vocalreiche, besonders in Vocale ausklingende Sprache: man befindet sich im Gebiet des eigentlichen Polynesischen. Hunderte von Meilen können wir dort das Inselmeer durchsegeln und doch von Gruppe zu Gruppe uns desselben Dolmetschers bedienen; vor der neuzeitlichen Ausbreitung der seefahrenden Nationen Europas hat es überhaupt keine Sprache auf Erden gegeben, die mit so geringen dialektischen Abweichungen durch einen so weit umgrenzten Raum geredet worden wäre wie die polynesische. Als Probe des Wohllauts dieser Sprache kann uns der samoanische Text des Vertrags zwischen dem Deutschen Reich und Samoa von 1879 dienen; gleich in seinen Eingangsworten fühlt man die Anschmiegung an das weichere Idiom, indem aus „Kaiser"

Kaisa gebildet werden mußte, und wie melodisch bemerken wir die häßlichen englischen Wortklänge von Germany und Prussia im Munde der Samoaner (der weder ein dsch noch ein r hervorbringt) auferstanden, wenn wir „Kaiser von Deutschland, König von Preußen" übertragen sehen mit Kaisa o Siamani, Tupu o Polusia!

Die Polynesier bilden eine geographische Varietät der malaiischen Rasse wie die Nordamerikaner eine solche der europäischen. Wir kennen die Heimat der Malaien in Südost-Asien; von hier mögen die Vorfahren der Polynesier, die mit den braunhäutigen Bewohnern Malakas und des malaiischen Archipels unserer Tage noch sprachlich und körperlich nahe verwandt erscheinen, in frühen, jedenfalls vorchristlichen Zeiten gen Osten ausgeschwärmt sein auf ihren leicht beweglichen Booten. Jenseit der papuanischen Inselwelt trafen sie lauter unbewohnte, von Menschen kaum je berührte Eilande; kein Wunder, daß sie immer kühner in's unendliche Meer hinausfuhren, denn fast jede Insel war ja wie der gedeckte Tisch im Märchen, und so vollendeten sie von den Samoas als Ausstrahlungsstätte — nachdem sie, wie Ortsnamen-Anklänge von Hawaii bis Neuseeland beweisen, längere Zeit da noch vereint gewohnt hatten — während des Mittelalters die größte Völkerwanderung zur See, welche bis auf sie jemals vollbracht worden. Sprache, Sitten und religiöse Vorstellungen weisen gleichmäßig auf noch nicht sehr lange Getrenntheit in die einzelnen Völker der verschiedenen Inselgruppen hin, die doch andrerseits, als wir sie kennen lernten, schon Jahrhunderte ihr Sonderleben in engerem Kreise geführt hatten, wie so manche dabei entwickelte Eigenthümlichkeit andeutet. Hatten doch inzwischen die Hawaiier den nur in ihrer nunmehrigen Heimat großartigster Vulkanthätigkeit möglichen

poetischen Mythus erschaffen von der Göttin Pele, welche die Lavaströme in ihrem furchtbaren Zorn über die Wohnstätten der Menschen ergießt, Feuer all ihre Wege zeichnen läßt, bis sie wieder einkehrt in ihren riesenhoch durch die Wolken ragenden Palast, den allein in der Südsee auf seiner höchsten Höhe Schneefall kennenden „weißen Berg", wo die Wolkenhalterin, ihre Schwester, die wallenden Wolkenschleier stets von neuem webt, um den heißen Busen der Pele zu kühlen.

Körperlich zählen die Polynesier zu den schönsten Menschen; versichert doch der weitgereiste Ferdinand v. Hochstetter nirgends so viel wohlgestaltete Männer und Frauen gesehen zu haben als auf den Tonga-Inseln. Männer von 2 m Höhe sind keine Seltenheit; wo die Nahrungsverhältnisse nicht wie auf so mancher Flachinsel mitunter kümmerlich ausfallen, sieht man herrliche athletische Gestalten von vorzüglicher Muskulatur. Das Braun der Haut lichtet sich bisweilen zum Bronzeton, das schöne schwarze Haar neigt zu anmuthigem Lockenfall, das große dunkle Auge funkelt Feuer und verräth Geist. Den geschmeidigen Frauen und Mädchen ist nur ein etwas kurzer Hals eigen; indessen sie selbst finden das (nach dem treffenden Satz unseres Humboldt über die Selbstbespiegelung aller Völker) gerade recht hübsch und schelten jede Engländerin einen Langhals.

Daheim in Asien sind die Malaien ein verschlossenes, in sich gekehrtes Geschlecht von Menschen. Hier im lustigen Wogengetümmel des freiesten der Oceane, wo Land und Meer so oft mit einander wetteifern, dem Menschen ein sorgenfreies Daheim zu bereiten, lebt — wenn ihm nicht eine gar zu dürftige Scholle korallinischen Erdreichs zum Loos gefallen — der polynesische Malaie ein Leben voller Lust und Freude, nicht unverwandt dem der alten Jonier an der ägäischen See.

Geschickt wie einer zimmert er sich seine schlanken Segelfahrzeuge und versieht sie gegen das Umschlagen mit dem Ausleger; kentert trotzdem das Boot oder gilt es, dasselbe durch die enge Fahrgasse des Riffs zu befördern, wozu Ruder und Segel nicht ausreichen, so ist er mit den Gefährten alsbald im Wasser hurtig dabei alles in Schick zu bringen. Das Wasser ist mehr sein Element als das Land; Fische und Schildkröten, Krebse und Muscheln geben ihm hauptsächlich die animalische Kost; schwimmen lernen die Kinder eher wie laufen, den Säugling im Arm vertraut sich furchtlos die Mutter den Wellen, mit Gejauchz die Haie scheuchend schwimmen ganze Gesellschaften in die hohe See, bis ins Greisenalter vergnügen sich beide Geschlechter in wagehalsigen Wasserkünsten, so die Hawaiier im akrobatenhaften Hinauf- und Hinabschweben mit den fast haushoch sich bäumenden Brandungswogen auf schmalem schwarzen Schwimmbrett; und auch das Tauchen ist ihnen geographisch anerzogen wie den Griechen unserer Tage durch die Schwammausbeute ihres Meeres: wo nämlich die echte Perlmuschel ihre Bänke mit schillernden Gehäusen baut, nur da sind die Südseeinsulaner Meister im Tauchen, Polynesier sogut wie Fidschi-Leute. Zu säen brauchen diese glücklichen Menschen nicht, sie ernten auch auf dem Lande ohne vieler Arbeit zu benöthigen. Außer auf den Marianen, wo Reis gebaut wurde, fanden die Entdecker nirgends Getreide; wächst doch das Brot an den köstlichen Uru-Bäumen, von denen je drei einen Mann Jahr aus Jahr ein allein ernähren können: acht Monate, so lange die Zweige sich beugen unter der Last der nach einander folgenden Früchte, bricht man die noch nicht voll ausgereiften großen Kugelfrüchte, um sie in Scheiben geschnitten zwischen heißen Steinen zu backen, daß sie wie Weißbrot schmecken, die vier übrigen Monate genießt man die in

saure Gährung übergegangene Fruchtmasse, nachdem man den Bedarf aus der Erdgrube ausgestochen und zu einer Art Pumpernickel verbacken hat. Auf den quellenlosen Flachinseln bietet beim Austrocknen der letzten Cisterne im Korallenkalk die Kokospalme in ihrem stets kühlen Nußinnern, ehe es den fertigen Kern birgt, eine vegetabilische Quelle, die reife Nuß giebt außer Nahrung das überall vielbenutzte Salböl; Ananas wachsen fast wie bei uns die Rüben, und wo, wie zumeist auf den Hochinseln, tiefgründiger Verwitterungsboden vulkanischen Gesteins reich benetzt wird, hat man der labenden Pandang- und Bananenfrüchte die Menge; Taro und Yams beinahe allein fordern von Hoch- und Flachinsulanern einige Anbaubemühung. Frische Blumen mag man sich alle Tage aus dem Wald brechen, das Lockenhaar zu schmücken; begnügt man sich nicht mit der Blätterschürze oder dem Lendengürtel aus Kokosbast, so greift man doch nicht zu der hier wildwachsenden Baumwollstaude, um zu spinnen und zu weben, nein ohne solche Mühsal zu fordern liefert die Bastrinde des Papiermaulbeerbaums schönsten Stoff (sogenannte Tapa) zu einer weiten, luftigen Faltentoga, der man mit zierlich gemusterten Holzplatten und dem Saft des gleichfalls wildwachsenden Kukuibaums allerhand hübsche farbige Figuren aufzudrucken pflegt. Die kastanienartigen Früchte des Kukui dienen wieder geröstet als gute Zukost, oder man reiht sie an die Rippe eines Kokosblatts und hat sich damit die billigste Beleuchtung für den Abend beschafft, denn einmal entzündet ergreift die Flamme der oberen Nuß erlöschend immer die ihr folgende. Mit Topfbereitung mochte man sich nicht befassen, auch versagten rein korallinische Eilande hierzu ebenso den Stoff wie kaum irgend eine der Inseln Metall gewährt hätte zu Werkzeugen und Waffen, auch wenn berg- und hüttenmännische Kenntniß vorhanden gewesen wäre. Eisenhartes

Holz aber hatte man genug zu Keule und Speer, Muschelschärfen ersetzten das Messer, scharfgewetzte Steine das Beileisen. Den Schweine- oder Hundebraten zum Festmahl schmorte man sich zwischen glühenden Steinen unter Blätterdecke, das Bananenblatt diente zum sauberen Auftischen auf platter Erde; härteres Blattwerk deckte die Hütte, die stets leicht aufzurichten war, wo der unschätzbare Bambus sich darbot. Aus ihm fertigte man wohl auch Geräth, soweit nicht Flaschenkürbis und Kokosschale oder ein natürlicher Flachbecher aus Schildkrot dem Zwecke besser entsprach.

Man sieht, es ist kein „Erz- und Eisenalter" nöthig, um in solchem Eden irdische Glückseligkeit zu schaffen. Und auch das ist durch die Kulturgeschichte Polynesiens bezeugt, daß Freiheit von Nahrungssorgen des Menschen Geist zu froher Bethätigung seiner Kräfte zu entfesseln vermag. Tanz- und sangeslustig fand man die fröhlichen braunen Insulaner überall, reich war zumal der Liederschatz auf den Marquesas- und Hawaiischen Inseln, die Taïtier glänzten durch ihre Beredsamkeit, wie noch heute samoanische Häuptlinge in den Versammlungen ihres Volks trefflich zu reden wissen, der Bund der Areoï auf Taïti pflegte sogar, von Ort zu Ort ziehend, dramatische Kunst, noch Darwin erfreute sich dort der Stegreifdichtung junger Mädchen im Wechselgesang beim Flackern der abendlichen Freudenfeuer, welche muntre Kinderscharen umspielten. Die Ortskunde dieser Schiffervölker hat sich auf eigenen Füßen bis zur Darstellung von Landkarten ihrer Archipele aus Stäbchen und Steinchen entfaltet. Den auch ihnen anhaftenden Hang zum Kannibalismus hatten sie bereits vor der Predigt des Christenthums überwinden gelernt, die Bevorzugung des Hundefleisches ist vielleicht der letzte Nachklang der unnatürlichen Sucht, wie ja auch die anthro-

pophagen Njamnjam Afrikas wesentlich Hundeesser sind. Was man aber nirgends bei den Südseeinsulanern zu rühmen fand, das war Sittenstrenge und stetige Arbeit. Man lebte in den blauen Tag hinein und fröhnte den Lastern, die im Gefolge der Trägheit ziehen. Selbst wo alljährlich an kargen Flachinselstranden zu gewissen Monaten der Fischfang versagt, haben die Eingeborenen noch heute nicht gelernt für Vorrath zur rechten Zeit zu sorgen; sie hungern dann lieber. Von Mein und Dein hatten die Polynesier nie einen ernsteren Begriff; auch der Taïtier schuf sich einen Hermes Namens Hiro als Beschützer des Diebstahls, und für recht anspruchslos muß er den gütigen Helfer gehalten haben, wenn er sich dadurch mit ihm abfand, daß er ihm vom gestohlenen Schwein ein Schwanzendchen opferte. Der Gemeine hatte ja kein wahres Eigenthum; die Gastlichkeit wurde aufs äußerste mitunter in Anspruch genommen; es kam vor, daß man nach Bestellung seines Yamsfeldes mit Weib und Kind zu den Nachbarn auf Besuch ging für mehrere Monate; um so weniger dachte man an Erwerb, wo jedem eigentlich alles oder auch, war er kein Adliger, nichts gehörte, denn der Vornehme, der für sich allein auch das Vorrecht der Seelenunsterblichkeit in Anspruch nahm, konnte ohne weiteres die Taroknollen aus dem Gartenland hinter der plebejischen Hütte ausgraben, die Früchte von den Bäumen brechen oder die Matte heischen, welche die kunstfertige Unterthanenfrau soeben vollendet. Nicht die sehr unblutigen kleinen Fehden, die sie unter einander gewohnheitsmäßig führten, sondern zweierlei Ruchlosigkeit hielt die Zahl der polynesischen Insulaner in engeren Grenzen: unnatürliche Wollust neben Fruchtabtreiben und der völlig gewissenlos getriebene Kindermord. Die letztere Unsitte, besonders gegen neugeborene Mädchen geübt (so daß Ellis in den zwanziger

Jahren das Zahlenverhältniß der weiblichen zur männlichen Bevölkerung stellenweise wie 3:4 fand), hat das Christenthum ausgerottet; die erstere wirkt offenbar noch vielfach weiter.

Eine düstere Wahrheit schleuderte einst eine Pelepriesterin dem edlen Ellis in's Gesicht, da sie sagte: „Meine Göttin hat mit all ihren Lavaströmen nicht so viel Unheil über diese Menschen gebracht als ihr Weißen mit eurem Feuerwasser und mit euren Krankheiten!" Außer Matrosen-Rohheit und jener händlerischen Selbstsucht, der es nicht beikommt in dem Farbigen den Menschen zu achten, hat leider mit den eben berührten Lastern das unvermeidliche Verhängniß der steten Zunahme der Krankheiten beim Ansässigwerden unserer Rasse inmitten solcher Naturvölker Tausende und aber Tausende der nichts Böses ahnenden, freundlich die Fremden aufnehmenden Insulaner im Lauf dieses Jahrhunderts dahingerafft. Räthselhaft griffen häufig durch den Verkehr mit Europäern Lungenkrankheiten um sich, anderwärts verheerten die Pocken; gleich nach der englischen Besitzergreifung starben 1875 ungefähr 40,000 Fidschianer an den Masern und viele der Ueberlebenden verfielen dem Lungensiechthum; auf dem Hawaiischen Archipel scheint die dort am vollständigsten und ziemlich unvermittelt vollzogene Annahme unserer Kleidungsmode durch plötzliche Hinderung der gewohnten Hautausdünstung Fieber und Rheumatismen verbreitet zu haben, wenn jedoch dort ganze Dörfer gegenwärtig des Kindersegens völlig entbehren, so blicken wieder alte Sünden durch. Trotz der zahlreichen Einwanderung aus Nordamerika und China ist bei derartiger Minderung der zu Cooks Zeit nach Hunderttausenden zählenden Eingeborenenzahl die Volksmenge der Hawaiischen Inselgruppe unter die Hälfte derjenigen der Fidschis gesunken. Dadurch hauptsächlich ist es zu erklären, daß die Gesammtbewohnerschaft

der polynesischen Südsee gegenwärtig sich nur auf etwa 183,000 veranschlagen läßt, wozu sich noch nahezu 80,000 Mikronesier gesellen. Im ganzen ist die auf das Stille Weltmeer getaufte Inselschar also in der That zur Zeit nur schwach bevölkert; bei gleichmäßig gedachter Vertheilung ihrer 380,400 Bewohner (wobei wir die 118,000 Fidschi-Bewohner, Einheimische und Ansiedler, natürlich mitzählen) würden nur 312 auf je eine deutsche Quadratmeile entfallen, gegenüber 4400 im Deutschen Reich! Dichter bevölkert sind in der Regel die flachen Inseln, da sie trotz ihres oft wenig ergiebigen Bodens den Pflanzungen durchaus offen liegen, während die Schrofen der vulkanischen Inseln die Siedelungen meistens auf den Uferring beschränken, das große Hawaii z. B. freilich auch auf den Lava- und Aschenfeldern seines höchstgelegenen Inneren nur Viehzucht gestattet. Die Tonga-Gruppe in nächster Nachbarschaft der Samoas, welche die Vorzüge der Flachinseln mit gutem Boden und genügendem Niederschlag verbindet, dürfte gegenwärtig der relativ bevölkertste aller Südsee-Archipele sein, da seine 19 Quadratmeilen mindestens 20,000 Menschen ernähren; und auch auf Jaluit, dem wichtigsten, indessen kaum über 1 Quadratmeile messenden Atoll der Ralik-Reihe, zählte jüngst unser Konsul Hernsheim 1006 Seelen. Kaum über $^1/_4$ solcher Dichtigkeit darf man den Hochinseln im Mittel beimessen. Zwar die Samoas, mit ihren 36,800 Bewohnern der volkreichste Südsee-Archipel nächst dem von Fidschi und Hawaii, weist eine Mitteldichtigkeit von 670 auf die deutsche Geviertmeile auf, Taïti dagegen hat beispielshalber bei einer unser Rügen noch etwas übertreffenden Größe nicht wie dieses 45,400, sondern nur 9,100 Bewohner. Kurz gerade die an Zahl sehr zurückstehenden, aber an Umfang über $^2/_3$ des Südseeinsel-Areals ausmachenden Hochinseln sind noch fähig zu einer starken Volksvermehrung.

Nur durch ansehnliche Bereicherung der Arbeitskräfte wird man die verborgenen Schätze auch dieser Tropenlande heben und der Welt nutzbar machen können. Es sind keine Schätze edlen Metalls, die dort im Verborgenen glänzen, trügerischen, sicher sich erschöpfenden Gewinn verheißend; nein es locken die stets sich erneuernden im leuchtenden Tropensonnenschein zu erntenden Gaben der Flora. Ueppig spendet diese schon von selbst, ohne daß sich der Eingeborene gemüßigt sähe das Köstliche nur überall zu sammeln; weit reichlicher, weit mehr zu der Menschheit Nutz und Frommen wird sie jedoch spenden, wenn man unter verständiger Berechnung mit Hülfe vieler fleißiger Hände den üppigen Wachsthumsdrang nach nützlichen Zielen leitet. Darin liegt die Zukunft des Welthandels mit der Südsee, hoffentlich auch des deutschen.

2. Der deutsche Südseehandel.

In der überhaupt noch kaum hundertjährigen Geschichte der dauernden Handelsbeziehungen kultivirter Völker zu den Inseln der Südsee ist das Hervorragen der Deutschen vor allen übrigen Nationen der jüngste Umschwung, der sich kurz vor der Mitte unseres Jahrhunderts einzuleiten begann und erst gegen Ende der sechziger Jahre zur vollendeten Thatsache wurde. Wenigstens bei den Hauptphasen dieser bedeutungsvollen Entwicklung, die, wenn glücklich fortgesetzt, dem Wohlstande unseres Vaterlandes und seinem Ansehen auf Erden so außerordentlich förderlam zu werden verspricht, wollen wir an der Hand gut beglaubigter Quellen*) verweilen.

*) Außer auf völlig zuverlässige persönliche Mittheilungen stützt sich das Folgende selbstverständlich ganz überwiegend auf die amtliche Zusammenstellung der „Verträge und Uebereinkünfte des Deutschen Reichs mit den Samoa-Inseln und anderen unabhängigen Inselgruppen der

Der gewöhnliche Tauschhandel, den die Seefahrer zum Erwerb der nöthigen Nahrungsmittel anknüpften, war auch in diesem fernen Weltmeer der unscheinbare Ursprung des Handelsverkehrs zwischen Einheimischen und Fremden. Ihn trieben die unter spanischer, niederländischer, englischer und französischer Flagge fahrenden Entdeckungsreisenden, ihn die Walfischfänger, welche im Laufe dieses Jahrhunderts, gelockt durch den guten Fang, zu immer größeren Scharen jene Inselgruppen umschwärmten und in ihren Häfen rasteten.

Der Gewinn, der sich bei diesem Tauschhandel herausstellte, war natürlich ein im Verhältniß zum Angebot ungeheurer. Bekannt ist ja die Werthschätzung, welchen die Taïtier z. B. den gewöhnlichsten Eisennägeln beilegten; ein taïtischer Häuptling sammelte sich allein dadurch Reichthümer, daß er einen von Cook zum Geschenk erhaltenen Nagel zu Bohrarbeiten anderen verlieh. Für fast werthlose Glas- oder Porzellanperlen, für die billigsten Tücher und nun gar Messer und Beile aus Stahl und Eisen konnte man von den noch durchaus „im Steinzeitalter" lebenden Insulanern alles erhandeln, was sie besaßen. Das aber war nicht nur für den chinesischen Markt Werthvolles, wie duftiges Sandelholz und als Delikatesse höchsten Ranges von den Zopfleuten ersehnter Trepang, sondern auch manches für europäische Kundschaft: Perlen und Perlmutter der echten Perlmuschel, vorzügliches Schildpatt und Kokosnüsse. Auf letztere richtete sich gar bald ganz

---

Südsee nebst Uebersichtskarten, erläuternder Denkschrift u. s. w.", dem Bundesrath und Reichstag 1879 vorgelegt und auch buchhändlerisch zu beziehen (im Verlag von L. Friederichsen in Hamburg). Einzelne Notizen sind auch dem „Export" entnommen, dem ausgezeichnet redigirten Organ des Berliner Centralvereins für Handelsgeographie und Förderung Deutscher Interessen im Auslande.

hauptsächlich der nun für kaufmännische Ausfuhr beginnende Tauschhandel. Wie einst die Purpurschnecke unser Mittelmeer mit den Rundschiffen der phönizischen Kauffahrtei erfüllte, so zog die dauerbarste aller Palmenfrüchte, die kopfgroße Kokosnuß, die flinkeren Segler der Neuzeit bis in die entlegensten Theile des Großen Oceans. Und wie die Phönizier klug genug waren, statt der massigen Last der Purpurschnecken mit ihren nutzlosen Gehäusen alsbald nur den ausgepreßten Färbesaft derselben an Bord zu nehmen, behufs dessen also Faktoreien am Barbarengestade anlegten, so mochten auch unsere Händler sich bald nicht mehr mit den großen, im Innern des ausgereiften Kerns noch dazu eine weite Höhlung umschließenden Nüssen der Kokos beladen, da man eigentlich doch nur das Kernöl derselben haben wollte. So richtete man sich denn allmählich auf den Inseln ein, kaufte den braunen Menschen ihr Kokosöl ab, füllte es in Fässer und versandte es zu weiterer Verarbeitung nach Australien und Europa.

Daß aus diesem noch immer ziemlich unbedeutenden Handelsbetrieb ein wirklich großartiges Geschäft wurde, zugleich mit beträchtlicher Erweiterung der Produktion durch Plantagenwirthschaft, — das ist das unleugbare Verdienst des Hamburger Kaufherrn Johann César Godeffroy. Was verdankt nicht Deutschland, vornehmlich Norddeutschland für seinen industriellen und merkantilen Aufschwung den reformirten Franzosen, welche vor zweihundert Jahren der bethörte Ludwig XIV. des Landes verwies! Auch die Godeffroysche ist eine dieser Réfugiéfamilien, in der sich ein rüstiger Unternehmungssinn forterbte, als schon längst echt deutsches Blut in den Adern ihrer Sprossen floß. Nach Sinnesart wie im Aussehen ganz deutsch, ein schlicht bescheidener Mann, leitete J. C. Godeffroy seit 1845 die Geschäftsbeziehungen seines

Hauses kühn in jene oceanischen Fernen der uns abgewendeten Erdhälfte, und im Laufe weniger Jahrzehnte wurde das schmale Giebelhaus am Alten Wandrahm (in einem Winkel des äußersten Südostens von Hamburg nahe dem Oberhafen), wo er sein Comptoir hatte, der Herrschersitz unseres Südseekönigs. Die geographische Lage an der wichtigsten Weltmeermithin auch Welthandelspforte Deutschlands konnte nicht günstiger gedacht werden, und ohne Zweifel hat auch sie ihren Antheil an dem mächtigen Ausbau des Godeffroyschen Südseegeschäfts. Das gute Beste that aber doch der Fleiß, die Ausdauer und der weitausschauende, wie von einer stillen Warte aus die einschlägigen Verhältnisse um's ganze Erdenrund beobachtende Blick seines Leiters.

Bereits vom Jahre 1861 an warf dieser Geschäftsbetrieb so viel an Reingewinn ab, daß seitdem ununterbrochen im Auftrage und auf Kosten Godeffroys Naturforscher und Sammler das Stille Weltmeer durchfuhren, seine Inselräume, ja das benachbarte Australien durchwanderten, um diese der Wissenschaft eben erst zu erwerbenden Theile unserer Erde näher zu erkunden. Das naturhistorisch-ethnologische „Museum Godeffroy" in Hamburg, die nach ihm benannten prächtigen Quartanten, in welchen dessen Sammlungsschätze von trefflichen Fachmännern bearbeitet nebst den werthvollen Schilderungen der Godeffroyschen Sendboten in Wort und Bild der wissenschaftlichen Welt vorgelegt wurden, sind beide bleibende Denkmäler des edlen, uneigennützigen Sinnes wie der geschäftlichen Tüchtigkeit dieses Musters eines deutschen Großhändlers. Theils mit ihm verbunden, theils selbstständig wirkten zwar auch andere Firmen mit der Godeffroyschen zusammen; so Ruge und Hedemann, Capelle, Wachsmuth und Krogmann, Hennings, der mit dem Hamburger Robertson associirte Mainzer Herns-

heim, welcher letztere auf den Ralik-Inseln der Marshall-Gruppe den Hauptmittelpunkt seiner Unternehmungen fand und selbst mitten zwischen den Kannibalen-Inseln Neuirland und Neubritannien auf Duke of York sich festsetzte. Doch der Bahnbrecher und vorbildliche Organisator war immer Godeffroy; ihm verdanken wir vor allem die Umwandlung des Kokosöl-Geschäfts der Südsee in ein Kopra-Geschäft und die Einrichtung des dortigen Plantagenwesens im größten Stile.

Es ist noch nicht viel über zehn Jahre her, daß Godeffroy auf das Verfahren der Marseiller Fabrikanten aufmerksam wurde, welche die Kerne ceylonesischer Kokosnüsse, in Ceylon getrocknet, auf französischem Boden mit Maschinenhülfe auspreßten. Sein Beispiel der Uebertragung dieses Verfahrens auf die Südsee-Kokos fand allgemeine Nachahmung, man vermied dadurch die bisherigen nicht unbeträchtlichen Verluste durch das Lecken der Oeltonnen auf der weiten Seereise, vermochte die Kernmasse viel vollständiger auf ihren Oelgehalt zu verwerthen als vorher bei bloßer Handpressung und erzielte noch einen erklecklichen Gewinn durch die Preßrückstände. Nur darauf mußte auf der Erntestelle der Nüsse sorglich Acht gegeben werden, daß die Kopra d. h. die in weiße, außen braun überkrustete Scherbenstücke zerbrochene Kernmasse der Kokosfrüchte beim Trocknen unter freiem Himmel vor Regen geschützt würde, weil sonst die Güte des Oels beeinträchtigt wird; ist das besorgt, so mag man die Kopra zu weitester Verfrachtung unmittelbar in den Schiffsraum laden. In den heimischen Fabriken, wie in Harburg, Magdeburg, Berlin entquillt sodann der durch heiße Dämpfe erweichten Kopra unter dem Druck der Maschinenpresse zuerst das wasserhelle, für mannigfache Verwendung hochgeschätzte Kokosöl (bei 30° C. zu einer fettähnlichen weißen Masse erstarrend), zuletzt eine

dicke unreinere Halbflüssigkeit, welche zum Einölen metallener Maschinentheile guten Absatz findet. Was an pflanzlichem Zellstoff dabei hinterbleibt, ist noch reich an nahrhaften Einschlüssen und wird daher zu lichtgrauen dicken „Kokoskuchen" (von etwa $^1/_2$ m im Quadrat) verarbeitet; diese geben, bei einem Centnerpreis von nur 13 Mk., ein vorzügliches Viehfutter: mit ein paar Pfund Kokoskuchen, in's Trinkwasser eingerührt, genügen 10 bis 13 Pfund Heu zur Tagesration eines Rindes.

Die starke Basthülle der Kokosnüsse, die sogenannte Kokosfaser oder Coir [keur] versteht man seit kurzem zwar auch bei uns zu jenen wohlfeilen Kokosmatten zu verflechten, mit denen wir Treppen, Flur- und Zimmerboden sauber zu halten pflegen; jedoch weit unentbehrlicher ist natürlich diese bräunliche Faser den Insulanern der Südsee, zumal sie auf dem Wasser schwimmt ohne unterzusinken; sie ersetzt ihnen den Hanf, aus ihr verfertigen sie sich ihre Stricke, Taue, Schleudern, ja selbst mitunter hieb- und stichfeste Panzer. Erinnern wir uns dazu des Werthes, welchen die Nußkerne für dieselben Insulaner als Nahrungsmittel und noch mehr vor der Reife durch die den Kern vorbildende fast klare „Kokosmilch" als erfrischendes Getränk besitzen, so kann es uns nicht verwundern, daß heut zu Tage bereits die verstärkte Nachfrage der weißen Händler den Preis der Kokosnüsse ziemlich hoch emporgeschraubt hat, die Tonne (zu 20 Zollcentner) Kopra an Ort und Stelle nicht unter 280 Mk. zu haben ist. Um so einladender nur mußte bei einem Absatzpreis der Tonne Kopra auf dem Liverpooler, Londoner oder Hamburger Markte zu 380—400 Mk. die eigene Anpflanzung von Kokospalmen erscheinen. Es galt sich von der Willkür in der Preisforderung der Eingeborenen und von allerlei Zufälligkeiten ihrer Pflan-

zungsausdehnung zu befreien durch selbstständige Plantagenanlage. Fand doch eins unserer Kriegsschiffe den Atollring von Funafuti in der Ellice-Gruppe (aus über 30 Inseln bestehend, von denen zwei mehrere Stunden lang) in Folge einer in der Mitte der sechziger Jahre durch peruanische Sklavenjäger erlittenen Entvölkerung noch gegen Ende 1878 nur von 156 Menschen bewohnt, die nun solchen Ueberfluß an Nahrungsmitteln hatten, daß sie nicht im entferntesten an Erweiterung ihrer Pflanzungen dachten, vielmehr selbst die Früchte der vorhandenen in ganzen Bergen verfaulen ließen, wenn keiner kam sie zu kaufen; und dabei könnte nach einer ungefähren Veranschlagung allein Funafuti gegen 600 Tonnen Kopra (im Werthe von 168,000 Mk. an Ort und Stelle) Jahr für Jahr erzeugen!

Die deutschen Kaufleute wurden also Pflanzer, richtiger gesagt Plantagenbesitzer. Der Ankauf der Kopra durch ihre Agenten auf den verschiedensten Archipelen hörte keineswegs auf, aber das Erträgniß der eigenen Kokoshaine steigerte die Rimesse gewaltig, ohne welche die mit der europäischen Tauschwaare versehenen Schiffe nun schon längst nicht mehr die Heimfahrt anzutreten brauchten. In möglichster Nähe der Haupthandelsstation suchte man Grund und Boden zur Pflanzungsanlage zu erwerben, was in der Regel billig genug geschehen konnte. Auf Upolu (úpolu), derjenigen Samoa-Insel, auf deren Nordküste (am Apia-Hafen) der wichtigste Mittelpunkt der deutschen Südseehandlung sich befindet, kostet im Innern der Acker*) Landes je nach Lage und Beschaffenheit 4—20 Mk.; Uferland ist beträchtlich theurer, denn da erhöht die von der Natur gewährte Zugänglichkeit in dem noch so unwegsamen Lande

*) Gemeint ist hier stets der englische Acker (acre) = 1.6 Morgen.

den Bodenwerth; aber für 60 Mark ist selbst dicht am Gestade der beste Acker zu haben. In einem ungefähren Abstand von 10 m lassen sich auf einem solchen Geviert 80 Kokospalmen aufziehen; ehe sie zu beschattenden Bäumchen aufwachsen, pflanzt man auf dem nämlichen Boden Baumwolle, erntet 500 Pfund der ausgezeichneten sea-island-cotton*) und erzielt schon damit eine jährliche Rente von 42—43% im Mittel! Vom 6. Jahre an tragen dann die Palmenbäume, mit ihrem 10. Lebensjahre werden sie vollkräftig, d. h. sie bringen dann alljährlich je 100 Nüsse und erreichen ein Alter so hoch wie das, welches der Psalmist dem Menschen verheißt, wenn er sein Leben weit hinauszuführen wisse. Rechnen wir demnach die Bäume eines Ackers zu drei Viertel als vollausgewachsen, so erntet man von ihnen jährlich gerade 6000 Nüsse. Diese ergeben genau eine Tonne Kopra. Ein 5 Acker solcher Kokospflanzungen versehender Arbeiter erhält durchschnittlich 180 Mk. Jahreslohn; seine Verpflegung stellt sich für dieselbe Frist auf 200 Mk., so daß einschließlich der Wohnung, die man für die Arbeiter herzurichten hat, die gesammte Auslage für die Pflanzungsbewirthschaftung eines höchstens für 60 Mark erkauften Landstücks im Jahre etwa auf 80 Mark zu stehen kommt, wofür man nach den erst angegebenen Koprapreisen am Ort einen Verdienst von 280, auf europäischen Märkten (wo nur der nicht erhebliche Versandabzug in Rechnung zu bringen) einen solchen bis zu 400 (mitunter bis zu 460 Mk.) erzielt, ganz abgesehen von der Kokosfaser, die auf den Inseln selbst der Kopra an Werth mindestens gleich steht. Wo gäbe es auf Erden eine gewinnreichere Veranlagung des

*) Je ein Pfund derselben wird gegenwärtig auf dem europäischen Baumwollenmarkt mit 13.3 Mark bezahlt.

Kapitals in tropischer Fruchtpflanzung, in Landanbau überhaupt!

Der Kultureinfluß der Handels- und Plantagenvergrößerung, wie er in der Südsee ganz vornehmlich durch die Deutschen erwirkt wurde, äußert sich auf die dortigen Eingeborenen in doppelter Weise: durch Hebung der materiellen Verhältnisse auf fast allen Inselgruppen, indem Ueberschüsse der Bodenerzeugnisse nun nicht mehr als unnützer Ballast erscheinen, die Insulaner vielmehr durch die häufiger und regelmäßiger als je ihnen gebotene Tauschwaare der Händler zum Arbeiten angespornt werden, vermittelst der eingehandelten, so sehr viel besseren Geräthe ihre Arbeit zugleich erleichtern und vervollkommnen, kurz in verschiedenster Richtung ein menschenwürdigeres Dasein zu führen beginnen; sodann aber in der Einwirkung auf diejenigen, welche Dienste auf den Pflanzungen übernehmen, um später, heimgekehrt zu den Ihren, gewissermaßen Missionäre höherer Gesittung zu werden.

In ersterer Beziehung genüge ein Blick auf die Tongagruppe in Samoas Südsüdwesten. Umgänglich und zutraulich fand schon Cook die Bewohner derselben; darauf münzte er ja seine Bezeichnung dieser Inseln als der „freundlichen". Jedoch von dem trägen Verbringen ihrer Tage in polynesischer Harmlosigkeit machten auch sie keine Ausnahme, so daß höchstens einmal ein fröhlicher kleiner Krieg die Einförmigkeit des im Grunde armseligen Lebens auf dem reichen Fruchtboden der überwiegend flachen Eilande unterbrach. Da weckte sie der beginnende Ausfuhrhandel aus ihrem Schlummer, obwohl zunächst nur kleine Kokosölladungen von hier nach Australien gingen. Man fing nun an, die elenden, höchstens mit Knochen und Steinspitzen versehenen Hacken zur Bodenbearbeitung durch eiserne zu ersetzen; ohne daß die Bevölkerung wuchs, wuchs

der Anbau, daß bald Insel für Insel von Fruchtgärten in sauberen Gehegen ergrünten, nicht unebenbürtig den gesegnetsten Gefilden europäischer Lande; selbst in der Kleidung europäisirten sich allgemach die Tonganer recht augenfällig durch geschmackvolle Vereinigung gekaufter Webstoffe mit der heimischen Tapa-Toga. Daß sie aber sogar lesen und schreiben lernten, in die Lehren des Christenthums eingeführt wurden, das wäre kaum in dem Maße geglückt, wenn nicht Godeffroy einen sehr innigen Bund mit der nach mehreren unglücklichen Versuchen endlich dort festbegründeten englischen Mission der Wesleyaner geschlossen hätte. Aus freien Stücken legten sich nämlich die Tonganer eine Kopfsteuer für ihre Kirche auf, ungefähr je 10 Mk., d. h. in Summa nicht weniger als 200,000 Mk., bezahlten sie indessen naturgemäß in — Kopra. Der ehrenwerthe Leiter der tonganischen Mission, Baker, welcher nebenbei dem Haus Godeffroy das Alleinrecht der Perlenfischerei in diesem Archipel von Tongas König verschaffte, hätte ohne großhändlerische Vermittlung unmöglich von solcher frommen Gabe den rechten Nutzen zu ziehen vermocht, hätte nicht Godeffroy an die 30 Agenturen auf den Tonga-Inseln eingerichtet, um die Kopra der Wesleyaner zu sammeln und ihnen entsprechend zu vergüten. Aber Godeffroy gedachte freilich nicht bloß der lebendige Klingelbeutel für die Wesleysche Tonga-Mission zu sein, er plante eine umfassende Anlage von Kokoswäldern daselbst zum Betrieb für eigene Rechnung. Denn dort hindert weder die Steilheit und Höhe vulkanischer Felsen die Palmenpflanzung, wie großentheils auf den Samoas, noch auch die allzu kärgliche Bodenart, wie sie so vielen Flachinseln eigen ist. Man hoffte, 180,000 Kokosbäume aufbringen zu können zu einer Jahresernte von 3000 Tonnen Kopra, wodurch die Tongas zur Hauptstätte der Kopragewinnung in der ganzen

Südsee erhoben werden würden. Das aber erfordert starke Zufuhr fremder Arbeitskräfte.

Wir kennen ja die Polynesier als ein gleich anderen Naturvölkern seit Alters dem holden Nichtsthun ergebenes Geschlecht; ihre eigenthümlichen kommunistischen Verfassungen ließen vollends unzählige Jahrhunderte hindurch kein rechtes Sondereigenthum der Person aufkommen, trugen mithin das Ihre bei, durch mangelnde Anregung des Erwerbstriebes diesen Völkerstämmen Arbeitsscheu anzuerben, wozu sich nun, als für die Plantagen der Deutschen unter ihnen geworben wurde, der Stolz gesellte, nicht ins Joch der Fremden sich spannen zu lassen. Die Papuas, seit Alters frei von kommunistischen Einrichtungen, wie wir sahen, und schon darum mehr auf den Erwerb aus, zeigten sich von vornherein williger zum Plantagendienst, und ließen sich auch leichter an stetige Beschäftigung gewöhnen. Die mikronesischen Archipele boten vor allem in Folge geringerer Bodenfruchtbarkeit und theilweiser Uebervölkerung gute Werbeplätze für Plantagen-Arbeiter, besonders die den Samoas nächstgelegenen Gruppen der Kingsmill- (oder Gilbert-) und der Marshall-Inseln. Denn den Samoanern selbst fiel es nicht ein, sich auf die Pflanzung dingen zu lassen; höchstens halbwüchsige Burschen ließen sich dazu herbei, in Apia gegen guten Tagelohn auf Godeffroys Waarenlagern beim Reinigen und Einpressen der Baumwolle Dienste zu leisten. Die armen Kingsmill-Insulaner dagegen freuten sich, ihre Heimath, wo einbrechende Dürre mitunter der halben Bevölkerung den Hungertod bereitet, zeitweise verlassen zu können auf sicheren Verdienst bei freier Verpflegung.

In denselben siebziger Jahren, in welchen die Kaffern nach den Diamantenfeldern des Caplands strömten und dann von jenen Fundstätten der edelsten Steine neben äußerlichen

Civilisationsflittern die scheußlichsten Krankheiten in ihre abgelegenen Kraale verschleppten, wo sich bald entsetzlich verbreitete, was man früher nie gekannt, — da wurden die deutschen Südseeplantagen gar andere Bildungsstätten in ähnlichem Gange. Fast nackt, schlecht genährt, nicht selten von widrigen Hautausschlägen und anderen Leiden geplagt, kamen die scheuen Mikronesier oder die dreister dreinschauenden, jedoch erst recht ungeschlachten Papuas auf die samoanische Pflanzung; auf 3—5 Jahre verpflichten sie sich gewöhnlich dort zu bleiben; man läßt die Familien beisammen, gewährt ihnen in landesüblichen Hütten oder größeren Baracken besseres Unterkommen als sie daheim gewöhnt sind, reicht ihnen zusagende Kost, pflegt ihre Gesundheit, läßt ihnen nach täglich 9stündiger Arbeit freie Zeit zu ihren Fischzügen und abendlichen Tänzen, giebt ihnen den Sonntag ganz frei, katholischen wie protestantischen Missionären ihre religiöse Unterweisung anheimstellend, und ist die Dingzeit vorüber, so sieht man gründlich zu ihrem Besten umgewandelte Menschen heimwärtsziehen, öfters, um bald in die liebgewonnene Stellung zurückzukehren. Gesund geworden oder geblieben, gekräftigt durch gleichmäßig nahrhafte Kost, mit Kleidung und allerlei Habe europäischer Fabrikation versehen, womit sie ausgelöhnt worden, sind sie unbewußt aus der Sphäre des nur nach Ungebundenheit und Schlaraffenthum trachtenden Naturvolks hinübergeschritten in die der Kulturwelt; denn sie haben den Segen nützlicher Arbeit an sich selbst kennen gelernt.

Wahrlich kein Ebenbild der Negersklaverei unter der Knute der amerikanischen Baumwollbarone eine derartige Plantage wie etwa Wailili westwärts von Apia, wo Jung und Alt, Männer und Weiber, 550 an der Zahl, fleißig die Hände regen! Und allein an der Schwierigkeit des noch zahlreicheren

Arbeiterbezugs in der menschenöden Oceanwüste ist es bisher gescheitert, auch nur die bereits in Godeffroys Hand übergegangenen Latifundien Upolus und der größeren Nachbarinsel Savaii zu mehr als dem kleinsten Theil zu bepflanzen. Vorzüglich gedeiht hier wie auf den Fidschi-Inseln Zuckerrohr und Mais; die kühleren Höhen der Samoas tragen einen ausgezeichneten Kaffee, die mejicanische Vanille ist mit Glück dorthin verpflanzt, selbst vom Theestrauch, der bis jetzt so eigensinnig seine asiatische Monsunheimat innehielt, hofft man nicht ohne Grund das Gleiche. Apia, vor einem Menschenalter ein namenloses Gestade, hat sich auf solche Weise emporgeschwungen zu einem der wichtigsten Hafenplätze des pacifischen Erddrittels; hohe Vulkankegel umrahmen den Gesichtskreis, wenn man gen Süden blickt, Mangrovewäldern zur Seite liegt im Vordergrund eine der deutschen Plantagen, daneben die französische Mission, von Bananen und Orangenhainen umfangen, am Strand weht lustig das deutsche Banner auf unserm Konsulat zwischen der deutschen Werft und der deutschen Handelsfaktorei, und selten grüßen andere als schwarzweißrothe Wimpel von den Schiffen im Hafen, von denen man wohl sechs, sieben gleichzeitig Ladung nehmen sieht. Ist doch Apia für das ganze westliche Gebiet des deutschen Südseehandels (in dessen Umfang man allein schon ganz Europa versenken könnte) der Herzpunkt, wo die bunten europäisch-australischen Manufakturwaaren gelöscht werden zum Detailvertrieb in die einzelnen nahen wie fernen Agenturen, hingegen die Bodenerzeugnisse letzterer Bezirke gesammelt werden zur transpacifischen Ausfuhr. Wenig unterrichtet sind wir über den Ostflügel unseres Südseehandels, der unter der Mißgunst der französischen Verwaltung zu leiden hat, mit der er Taïti als Mittelpunkt theilt; er ist auch der Natur der Sache nach der minder be-

deutende. Selbst aber von Apia würde man sich ein falsches Bild machen, wenn man den Schmerzensruf eines Amerikaners „Samoa ist schon heute eine deutsche Kolonie“ zu wörtlich nähme. Man zählt in Apia, einer Ortschaft von 3000 Einwohnern, etwa 200 Wohnungen europäischen Aussehens, und kaum größer möchte die Zahl der ständigen Bewohner unserer Rasse sein, worunter mehr Engländer als Deutsche. Auffallen muß, daß sogar im Betrieb des deutschen Südseegeschäfts eine Menge Engländer Anstellung gefunden haben, wie es scheint mehr als Deutsche. Sicher liegt das an dem bisher ungenügenden Angebot tüchtiger inländischer Kapacitäten, die sich der englischen Sprache, der Welthandelssprache, mächtig und zugleich, was bei uns weit seltener zutrifft, im Kolonialgeschäft gründlich erfahren zeigten. Nicht minder bedürftig sind die fernen Inseln guter Handwerker, die sich von Haus aus mit nachhaltigem Vorrath an Handwerkszeug versehen müßten, dann aber auch gewiß bestens an der Stelle wären, um mit Hammer und Ambos, Säge und Hobel, Stichel und Pfriemen zu schaffen, was man zur Stunde dort nur mit Mühe oder gar nicht erlangen kann.

Alle im Obigen geschilderten Unternehmungen und Versuche sind ja noch durchaus im Werden! Ein unermeßlicher Raum für den Wettbewerb der Rüstigsten unter den Völkern der Erde hat seine Schranken kaum erst geöffnet, aber nicht wie in all den anderen Fällen ähnlicher Art ist der Deutsche zurückgeblieben oder ins englische Schlepptau genommen; das Geschick unserer Großhändler, derselben echt deutsche, redliche und menschenfreundliche Behandlung der Landeseingeborenen hat uns sogar einen guten Vorsprung vor den beiden mächtigen Nebenbuhlern, den Engländern und Nordamerikanern, verschafft; ein unserer Gesundheit durchaus zuträgliches

Klima*) erlaubt uns selbst heimisch zu werden auf den vielbegabten Inselschwärmen der eigentlichen Südseewelt, da nur in der australischen Inselreihe Malariafieber drohen.

Wäre es auch thöricht, zu erwarten, daß diese meist so kleinen Eilande, deren braune Insassen nicht überall in Abnahme, manchenorts unter Verbesserung ihrer Lage sogar in langsamer Zunahme begriffen zu sein scheinen, den vollen Strom der deutschen Auswanderung auf sich lenken könnten, so dürfte man dennoch einem beschränkteren Zuzug deutscher Landsleute zu Handels- und Handwerksbetrieb sowie Plantagenbeaufsichtigung wohl Glück versprechen. Am wenigsten kann die Südsee das Ziel für Ackerbaukolonisten werden, aber als unsere Handelsdomäne dürfen wir sie nicht preisgeben, dazu haben wir sie im Gegentheil aus den jugendlichen Anfängen erst recht zu entwickeln. Was uns das dortige Land und Meer an Handelswaare zu bieten vermag, ist nicht erschöpft mit Kokosnuß und Baumwolle, Perlmutter und Schildpatt. Gemein fast wie bei uns die Haselnüsse wachsen z. B. eine Menge Nüsse voll des feinsten Oeles daselbst wild am Gesträuch; dahin ge-

*) Auch nach den gegentheiligen Aeußerungen, welche in dieser Hinsicht bei den geographisch recht wundersamen Debatten unseres Reichstags über die sogenannte Samoa-Vorlage vorkamen, muß obiges Urtheil aufrecht erhalten werden. Man vergl. oben S. 242 [10] f. Die von einem Reichstagsredner geäußerte Behauptung, jeder Europäer würde auf den Südseeinseln von Elephantiasis befallen, enthält eine stark nach Tendenz schmeckende Unwahrheit. Allerdings begegnet diese Krankheit auch auf Samoa, und zwar in Folge von therapeutischer Vernachlässigung bei den Eingeborenen bisweilen in abschreckender Form. Indessen kann sich der europäische Ansiedler durch Vermeiden der Nähe von Süßwassersümpfen für seine Wohnungsanlage u. dgl. sehr viel sicherer vor diesem chronischen Leiden schützen als anderwärts vor Cholera oder Gelbem Fieber, die sich dort niemals eingestellt haben.

hört die Candlenuß, deren kostbares Oel bei günstiger Konjunktur einen Tonnenpreis von 700 Mk. auf dem europäischen Markte erreicht, deren Ausfuhr (allein diejenige auf Rechnung deutscher Geschäftshäuser) daher von einem Betrag zu 5000 Mk. im Jahr 1877 auf einen solchen zu 244,000 Mk. im Folgejahr stieg. Zur Holzknopffabrikation eignet sich kaum irgend ein Stoff so gut wie die Heitinuß, eine sogenannte Elfenbeinnuß der Südsee, ähnelnd einer etwas plattgedrückten Handgranate an Form und Größe, nur mit tiefer Aushöhlung auf der Unterseite; Frankreich betheiligt sich rege bei dieser Industrie, die auch bei uns jüngst in Aufnahme kam, so im Geraer Industriekreis, namentlich concentrirt auf das betriebsame Schmölln im Altenburgischen, ostwärts von Gera. Und wer möchte voraussagen, was die Südseeinseln in Zukunft an Kolonialwaaren liefern können, namentlich an Rohrzucker, da ja unter intensiver Bewirthschaftung das kleine Mauritius beinahe das Kaiserreich Brasilien in seinem Werth für die Zuckerausfuhr erreicht, fast alle anderen Zuckererzeugungsländer aber, abgesehen von Cuba, übertrifft! Am innigsten verflochten mit der deutschen Industrie sind bereits gegenwärtig die beiden wichtigsten Gegenstände der pacifischen Ausfuhr: Kopra und Baumwolle. Wie wir unser Rindvieh füttern mit Stoffen, welche den Wipfeln der Südseepalmen entnommen wurden, so findet die Südsee-Baumwolle ihren vorzugsweisen Absatz im Deutschen Reich; die gröbere Sorte verwenden die voigtländischen Weber zusammen mit Wolle zur Herstellung schöner halbwollener Stoffe, die seidenartig feine wird besonders in unseren elsasser Spinnereien (jedoch außerdem z. B. auch in Lyon) verarbeitet.

Nicht der augenblickliche Werth unseres Handels nach und von der Südsee muß unser Interesse bestimmen, vielmehr dessen Steigerungsfähigkeit, wie sie sich in der thatsächlichen

Steigerung der jüngsten Zeit erwiesen hat, vor allem aber die Eingangs betonte Ueberlegenheit des deutschen Südsee-handels über den der concurrirenden Nationen. Die Summe unserer Waarenausfuhr von den verschiedenen pacifischen Inselgruppen hob sich von 5,2 Millionen Mk. im Jahre 1876, auf 6,1 Mill. Mk. im Jahre 1877, auf 7 Mill. Mk. im Jahre 1878; der Gesammtwerth der Ausfuhr dieses Triennums betrug 18,333,000 Mk. (wovon 74 % auf Kopra, 13 % auf Baumwolle, 9,6 auf Perlschaalen kommen). Am außerordentlichsten ist das Uebergewicht des deutschen Handels selbst über den englischen und nordamerikanischen natürlich auf den Samoa- und Tonga-Inseln; das genauere Verhältniß mögen folgende Ziffern erläutern. Es betrug auf den beiden Archipelen (in Mark):

die Einfuhr

	im Ganzen	der deutschen Häuser
1874	1,086,000	946,000 (also 87 %)
1875	1,620,800	1,380,800 („ 85 %)
1876	1,606,000	1,290,000 („ 80 %)
1877	1,587,420	1,247,420 („ 78 %)
1878	1,595,600	1,395,600 („ 88 %),

die Ausfuhr

	im Ganzen	der deutschen Häuser
1874	1,760,000	1,660,000 (also 94 %)
1875	2,005,000	1,753,000 („ 87 %)
1876	2,566,000	2,386,000 („ 93 %)
1877	2,503,400	2,216,800 („ 88 %)
1878	2,576,400	2,427,200 („ 94 %).

Nicht einmal die englische Annexion der Fidschi-Gruppe hat den dortigen Handel deutscher Firmen lahm zu legen vermocht; die Firmen Hennings, Ruge und Hedemann blieben

nach wie vor die bedeutendsten dort, und es wurden noch 1878 (bei einem Gesammtwerth der Ausfuhr von dritthalb Mill. Mk.) allein an Kopra für anderthalb Mill. aus diesem an England verlorenen Archipel nach Deutschland verfahren.

Aber freilich war der denkwürdige Akt der englischen Besitzergreifung der Fidschi-Inseln im Jahre 1874 ganz dazu angethan, unsere Südsee-Politik aufzuschrecken. König Thakombau schuldete 80,000 Pfund Sterling, diese zahlte England und erwarb damit eine der fruchtbarsten aller tropischen Inselgruppen, den größten und weitaus bevölkertsten der Südsee-Archipele mit herrlichen Häfen, wo Kokoswälder, Baumwollen- und Zuckerrohrfelder weit und breit den Deutschen gehörten, deren Besitzrecht alsbald vom britischen Gouverneur angefochten wurde; vorüber war nun für immer die Zeit, wo man Fidschileute als brauchbare Plantagenarbeiter auf andere Archipele (da allein schien ihnen dergleichen Dienst genehm) hinüberschaffen konnte, denn nach englischem Gesetz dürfen Eingeborene der eigenen Kolonien nie nach außerbritischen Besitzungen ausziehen. Es war wenigstens ein Glück, daß der Hauptschwerpunkt der deutschen Handelsverbindungen und der Hauptgrundbesitz der Deutschen nicht auf den Fidschis lag; indessen er befand und befindet sich unmittelbar östlich davon auf den Tongas und Samoas. Die letzteren lockten eben damals auch den nordamerikanischen Unternehmungsgeist mächtig an; sind sie doch wie berufen, in Zukunft eins der wichtigsten Emporien des Stillen Oceans zu werden, zumeist verschont von den wildesten Stürmen dieses Meeres, nahe gelegen der Kreuzung der befahrensten Seewege zwischen Ostasien und Australien einer-, Amerika andererseits, genau auf der Verbindungslinie von San Francisco über die hawaiische Inselgruppe nach Neuseeland. Die gesetzgebende Versammlung Neuseelands

unterbreitete der Königin von England die dringende Bitte um Annexion der Samoas, und Oberst Steinberger begann seine Yankee-Intriguen auf den Inseln selbst. Von keiner der beiden Seiten, weder von England noch von Nordamerika erfolgten amtliche Schritte, welche auf Annexionspläne hindeuteten. So sehr die prächtige Gestalt Le Mamea's, des Abgesandten der ein amerikanisches Protektorat wünschenden Samoaner-Partei, bei der Neujahrscour von 1878 im Weißen Haus zu Washington durch ritterliches, dabei bescheidenes Auftreten gefiel, das Protektorat wurde nicht gewährt. Die Regierung des Deutschen Reichs war erst recht nicht gesonnen, irgend welche der Souveränität auch nur ähnliche Rechte in Samoa anzustreben, fühlte jedoch um so mehr ihre Pflicht in der stürmischen Zeit, wo der Unfriede daselbst durch selbstsüchtige Fremde geschürt ward und in Bürgerkrieg ausbrach, die Interessen der deutschen Reichsangehörigen kräftig zu schirmen. Der kundigen Beflissenheit des obersten Vertreters Godeffroys in Apia, Theodor Webers, welcher zugleich die Konsulatsgeschäfte des Deutschen Reichs bis vor kurzem versah, und dem thatkräftigen Einschreiten der Befehlshaber unserer ununterbrochen in den Südseegewässern kreuzenden Kriegsschiffe ist es zu verdanken, daß diese folgerechte Politik zur dauernden Inschutznahme dieses weitest ausgewachsenen, verhältnißmäßig herrschendsten Zweiges unseres Außenhandels zu glücklichem Erfolge geführt worden. Seit jenem Vertrag vom 1. November 1876 mit dem den Deutschen so zugeneigten König Georg von Tonga, welcher unserer Flotte den schönen Hafen des Vavau-Atolls zur Kohlenstation verschaffte, ist es gelungen, entsprechende Verträge mit den mächtigsten Häuptlingen der Ellice- und Ralik-Inseln abzuschließen, den ausgezeichnetsten aller mikronesischen Häfen, den von Jaluit, gleich-

falls zur Anlage einer Kohlenstation zu gewinnen, und in der oben erwähnten kleinen, aber für den Hernsheimschen Handelsbetrieb zumal wichtigen Gruppe Duke of York von den zum Verständniß politischer Vereinbarungen zu unfähigen papuanischen Häuptlingen die übergeräumigen Prachthäfen Makada und Mioko für ein paar hundert Mark (in Waaren) zu kaufen; im Verlauf des vorigen Jahres schloß das Deutsche Reich noch mit dem Hawaiischen Inselreich, der einzigen constitutionellen Monarchie Polynesiens, ein Freundschafts- und Handelsbündniß, ja im fernen Südosten, mitten im französischen Nachbarreich, einen Meistbegünstigungsvertrag mit der Regierung der Insel Huahine nordwestlich von Taïti. Endlich kam auch der Vertrag mit der zeitweise auf Samoa das Scepter führenden Adelspartei zu Stande, gerade am Gedächtnißtag Friedrichs des Großen 1879; er war die rechte Antwort auf das samoanische Abkommen mit den Vereinigten Staaten, welches diesen den unvergleichlich geschützten Hafen Pango-Pango auf Tutuila eingeräumt hatte: er machte Saluafata auf Upolu (östlich von Apia) zur deutschen Flottenstation und gewährleistet den Deutschen, wie es der Grundgedanke auch bei allen den vorgenannten Abkommen war, die Rechte der meistbegünstigten Nation, d. h. er verbietet unseren Nebenbuhlern die Usurpation.

Als am Nachmittag des 23. Dezember 1879 an Bord unserer Korvette Bismarck im Hafen Apias die Vertreter des samoanischen Volks ihrem auf Lebenszeit gewählten König Malietoa Falavon huldigten und deutsche Geschütze die neue Flagge des neuen Einheitsstaats Samoa donnernd grüßten, war nicht nur der lästige innere Unfrieden auf diesen schönen Felseninseln beigelegt, sondern auch ein wichtiger Abschluß für die politische Sicherstellung der deutschen Südsee-Interessen

erreicht: der neu eingesetzte König hatte die Verpflichtung übernommen, den mit der früheren Regierung vereinbarten Vertrag einem Reiche zu halten, dessen weitreichendem Arm er viel für die Ebenung des Weges zum Thron zu danken hatte, und wenige Wochen vorher war unser erster Reichskonsul für die gesammte Südsee, der bisherige Korvetten-Kapitän Zembsch, mit nicht weniger umfassenden Vollmachten in Apia eingetroffen, als sie der britische Gouverneur, Sir Arthur Gordon, von den Fidschi-Inseln her ausübt.

Die Stellung, welche unsere Reichsregierung einnimmt, ist eine völlig klare. Sie will keinerlei Herrschergelüsten in dem fernen Weltmeer nachjagen, aber sie will das Eigenthum und die segensvolle Arbeit der deutschen Reichsbürger in ihren vollen Schutz nehmen. An unserer Nation ist es nun, auf der gegen fremde Uebergriffe gesicherten Grundlage ein Werk weiterzuführen, dessen Stocken uns eine ewige Schande sein würde, dessen Gedeihen aber nicht bloß Geldgewinn verheißt, sondern uns schulen wird in selbstständiger kolonialer Thätigkeit, niedriger stehende Rassen an Arbeit zu gewöhnen, unter eigener Flagge die Güter heimischen Gewerbfleißes zu verfahren, ohne Dazwischentreten gewinnsüchtiger Fremden die tropischen Erzeugnisse einzuhandeln oder selbst zu ernten. Der Sturz der Südsee-Firma Godeffroy, im November 1879 durch ganz außerhalb des Südseegeschäfts liegende Verhältnisse herbeigeführt, kann uns zum Heil gereichen, wenn wir nun in nationaler Vereinigung theilnehmen an Unternehmungen, an denen bisher nur einzelne unter uns schufen.

Die Südsee ist nicht der an Rohwaare oder an Abnehmerzahl für Fabrikate reichste Theil der Erde, vielmehr der land- und menschenärmste von allen annäherungsweise ähnlicher Größe; aber es ist auch nicht deutsche Art, das

Kleine zu verachten, was am wenigsten verzeihlich wäre, wo, wie hier, das Kleine sichtlich den Keim zu stattlicherem Auswuchs birgt. Und wir Deutsche haben wahrlich nicht mehr die Wahl so frei, wo endlich auf Erden wir eigene Stützpunkte finden sollen für unseren auswärtigen Handel, eine Pflanzstätte für jenen am meisten im Engländer lebenden frohen Wagemuth, für jenen thatkräftigen Geist, der die Güter der ganzen Welt zu erfassen strebt, um sie zu eigenem Vortheil, doch eben damit unwillkürlich zum Segen der Menschheit zu verwerthen, zu veredeln. Darum dünkt es uns wie ein Verrath an dem kaum begonnenen, gewiß nicht aussichtslosen nationalen Werk, wenn man, feigherzig die allernächsten Gewinnprozente zählend, den deutschen Unternehmungssinn, das deutsche Kapital ablenken will von der verheißungsvollen Inselwelt des Großen Meeres, wo es uns, so bald wir den Rückzug antreten, nicht fehlen wird an lachenden Erben; uns dünkt vielmehr kein anderer Wahlspruch passend für unser Südsee-Banner als der: „Hier sind wir, hier bleiben wir!“

10.

Die Börse und die Börsensteuer.

Von

Dr. Fr. Perrot
in Frankfurt a. M.

Alle Rechte vorbehalten.

Die Börse und die Börsensteuer.

Vortrag, gehalten am 3. März 1880 im konserv. Verein zu Stuttgart.

Einleitung.

Das Gold ist gewissermaßen die Verkörperung alles materiellen Strebens auf dieser Welt, der geheimnißvolle, mächtige Repräsentant des Materialismus. Ein faustischer Stoßseufzer lautet:

„Am Golde hängt, nach Golde drängt
Doch Alles — ach wir Armen!"

Die Kunst, Gold zu machen, ist denn auch im Alterthum und Mittelalter eifrig gesucht worden. Man hat sie nicht gefunden. Auch unsere an Fortschritten aller Art sonst so reiche Zeit hat sie nicht entdeckt.

Man hat jedoch statt dessen eine Kunst erfunden, welche für die in das Geheimniß Eingeweihten denselben Werth hat, als ob sie verständen Gold zu machen.

Diese Kunst der Schnellbereicherung kann indessen nur auf Kosten Anderer geübt werden. Der Gewinn des Einen ist nur möglich durch Verlust des Andern. Der Gewinnenden sind Wenige und der Verlierenden Viele. Um so größer sind natürlich die Gewinne für die Wenigen und die Kunst solche Gewinne zu erzielen — ohne Mühe, im größten Maß-

stab — hat sich zu dem bedeutendsten und einflußreichsten Gewerbe der Gegenwart entwickelt: ich meine das Börsengewerbe.

Höchst bemerkenswerther Weise hat man dieses bequemste, angenehmste und einträglichste aller Gewerbe bis jetzt in Deutschland vollkommen steuerfrei gelassen. Es ist dies um so auffälliger, als z. B. in England, Frankreich und Italien schon längst Börsensteuern bestehen, wie ich noch näher nachweisen werde.

Geschichte der Börsensteuervorlagen in Deutschland.

Zwar hat man seit etwa einem Jahrzehnt auch in Deutschland wiederholte Anläufe zur Einführung einer Börsensteuer genommen, ohne jedoch bis jetzt dieses Ziel zu erreichen. Diese Bemühungen haben bereits eine Geschichte hinter sich.

Schon der Finanzminister v. d. Heydt in Preußen ging, kurz vor Beendigung seiner Laufbahn, mit dem Projecte einer Börsensteuer um. — 1869 wurde dem Reichstage des Norddeutschen Bundes ein Entwurf zu einem Börsensteuergesetze vorgelegt, — doch wurde derselbe abgelehnt. — Später, April 1871, stellte der konservative Abgeordnete Wilmanns im Deutschen Reichstage einen Antrag auf Einführung einer Börsensteuer, wurde aber damit förmlich verhöhnt, und der Antrag fiel. — 1872 tauchte mit anderen Steuerreformprojecten der Gedanke an eine Börsensteuer von Neuem auf, und auf ein von mir erstattetes Referat faßte der Mecklenburgische Handelstag im Herbst 1872 mit großer Majorität eine Resolution zu Gunsten einer solchen Steuer. — Nachdem 1873 im „wunderschönen Monat Mai" der große „Krach" eingetreten war und die Börse ihr Schäfchen vollständig im Trocknen hatte, schien auch die Reichsregierung ernstlicher an eine Börsensteuer zu denken, und die Zeitungen sprachen wiederholt davon, daß der Bundesrath sich mit einer bezüglichen Vorlage befasse. Es kam aber nichts derart zum Vorschein.

— Im Herbste 1875 hat der Ausschuß des Congresses deutscher Landwirthe auf meinen Antrag eine Resolution zu Gunsten der Börsensteuer gefaßt, die Sache auf die Tagesordnung der damals in Heidelberg beabsichtigten Generalversammlung des Congresses gesetzt, — aber jener Heidelberger Congreß kam nicht zu Stande. — Bald darauf, in demselben Herbste 1875, hat endlich Herr Camphausen dem Reichstage ein Börsensteuerproject vorgelegt, welches in dem Vorschlage gipfelte, von jedem Schlußscheine an der Börse, gleichgültig ob er über 300 Mark oder über eine Million laute, eine Steuer von 25 Reichspfennigen zu erheben. Aber auch diesmal wurden Mittel gefunden, an der Börsensteuer — vorbei zu steuern, indem man plötzlich die überraschende Entdeckung machte, daß das Reich eigentlich gar keine neuen Steuern bedürfe.

So liegt die Sache bei uns seitdem.

Inzwischen existirt, wie ich bemerkte, eine Börsensteuer schon seit länger beispielsweise in England, Frankreich und Italien.

Ueber die Börsensteuer in England und Frankreich finden wir einige Auskunft in den amtlichen Motiven zu dem Entwurf eines Börsensteuergesetzes vom 11. Nov. 1875. — Die italienischen Börsensteuergesetze liegen mir in den betreffenden Nummern der Italienischen Gesetzsammlung vor. — Diese ausländischen Börsensteuergesetze datiren wesentlich aus den beiden letzten Decennien. Auf die Bestimmungen dieser Gesetze komme ich noch näher zurück. — Auch in Oesterreich ging man vor Kurzem, wie die Blätter meldeten, mit dem Gedanken einer Börsensteuer um; es scheint aber, daß man dabei auf unüberwindliche Hindernisse gestoßen ist, denn dem Reichsrathe ist kein Entwurf eines bezüglichen Gesetzes vorgelegt oder officiell angekündigt worden.

So viel beiläufig zur Geschichte der Börsensteuergesetze.

Verhalten der liberalen Presse.

Man hat in Deutschland die Berechtigung und Nützlichkeit, ja selbst die Möglichkeit einer Börsensteuer bestreiten wollen und die in diesem Sinne von der Börse und ihren Interessenten ausgehende Agitation war bis heute erfolgreich genug, die Einführung der Börsensteuer bei uns zu hintertreiben. Die wirksamste Stütze dieser Agitation war stets die liberale Presse, welche fast ausnahmslos gegen die Börsensteuer eintrat, während umgekehrt die konservative Partei und Presse bei jeder sich darbietenden Gelegenheit die Börsensteuer befürwortet hat.

Neuer Aufschwung des Börsenschwindels.

Seit Herbst vorigen Jahres hat sich nun das fast Unglaubliche bei uns ereignet. Trotz der schrecklichen Erfahrungen, welche man mit dem Börsenspiel seit dem „großen Krach" von 1873 gemacht hat, ist es den Regisseuren dieses Spieles gelungen, eine neue Spielpartie im größten Maßstabe zu arrangiren. Die Anstrengungen, welche diesmal gemacht werden mußten, um das Publikum von Neuem an die Spielurne zu locken, waren ganz enorm; eine Zeit lang schien diese Liebesmüh sogar vergeblich; — zuletzt hat aber doch die ausdauernde Zähigkeit der Croupiers gesiegt, und man kann schon wieder einmal von unserm Publikum sagen: „Nichts gelernt und Alles vergessen".

Neues Börsensteuerproject.

Es darf mit als eine Folge dieser allerneuesten Börsenschwindelperiode angesehen werden, daß auch jetzt wieder der Gedanke an eine Börsensteuer von Neuem aufgetaucht ist. Die Blätter meldeten schon vor einiger Zeit, daß wieder einmal an einem Börsensteuer-Gesetze gearbeitet werde. Zwar enthält die kaiserliche Thronrede, mit welcher die gegenwärtige Session des Reichstages eröffnet wurde, keine Hindeutung auf

eine derartige Gesetzvorlage; doch hat mich Se. Excellenz der Preußische Finanzminister Herr Bitter persönlich zu der Mittheilung ermächtigt, daß beabsichtigt werde, einen Börsensteuer-Gesetzentwurf noch in gegenwärtiger Reichstagssession zur Vorlage zu bringen. Die Blätter haben auch in diesen Tagen gemeldet, daß dem Bundesrathe ein bezüglicher Entwurf zugegangen sei[1].

Pflicht das Börsensteuer-project der Regierung zu unterstützen.

Gegenüber dieser Lage der Dinge tritt von Neuem an die konservative Partei und Presse die Pflicht heran, die Reichsregierung in ihren auf Einführung der Börsensteuer gerichteten Intentionen zu unterstützen. Es handelt sich darum, der liberalen Agitation gegen die Börsensteuer die Spitze rechtzeitig abzubrechen, indem man in möglichst weiten Kreisen Aufklärung über die Natur und Wirkung der Börsengeschäfte verbreitet und die Grundlagen einer rationellen Börsensteuer erörtert.

Stellen wir also zuerst die Fragen:

Was ist die Börse? Was geschieht dort? Und welcher Art sind die Wirkungen jener finanziellen Vorgänge, welche an der Börse stattfinden?

Was ist die Börse?

Geschichtliche Entwicklung derselben.

Die Börse war, wie Jedermann bekannt ist, ursprünglich eine Einrichtung zur Erleichterung des Engros-Handels in größeren Handelsplätzen.

In Deutschland hat die Börse dieser ihrer ursprünglichen

[1] Augenblicklich, d. h. am 7. Mai 1880, als dem Tage an welchem ich die Correctur der vorliegenden Arbeit durchsehe, ist schon wieder sehr zweifelhaft geworden, ob die nun auch dem Reichstage zugegangene Vorlage, welche inzwischen die erste Berathung passirt hat und an eine Commission verwiesen wurde, in der laufenden Session noch zur Erledigung kommen wird. D. Verf.

Heute — 12. Mai — sehe ich die zweite Correctur und kann die weitere Bemerkung anschließen, daß am 10. der Reichstag geschlossen worden, ohne in die zweite Berathung der Vorlage eingetreten zu sein. D. Verf.

Aufgabe auch bis etwa in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts überwiegend gedient. Sie war vorwaltend ein Ort, wo Waarenpreise für den Engros-Handel bestimmt und kaufmännische Geschäfte abgewickelt wurden.

Eine andere Richtung erhielt die Börse, als die Schuldpapiere au porteur und die Actien in größeren Beträgen in den Verkehr kamen. Das war in Deutschland erst seit den dreißiger Jahren der Fall, in England, Frankreich und Holland dagegen schon früher.

Mir liegt z. B. der Leipziger Courszettel vom 30. Juni 1807 vor: er enthält überhaupt nur 35 Positionen, und zwar 15 Wechselcourse und 20 Course von Münzsorten. Keine einzige Notiz über Schuldpapiere oder Actien.

Nehmen wir den Berliner Courszettel von circa 10 Jahren später, vom 7. Februar 1818 zur Hand, so finden wir auf demselben 43 Course verzeichnet, darunter 16 Wechselcourse, 5 Goldsortencourse und jetzt auch schon eine besondere Rubrik für

„Fonds-Course",

welche jedoch nur 13 Papiere aufzählt. Der größte Theil dieser Papiere sind Pfandbriefe, noch kein einziges Actienpapier ist darunter.

Erst im Jahre 1825 (7. Mai) wird in Preußen ein Börsengesetz erlassen. Das Gesetz definirt die „Börse" wie folgt: „Die Börse ist die unter Genehmigung des Staates stattfindende Versammlung von Kaufleuten, Maklern, Schiffern und andern Personen zur Erleichterung des Betriebes kaufmännischer Geschäfte aller Art".

Seit dem Jahre 1835 hat dann in Deutschland der Eisenbahnbau auf Actien begonnen, und in Folge dessen hat der Handel in Actien und die sogenannte „Fondsspeculation" erheblich größere Ausdehnung gewonnen. Sehen wir

uns z. B. den Berliner Courszettel vom 8. August 1845 an, so überwiegt hier schon bei Weitem die „Fonds-speculation". Dieser Courszettel enthält bereits 33 Papier-notizen, und zwar 13 Obligationencourse, wie der Zettel von 27 Jahren früher, dazu aber jetzt 20 Actiencourse, wovon der Zettel von 1818, wie erwähnt, noch keinen einzigen auf-weist. Die 20 Actiencourse von 1845 sind aber noch aus-schließlich Eisenbahncourse. Der Courszettel verzeichnet noch keine einzige Bank- oder Industrie-Actie. Mit diesen letzteren Notirungen wurden wir erst beglückt in der ersten Actienschwindelperiode, welche Deutschland in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre erlebt hat. Die Anregung zu derselben ging damals bekanntlich von Frankreich aus, wo Napoleon dem crédit mobilier und ähnlichen Schwindel-Unternehmungen freien Lauf gegeben hatte.

Man kann sagen, daß die Agiotage, der eigentliche Börsenschwindel, in Deutschland bis zur Einführung der Eisenbahnactien im Anfange der vierziger Jahre so gut wie unbekannt war. Erst mit dem Actienschwindel hat auch der Börsenschwindel bei uns seinen Einzug gehalten. Erst seit den fünfziger Jahren kennt man in Deutschland über-haupt den Schwindel in Industrieactien. Er ist als exotische Pflanze bei uns importirt, und zwar aus Frankreich.

In Frankreich ist der Börsenschwindel erheblich älter als bei uns. Er ist dort schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts unter dem liederlichen Regenten Philipp Orleans durch den Schotten Law aus England eingeführt.

Weniger bekannt ist die wichtige Thatsache, daß mit dem Zusammenbruche des Law'schen Bank-, Börsen- und Actien-schwindels in Frankreich die Schwindelei nur kurze Zeit auf-hörte und in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts

wieder in der üppigsten Blüthe stand, derart, daß Graf Mirabeau im Jahre 1778 bereits Veranlassung nahm, düstere Prophezeiungen einer kommenden Revolution an diesen Schwindel zu knüpfen, welcher beiläufig ganz verzweifelte Aehnlichkeit mit der jüngsten, d. h. vorjährigen Schwindelepoche in Frankreich hatte. Es handelte sich in beiden Perioden ganz besonders um Gründungen auf dem Gebiete des Bank- und Versicherungswesens.

Und die vom Grafen Mirabeau in seiner „Anklage gegen die Agiotage" prophezeite Revolution kam. Es kam hinterher die europäische Sündfluth der Napoleonischen Kriege. Sie hat zwar Vieles hinweg geschwemmt, was die vulkanischen Ausbrüche der ersten Revolution noch aufrecht gelassen hatten, — aber die süßen Traditionen des Börsen- und Actienschwindels überdauerten das vulkanische und das neptunische Zeitalter unserer neueren Geschichte, und als im Jahre 1814 der Friede geschlossen war, da knüpfte die Restauration unbekümmert an die alten finanziellen Schwindeltraditionen wieder an.

Se. Majestät Ludwig XVIII. verlieh persönlich die einträglichen Maklerstellen an der Pariser Börse an bevorzugte Günstlinge um Zahlungen bis zu zwei Millionen Frcs., welche in der Regel zu Gunsten der zurückgekehrten Emigration verwendet wurden. Die Actiengesellschaften schossen in Paris aus der Erde wie Pilze nach einem warmen Regen, und der Börsenschwindel blühte mit einer Ueppigkeit, welche uns hier in Deutschland damals wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht" erschien. — Schon damals kam die Pariser Presse vollständig in die Hände von Actien-Gesellschaften und Bankgeschäften.

Wenn irgend etwas geeignet war, das Königthum der Restauration in den Augen der französischen Bevölkerung ver-

haßt und verächtlich zu machen, so war es gerade dieser ungeheure Börsenschwindel, und wenn man die Ursachen der Revolution von 1830 aufzählt, so wird jener Schwindel in erster Linie mit zu nennen sein. — Es kam dann das Bürger-Königthum von Louis Philipp, unter welchem der Börsenschwindel noch energischer betrieben wurde als vor der Julirevolution. Herr Guizot sprach damals sein berühmtes Wort: „Enrichissez-vous!“ — anscheinend ohne eine Ahnung davon zu haben, von welcher Art die Dinge und Vorgänge waren, welche damals in Frankreich hinter dieser Phrase standen. 1847 wurde ein früherer Handelsminister, Herr Têste, in öffentlicher Verhandlung durch die Pairskammer, welcher er angehörte, wegen Bestechung durch die Gründer einer Actiengesellschaft zu langjährigem Gefängniß verurtheilt, und 1848 war es mit der Popularität des baumwollenen Regenschirmes vollständig zu Ende. Die Revolution von 1848 brach herein und der König Louis Philipp mußte mit seiner Familie nach England entfliehen.

Der vom General Cavignac blutig niedergeschlagene Juliaufstand ließ bald darauf einen tieferen Blick thun in die eigentliche Wirkung des Treibens, welchem Herr Guizot sein ermuthigendes „Enrichissez-vous!“ zugerufen hatte.

Alles das war aber nur erst Vorspiel zu dem, was in Frankreich und anderwärts noch kommen sollte.

Es kam nunmehr die Regierung Napoleon's III. — Hatte sich unter Louis Philipp das Börsenspiel immer noch mehr innerhalb der wohlhabenderen Bevölkerungsklassen gehalten, so verstanden es die Finanzkünstler des neuen Napoleonischen Regimes, dieses Spiel in alle Bevölkerungsschichten hineinzutreiben. An der Spitze dieses Treibens marschirten die Gebrüder Pereire mit ihrem berüchtigten crédit

mobilier. Von der ungeheuren Ausdehnung, welche der Börsenschwindel damals in Frankreich erreichte, werden wenige Ziffern einen Begriff geben.

Man hat berechnet, daß die 60 officiellen Agenten der Pariser Börse gegen Ende der 50er und Anfangs der 60er Jahre an Sensal- und sonstigen officiellen und nicht officiellen Bezügen eine jährliche Einnahme von 350 Millionen Francs hatten: das ist mehr als die ganze französische Armee damals zu unterhalten kostete. Die ausschließlich officiellen Courtagegebühren der damaligen 60 Pariser Börsenagenten berechnete man zuverlässig auf rund 80 Millionen Francs, während die Civillisten von Frankreich, England, Oesterreich und Preußen damals zusammen erst 68 Millionen, also 12 Millionen weniger betrugen, wie die officiellen Courtage-Gebühren der Herren Börsenagenten in Paris.

Das, meine Herren, sind aber nur erst die Sporteln des Börsenspieles, welche von den Börsenagenten gezahlt werden. Die Sporteln der Bankgeschäfte sind dabei noch gar nicht eingerechnet, und die Spielsummen selbst, um welche es sich hier handelt, erheben sich zu wahrhaft unermeßlichen Beträgen.

Man hat die jährlichen Umsätze, deren Markt der Börsentempel in Paris ist, zu Anfang der 60er Jahre auf mindestens 60 bis 80 Milliarden Francs geschätzt.

Wie Märchen klangen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die Nachrichten von dem Pariser Börsenspieltaumel zu uns herüber. Wie man dort im Handumdrehen ein großes Vermögen gewinnen oder verlieren konnte ohne die mindeste Arbeit, war uns guten Deutschen fast unfaßbar. In den 50er Jahren sollten wir in diese Geheimnisse endlich näher eingeweiht werden.

Es kam damals jene erste Actien- und Börsenschwindelperiode über uns, als deren Haupthelb, traurigen Angedenkens, der berühmte Bankdirector Nuland in Dessau gefeiert wurde. Der Courszettel von 1845 kannte, wie erwähnt, noch keine einzige Bank- oder Industrieactie. Außer den Eisenbahnactiengesellschaften, welche damals in der Gründung begriffen waren, gab es überhaupt nur ganz wenige vereinzelte Actiengesellschaften in Deutschland. Erst um die Zeit jener ersten Schwindelperiode kommen in Deutschland Bank- und Industrieactien überhaupt auf den Courszettel.

Seitdem hat in Deutschland erst das Actienwesen und damit gleichzeitig der Börsenschwindel einen größeren Umfang erlangt. Sah man vorher in Deutschland etwa 2—3 Actiengesellschaften jährlich entstehen, so belief sich seit den 50er Jahren die Zahl der Actiengründungen auf jährlich etwa 7—8 Gesellschaften, und auf diesem Fuße blieben die Dinge bis zum Jahre 1870.

Deutsches Reichs-Actien Gesetz.

Mit dem am 11. Juni 1870 publicirten neuen deutschen Reichs-Actiengesetze änderte sich die Situation mit einem Schlage gründlich. Der Actiengründungsbarometer und damit gleichzeitig die Börsentemperatur geriethen sofort mächtig in's Steigen. In dem einen halben Jahre seit Erlaß des neuen Actiengesetzes bis Schluß 1870 wurden noch während des Krieges einige 30 Actiengesellschaften gegründet, im folgenden Jahre schon über 200 und 1872 sogar über 500 Actiengesellschaften.

Der „Giftbaum" der Börse schien damals direct in den Himmel wachsen zu wollen. Nach der sachkundigen Angabe des österreichischen Reichsrathsmitgliedes, Herrn Neuwirth, wurde an einem Tage des Jahres 1872 an der Wiener Börse ein Umsatz von nahe einer halben Milliarde

Gulden constatirt, und Neuwirth meint, die Umsätze an den übrigen Tagen desselben Jahres dürften im Durchschnitt wohl von ähnlichem Umfange gewesen sein.

Ueber die Umsätze an der Berliner Börse im verflossenen Decennium liegen die folgenden Angaben vor:

Der Berliner Kassenverein bildet eine Art von „Claring house" für einen großen Theil der an der Berliner Börse vermittelten Umsätze; namentlich soll der größere Theil des factischen Effectenumsatzes durch dieses Institut vermittelt werden, so daß die Umsätze des Berliner Kassenvereins als ein directer Maßstab für die factischen Effectenumsätze an der Berliner Börse gelten. Die Umsätze dieses Kassenvereins haben nun betragen:

1869	. . . .	rund 7	Milliarden
1871	. . . .	„ 12,8	„
1872	. . . .	„ 27	„
1873	. . . .	„ 23	„ .

Ihren Tiefpunkt erreichten die Umsätze im Jahre 1876, wo sie bis auf $9^1/_2$ Milliarden herabsanken. Von da ab stiegen sie wieder bis auf $13^1/_2$ Milliarden im Jahre 1879. Immerhin ist dies nur ein Theil, wenn auch vielleicht der größere der effectiven Effectenumsätze an der einzigen Berliner Börse.

Der Kassenverein hat dabei im Jahre 1879 nahezu eine halbe Million in's Verdienen gebracht und davon u. A. an seine Verwaltungsräthe rund 17,000 Thlr. Tantième gezahlt, sowie für jede Actie eine Dividende von 267 Mark.

Das eigentliche sogenannte „Speculationsgeschäft" wird an der Börse vorzugsweise durch die Makler und die „Maklerbanken" besorgt, welche letzteren eine Schöpfung der jüngsten Gründungsepoche sind. In Berlin gab es im

vorigen Jahre drei solche Maklerbanken. Dieselben haben im vorigen Jahre an Courtage zusammen rund 2,150,000 Mark vereinnahmt. Da die Maklerbanken pro Stück Speculationspapier eine Courtage von 20 Pfennigen berechnen, so haben allein die drei Maklerbanken in Berlin im Jahre 1879 circa 10 Millionen Stück Speculationspapiere umgesetzt.

In den Vereinigten Staaten hat augenblicklich der Börsenschwindel wieder eine solche Höhe erreicht, daß man an der New-Yorker Börse beispielsweise an einem einzigen Tage im verflossenen November einen Umsatz von 700,000 Stück Actien constatirte.

Schluß der historischen Uebersicht.

Schon dieser kurze historische Ueberblick wird genügen für den Nachweis, zu welch' außerordentlicher Bedeutung das moderne Börsengeschäft sich entwickelt hat.

Bedeutung der Börsengeschäfte.

Wir haben es in der Börse ohne Zweifel mit der großartigsten und mächtigsten aller modernen Institutionen zu thun. Ihre Umsätze rechnen alljährlich, selbst in schlechten Zeiten, nach vielen Milliarden. Die ganzen Staatsbudgets mit sammt den Militärausgaben sind nur Bagatelle gegenüber den Börsenumsätzen. Es gibt mit einem Worte überhaupt keine Kapitalbewegung in der Gegenwart oder Vergangenheit, welche mit derjenigen an der Börse auch nur annähernd in Vergleich gebracht werden kann.

Es gehört hiernach zu den staatswirthschaftlichen Nothwendigkeiten ersten Ranges, sich über das Wesen dieser Kapitalmassenbewegung klar zu sein. Erst dann wird man auch die Modalitäten richtig bemessen können, unter welchen eine Besteuerung der Börse einzutreten hat.

Kritik des heutigen Börsentreibens.

Wie wir gesehen haben, ist die Börse von ihrer ursprünglichen Aufgabe, welche in der Vermittelung des Waarenhandels bestanden, weit abgedrängt. Der Waarenhandel, so bedeu-

tend er ist, bildet heute gewissermaßen nur noch einen Appendix der „Fondsbörse". Und selbst die Waarenbörse ist zu vielleicht acht Zehnteln zum Vehikel schwindelhafter „Termingeschäfte" geworden, bei welchen es sich nicht mehr um „effective Lieferung", sondern lediglich um den Differenzspielgewinn handelt.

Das Material, mit welchem die Speculation der sogenannten Fondsbörse „arbeitet", ist, wie man weiß, in erster Linie die Actie, sodann die große Menge der Schuldpapiere (Obligationen) und drittens der Wechsel. Thatsache ist, daß es sich dabei in sehr großem Umfange gar nicht um den einfachen Kauf und Verkauf von Werthpapieren, sondern um sogenannte Termin- und Differenzgeschäfte handelt, d. h. um ein Hazard- oder Wettspiel, welches außerhalb der Börse durch das Reichsstrafgesetzbuch mit Gefängnißstrafe belegt wird. Die Lieferung der effectiven Stücke und der effectiven Waare ist bei diesen Termin- und Differenzgeschäften meist gar nicht beabsichtigt.

Aber das ist noch nicht das Schlimmste an der Sache, obgleich es immerhin schon schlimm genug ist, wenn jährlich mit Milliarden, d. h. mit dem ganzen Vermögen der Nationen Hazardspiel getrieben wird. Schon die geringste Einsicht in die Art und Weise, wie die Börsencourse gemacht werden, genügt, um zu constatiren, daß es sich hier nicht um gleiche Partieen im Hazardspiel handelt. Dr. Strousberg, der es wissen muß, sagt in seinem bekannten Buche S. 59: „. . . Die Art, wie die Börsencourse gemacht und notirt werden, bietet die nöthige und bezweckte Handhabe für den Betrug".

Mittelst dieser künstlichen Coursnotirungen, welche Dr. Strousberg als „Betrug" bezeichnet, wird dann an der

Börse die „Agiotage" gemacht, welche das große Publikum anlockt.

An der Spitze dieser Bewegung stehen — Ausnahmen abgerechnet — die modernen Bankgeschäfte, welche sich bekanntlich ganz überwiegend in den Händen unserer jüdischen Mitbürger befinden. Schon im Jahre 1861 waren, laut amtlicher Statistik in Preußen unter 642 Banquiers 550 Juden, so daß man das deutsche Bankgeschäft wohl als ganz überwiegend in jüdischen Händen befindlich ansehen muß. Die Juden im Bankgeschäft.

Ueber das Verhältniß dieser Bankgeschäfte zur Börse sagt Herr Dr. Strousberg Folgendes:

„Es bleiben dem Banquier als wirklich ergiebige Erwerbsquellen nur Staatsanleihen, Gründungen und Agiotage. . . . Das Geschäft der Agiotage überhaupt, und namentlich bei Gründungen, gibt den vornehmen, ehrlichen Banken und Bankhäusern legitime Mittel, das Publikum zu berauben."

Einen — bedeutenderen Satz kann man nicht leicht niederschreiben.

Daß auch an der Börse unsere jüdischen Mitbürger ganz erheblich überwiegen, steht fest, obgleich sie sich zur übrigen Bevölkerung nur wie 1 zu 72 verhalten. Was nun, mit Dr. Strousberg zu reden, den an der Börse geübten „Betrug" angeht, so schreibt Proudhon in seinem „Handbuch für Börsenspeculanten" die folgenden merkwürdigen Worte: Die Juden und die Börse. Proudhon.

„Schon die voraufgegangenen Erörterungen werden den Leser überzeugt haben, daß das Spiel an der Börse keine ehrliche Partie ist, bei welcher jeder Spieler nur vom Zufall und von seinen persönlichen Auffassungen abhängt. An der Börse gibt es vielmehr Leute, welche, um einen Ausdruck von Berryer zu gebrauchen, in die Karten sehen, die betrügerisch

ausgebleiten Würfel sind dort an der Tagesordnung; die Betrüger und Spitzbuben werden dort nicht als solche behandelt. In der That, das Spiel im eigentlichen Sinne des Wortes, so demoralisirend es immer genannt werden muß, ist demnach nur das kleinste Uebel der Börse."

Schlußfolgerungen über die Natur des Börsengeschäfts.

Leider muß gesagt werden, daß diese Auffassung Proudhon's und des Dr. Strousberg von dem betrügerischen Charakter des größeren Theiles der Börsengeschäfte völlig der Wahrheit entspricht. Es ergibt sich daraus eine wahrhaft furchtbare Consequenz, nämlich die, daß die ungeheure Geldbewegung, welche sich an der Börse vollzieht, einer systematischen Ausbeutung der Gesammtbevölkerung auf dem Wege des Betruges so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern. Diejenigen, welche die Karten kennen und die ausgebleiten Würfel handhaben, gewinnen natürlich fast immer, während die große Masse der Bevölkerung, welche an der Börse spielt, im Durchschnitt ungleich mehr verliert als gewinnt.

Die Gewinnenden sind in erster Linie, wie erwähnt, die meist jüdischen Bankgeschäfte, in deren Kassen sich das Geld immer massenhafter concentrirt. Der Verlust wird am meisten von der arbeitenden Bevölkerung getragen, welche zum Börsenspiel systematisch angelockt wird und ihre kleinen Ersparnisse immer von Neuem wieder diesem Moloch in den Rachen schiebt.

Was an der Börse vor sich geht, ist also in der großen Hauptsache der in wahrhaft culturvernichtendem Umfang organisirte und legalisirte Betrug; unter dem Schutze und der Autorität der Staatsregierung wird hier Jahr aus, Jahr ein die systematisch-betrügerische Ausbeutung der Gesammtbevölkerung durch eine kleine, ganz

überwiegend jüdische Minorität mit allen Mitteln des Raffinements betrieben; hier in dem officiellen Tempel der Anbetung des goldenen Kalbes ist der Ort, wo unsere mosaischen Mitbürger auf dem Wege des legalen Betruges jene ungeheuren Summen gewinnen, mittelst deren sie sich heute bereits zu Herren der Welt gemacht haben und täglich in steigender Potenz machen; hier wird, nach einem Ausdruck des Herrn H. B. Oppenheim, „der Müssiggang zur anerkannten Quelle des Erwerbes", und zwar des Erwerbes im kolossalsten, noch nie dagewesenen Maßstabe. Hier, in dieser „Academie für die straflose Umgehung der Gesetze", wie einst Herr Lasker die Börse nannte, ist der Ort, wo via facti mit Flammenzungen die Lehre gepredigt wird, daß nur noch die Dummen arbeiten und daß die Ehrlichkeit eine Dummheit ist!

Die Börsenfrage: Kern der „socialen Frage" und der Judenfrage.

Da diese corrupte und corrumpirende Kapitalmassenbewegung an der Börse jährlich nach vielen Hunderten von Millionen rechnet — da sie überhaupt jede andere Kapitalbewegung an Umfang und Bedeutung ganz ohne Vergleich überragt —, so haben wir es hier mit dem eigentlichen Kern der socialen Frage und zugleich auch mit dem Kern der modernen Judenfrage zu thun, denn die Ausgebeuteten sind ganz überwiegend Nichtjuden, während die Ausbeuter ganz überwiegend Juden sind.

Wie direct die socialistische Bewegung in Deutschland mit dem jüngsten Börsenschwindel nebst nachfolgendem „Krach" und Nothstand zusammenhängt, mögen wenige Ziffern beweisen. In Berlin wurden bei den Reichstagswahlen socialdemokratische Stimmen abgegeben:

1869	. .	69 socialdemokratische Stimmen
1871	. .	1,961 „ „

1874 . . 11,971 socialdemokratische Stimmen
1877 . . 31,522 „ „
1878 . . 56,336 „ „ .

Die einfache und naheliegende Consequenz, welche sich aus dieser Auseinandersetzung ergibt, wird nicht schwer zu finden sein.

Consequenz: Börsensteuer.

Es ist unsere Pflicht und Pflicht aller Wohldenkenden, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß am modernen Börsenverkehr alles das nach Möglichkeit unterdrückt und beseitigt werde, was als gemeinschädlich, verderblich und unheilvoll erkannt wird.

Börsensteuer im Ausland.

Auch die Börsensteuer hat diesem Gesichtspunkt Rechnung zu tragen. Eine Börsensteuer kann, wie dies zum Beispiel bei der französischen und italienischen Börsensteuer der Fall ist, in der Hauptsache ein Act neuer Legalisirung der Börsenvorgänge in ihrem ganzen betrügerischen Umfange sein, ohne dieselben wesentlich zu geniren oder in ihrem unberechtigten Theile einzuschränken. Wenn eine solche Börsensteuer in die regelmäßigen Staatseinnahmen aufgenommen und eingefügt wird, so erhält dadurch das ganze Schwindeltreiben mit all seinen Betrugspraktiken von neuem den Stempel der Legalität. Ja der Staat wird sogar in Bezug auf seine eigenen regelmäßigen Einnahmen von dem ungeänderten und ungestörten Fortgange dieses großartigen Ausbeutungssystems, dieser Hauptursache der socialen Frage direct abhängig.

Die in England, Frankreich und Italien bestehenden Börsensteuern sind beispielsweise von der Art, daß sie erhöhter Legalisirung des Börsentreibens gleichkommen, ohne dem Staate anscheinend allzuerhebliche Einnahmen zu liefern.

Ueber die Börsensteuern in England und Frankreich finde ich in den amtlichen Motiven zu dem Entwurfe eines

Börsensteuergesetzes vom 11. November 1875, welches dem deutschen Reichstage vorgelegt wurde, folgende Angaben:

„In England besteht nach der Stamp Act von 1870 für alle Schriftstücke über Geschäfte in Werthpapieren von 5 Pfd. Sterl. und mehr (contract note) eine Stempelabgabe von 1 Penny.

„Auch Quittungen (receipts) unterliegen derselben Abgabe, wenn sie über 2 Pfd. Sterl. und mehr lauten und nicht auf ein bereits gestempeltes Document gesetzt sind.

„Außerdem wird ein Uebertragungsstempel (conveyance of transfer stamp) erhoben, welcher nach dem Werthe des Gegenstandes des Geschäftes abgestuft ist und bei jeder Uebertragung durch ein Kaufgeschäft entrichtet werden muß. Dieser Stempel beträgt bei Uebertragung von Antheilen an der Englischen Bank 7 sh. 9 d. für jede 100 Pfd. Sterling oder überschießende Bruchtheile, bei jedem stock der East India Comp. 1 Pfd. Sterl. 10 sh. und bei fundirten Schulden von Gesellschaften und Corporationen (debenture stock or founded debt of anny company or corporation) 2 sh. 6 d. für jede 100 Pfd. Sterl. oder deren Bruchtheile. Die käuflichen Uebertragungen von nicht vorher genannten Vermögensobjecten unterliegen einer Stempelabgabe von 1/2 Procent (5 sh. von 50 Pfd. Sterl.). Als Minimalbetrag, wenn der Werth des Geschäftsgegenstandes 5 Pfd. Sterl. nicht übersteigt, wird 6 d. erhoben.

„Ausländische Papiere (foreign security) unterliegen einem Stempel von 1/2 Procent des Nominalbetrages.

„Außerdem bestehen für Wechsel (bill of exchange), Handscheine (promissory notes), Banknoten, Waarenübertragungsordres (delivery ordres and warrants for goods) ꝛc. Stempelabgaben, welche den Handelsverkehr wesentlich treffen.

„In Frankreich sind nach dem Gesetze vom 2. Juli 1862

(Art. 19) die Schlußscheine der Makler (bordereaux et arrêtés des agents de change et courtiers) einer Stempelabgabe unterworfen, welche sich nach dem Geldbetrage der darin erwähnten Geschäfte richtet. Die Abgabe beträgt in der durch das Gesetz vom 23. August 1871 festgestellten Höhe für Summen unter 10,000 Frcs. 60 Cts., für höhere Summen 1 Frc. 80 Cts.

„Die Ausstellung von Actien und Actiencertificaten unterliegt nach dem Gesetze vom 5. Juni 1850 einem Stempel von 1 Procent des Nominalwerthes und ist durch Gesetz vom 23. August 1871 auf $1^2/_{10}$ Procent erhöht.

„Derselben Abgabe unterliegen die Schuldverschreibungen der Departements, Gemeinden, öffentlichen Anstalten und Gesellschaften, welche ohne Cession übertragbar sind.

„Daneben ist durch das Gesetz vom 23. Juni 1875 die Uebertragung von Actien und Schuldverschreibungen noch einer Abgabe von $^1/_5$ Procent des Nominalwerthes unterworfen. Diese Abgabe ist jetzt auf den Betrag von $^1/_2$ Procent erhöht. (Gesetz vom 29. Juni 1872.) Bei Actien und Schuldverschreibungen, welche auf den Inhaber lauten, wird statt dieser bei jeder Uebertragung zu entrichtenden Abgabe eine von den betreffenden Gesellschaften und Corporationen einzuziehende jährliche Abgabe erhoben, welche nach dem Gesetz vom 23. Juni 1857 12 Cts., nach dem Gesetz vom 23. Juni 1872 aber 20 Cts. von je 100 Frcs. des mittleren Courswerthes des Vorjahres beträgt.

„Außer dem Stempel bei der Ausstellung und der eben erwähnten Transmissionsabgabe wird sodann noch nach dem Gesetz vom 29. Juni 1872 eine jährliche, 3 Procent betragende Abgabe erhoben von den Zinsen, Dividenden und andern Einkünften von Actien, von den Zinsen der Anleihen

und Obligationen der Departements, Communen und öffentlichen Anstalten, wie der finanziellen, industriellen oder Handelsgesellschaften und Unternehmungen. Die Gesellschaften und Schuldner haben den Betrag dieser Abgaben auszulegen.

„Ausländische Papiere sind dem Ausfertigungsstempel, der Transmissionsgebühr und der Ertragsteuer im Allgemeinen in derselben Weise unterworfen, wie französische. Sie dürfen in Frankreich nicht eher cotirt, gehandelt, zum Kauf angeboten oder emittirt werden, bis sie sich der dreifachen Besteuerung unterworfen haben. — Nur für Schuldverschreibungen fremder Staatsregierungen . . . ist durch das Gesetz vom 25. Mai 1872 eine Ermäßigung des Stempelbetrages auf $1^1/_2$ vom Tausend eingetreten."

So die englischen und französischen Börsensteuergesetze. Die beiden italienischen Börsensteuergesetze datiren von 1874 und 1876. Sie schreiben u. A. vor, daß alle Schlußnoten auf gestempelte Formulare zu schreiben sind. Nach dem Gesetze von 1874 war die Steuer für Börsenschlüsse abgestuft von 1 Lira bis 15 Lire, je nach der Höhe der Umsatzsumme. Das Gesetz von 1876 ermäßigt und vereinfacht diese Sätze: es bleiben deren nur noch vier bestehen, welche sich von 2 Lire bis 25 Cent. abstufen. Es wird dabei ein Unterschied zwischen Baargeschäften und Termingeschäften gemacht, und es werden die letzteren doppelt so hoch besteuert wie die ersteren.

Erträge der ausländischen Börsensteuern.

Ueber die Erträge, welche die Börsensteuern in den verschiedenen Staaten auflieferten, habe ich keine genaueren Ziffern auftreiben können. In Frankreich sind sie anscheinend am erheblichsten[1]. Börsensteuern dieser Art dürften den

[1] Im Jahre 1879 rund 144 Millionen Frcs. vom mobilen Kapital und dessen Umsätzen. D. Verf.

Börsenschwindel kaum ernstlich beeinträchtigen, ja sie liefern nicht einmal eine brauchbare Börsenstatistik.

Börsenstatistik.

Was diesen letzteren Punkt betrifft, so hat sich die Börse bis jetzt jeder amtlichen Statistik zu entziehen gewußt. — Wir haben heute officielle Statistik über alles Mögliche, nur über die wichtigste und großartigste moderne Kapitalbewegung, welche sich an der Börse vollzieht, besitzen wir nicht die Spur amtlicher Staatsstatistik.

Die Börse hat sich eben immer am wohlsten gefühlt im Dunkeln. Sie meidet sorgfältig, ja ängstlich das Hervortreten in die Oeffentlichkeit, und sie scheut das helle Tageslicht jeder unvoreingenommenen Kritik. Von einer „Academie für die Uebertretung der Gesetze" kann man ja vernünftigerweise auch nichts Anderes erwarten.

Dürftigkeit der Motive zu den deutschen Börsensteuervorlagen.

Immerhin war ich erstaunt über den ganz außerordentlichen Mangel an statistischem und thatsächlichem Material in den amtlichen Motiven zu den bis jetzt dem deutschen Reichstage vorgelegten beiden Entwürfen zu einem Börsensteuergesetze. Die wenigen dürftigen Anhalte, welche hier geboten werden, reichen kaum hin, um für die ungenügenden Entwürfe einen schwachen Ertrag von wenigen Millionen Mark schätzungsweise zu berechnen. Die Motive zu dem Entwurf von 1875 enthalten zwar die oben mitgetheilten immer noch ziemlich dürftigen Angaben über die englischen und französischen Börsensteuern, aber man hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, dem Reichstage zum mindesten auch die Erträge dieser ausländischen Börsensteuern mitzutheilen! Noch weniger hat man sich bemüssigt gefunden, dem Reichstage wenigstens ein annäherndes Bild von dem Umfange der heutigen Börsenumsätze in Deutschland zu vermitteln.

Während die Anfänge der französischen Börsensteuer-

gesetzgebung in das Jahr 1862 zurückreichen, enthalten die Motive des deutschen Entwurfes von 1869 noch keine näheren Angaben über den französischen Vorgang. Während das erste italienische Börsensteuergesetz bereits vom 6. September 1874 datirt, ist dasselbe in den Motiven zu dem deutschen Entwurfe vom 11. November 1875, also mehr als 14 Monate später, noch gar nicht erwähnt. Kurz, die außerordentliche Dürftigkeit der Motive zu den bisher dem deutschen Reichstage vorgelegten Entwürfen von Börsensteuergesetzen, namentlich der fast vollkommene Mangel an statistischem Material, verdient, gegenüber der großen Bedeutung des Gegenstandes, die allerschärfste Rüge.

Construction einer rationell angelegten Börsensteuer.

Eine rationell veranlagte Börsensteuer würde u. A. auch von selbst zu einer brauchbaren Börsenstatistik führen. Gegenüber einer so kolossalen Kapitalbewegung, wie sie an der Börse vor sich geht, ist die Herstellung einer brauchbaren Statistik ein staatswirthschaftliches und socialpolitisches Erforderniß ersten Ranges.

Vor dieser statistischen Beleuchtung würde sich vermuthlich schon ein Theil des ungesunden Börsentreibens aus Deutschland zurückziehen, und es müßte überhaupt einer der Hauptgesichtspunkte einer rationell veranlagten Börsensteuer sein, den ungesunden Theil des Börsentreibens so zu treffen, daß derselbe möglichst vom Schauplatz in Deutschland verschwinde.

Eine rationelle Börsensteuer dürfte daher von vorneherein gar nicht in die ordentlichen Staatseinnahmen aufgenommen, sondern müßte in die außerordentlichen Staatseinnahmen eingereiht werden; denn da heute der ungesunde Theil des Börsentreibens ganz ohne Vergleich überwiegt, so müßte die Steuer bis zu einem gewissen Grade als eine sich selbst quasi amortisirende angesehen werden.

Es wäre damit der erste wirklich einschneidende Schritt zu einer ernstlichen Lösung der „socialen Frage" und zur positiven Bekämpfung des Socialismus geschehen. Zugleich wäre damit auch der wichtigste Theil der Judenfrage gelöst.

Proportionalsteuer.

Für eine Börsensteuer, wie sie den gedachten Voraussetzungen entspräche, wäre in erster Linie die Forderung zu stellen, daß sie proportional zur Höhe der Umsätze erhoben würde, und daß sie in zweiter Linie, ähnlich dem italienischen Gesetze, die meist unsoliden „Termingeschäfte" höher träfe als die Baargeschäfte.

Was den jetzt in der Behandlung begriffenen dritten Entwurf eines Börsensteuergesetzes betrifft, welcher dem Reichstage demnächst zugehen wird[1], so haben die Blätter mitgetheilt, daß die Einnahmen, welche die projectirte Steuer bringen soll, auf 5 bis 6 Millionen Mark veranschlagt seien[2]. Aus dieser Angabe geht hervor, daß der gedachte Entwurf keine Proportionalsteuer, d. h. keine im Verhältniß zur Höhe der Umsätze zu erhebende Steuer vorschlägt. Es würde Sache des Reichstages sein, einem solchen Cardinalfehler abzuhelfen.

Stempelsteuer für Immobilienumsätze.

Wenn in fast allen deutschen Staaten jeder Kauf und Verkauf von Grundstücken mit einer Proportionalsteuer belastet ist; wenn z. B. in Preußen jeder Umsatz von Grundstücken 1 Procent vom Verkaufswerth an Stempelsteuer erlegen muß, so wird es als eine Forderung wirthschaftspolitischer Gerechtigkeit zu erachten sein, daß auch die Börsen-

[1] Ist inzwischen geschehen. Vergl. Anm. zu S. 7. D. Verf.

[2] D. h. 5—6 Millionen aus der eigentlichen Börsensteuer, während der Gesammtertrag der diese Steuer einschließenden Stempelsteuervorlage auf 20 Millionen Mk. veranschlagt ist. D. Verf.

umsätze mit einer Proportionalsteuer getroffen werden: ja eine Besteuerung der Börsenumsätze in diesem Sinne erscheint ungleich mehr gerechtfertigt, als die entsprechende Besteuerung der Immobilienumsätze.

Schluß.

Fassen wir nun zum Schluß die Resultate unserer Erörterung noch einmal kurz zusammen.

Umfang der Börsenumsätze.

Wir hatten gesehen, wie die Börse aus kleinen Anfängen sich schnell zur gewaltigsten, wichtigsten, allumworbensten Institution der Gegenwart entwickelt hat. Hier finden die ganz ohne Vergleich kolossalsten Kapitalumsätze statt, welche die Welt jemals gesehen hat. Dieser ungeheuren Kapitalbewegung gegenüber, welche jährlich nach vielen Milliarden rechnet, erscheinen die Staatsbudgets fast als unerheblich. Es handelt sich hier geradezu um das Vermögen der Nationen.

Krankhafte Natur derselben.

Die Art und Natur dieser Kapital-Massenbewegung hatten wir leider in der großen Hauptsache als eine völlig krankhafte erkennen müssen: sie ist nicht nur die des Hazardspieles, sondern im bedenklichsten Maße die des falschen Spieles. Die Gesammtwirkung dieser ungeheuren Kapital-Massenbewegung läßt sich mit wenigen Worten dahin zusammenfassen, daß sie fort und fort eine kleine Minorität vorzugsweise jüdischer Mitbürger im großen Maßstabe bereichert, während sie in noch größerem Maßstabe die übrige Bevölkerung fort und fort ausbeutet.

Eine kleine Minorität wird bereichert, die Nation dagegen geplündert.

Hauptursache der socialen Frage.

In dieser Thatsache, d. h. in dieser fortdauernden ungeheuren Ausbeutung der Gesammtbevölkerung durch die Börse, beruht die große Hauptursache unserer socialen Krankheitszustände.

Der innerste Kern der heutigen sogenannten „socialen Frage" ist in der krankhaften Kapital-Massenbewegung zu suchen, welche sich unablässig an unseren Börsen vollzieht.

Punkt des Archimedes.

Hier ist also auch der Punkt des Archimedes, wo der Hebel in erster Linie angesetzt werden muß, wenn von einer „Lösung der socialen Frage" die Rede sein soll.

Sittliche Wirkungen.

Nur streifen will ich hier noch eine Seite der Frage, welche indeß nicht minder wichtig ist, wie die bereits erörterten Beziehungen. Es handelt sich dabei um den Hinweis, daß eine krankhafte Kapital-Massenbewegung naturgemäß auch in sittlicher Beziehung krankhafte Zustände erzeugen muß.

Zeit von 1870 bis 1873.

Wer die Vorgänge aus den Jahren des großen Börsenschwindels von 1870—1873 nicht mit geschlossenen Augen durchlebt hat, der muß sich mit Schmerz bewußt sein, welche unberechenbare Einbuße an sittlicher Tüchtigkeit und geschäftlicher Solidität die deutsche Nation in jenen Jahren davongetragen hat.

Nicht die Summenziffern des Erwerbes und der Production sind entscheidend für das Wohlbefinden der Nationen, sondern in weit höherem Grade ist es die Art, **wie** producirt und erworben wird, und der Maßstab, nach welchem die **Vertheilung** des Erwerbes innerhalb der Nation vor sich geht. Der Börsenschwindel beeinflußt aber sowohl die Art der Production, wie auch den Maßstab der Gütervertheilung auf gleich verderbliche Weise. Das Resultat dieses Einflusses ist daher auch sittlich und materiell gleich sehr beklagenswerth.

Wirkungen des Börsenschwindels auf die Production.

Die vielbeklagte Verwilderung unserer Arbeitermassen datirt vor Allem aus jenen Jahren des großen Börsenschwindels. Die Strikes waren vor dem Jahre 1870 bei uns fast unbekannt. Die Behauptung, daß Deutschland „billig und schlecht" producire, ist vor jener Zeit des großen Börsenschwindels niemals aufgestellt worden. Die

Wirkungen des Börsen- und Gründungsschwindels auf unsere Industrie und unsere Gewerbeverhältnisse sind wahrhaft grundstürzender und revolutionärer Natur. Die Börse ist die eigentliche Brutstelle des ganzen Gründungs- und Actienschwindels mit seinen verderblichen Folgen. Ohne die Börse ist der Gründungsschwindel überhaupt unmöglich.

Corruption.

Die namenlos corrumpirenden Wirkungen, welche sich von diesem Börsen- und Gründungsschwindel aus auf unsere Presse und alle Schichten der Bevölkerung ergossen haben, sind bekannt und es ist nicht leicht eine Einrichtung denkbar, welche Corruption wirksamer und in größerem Maßstabe erzeugt und verbreitet, wie die Börse. Ich glaube daher allerdings, „daß die Börse da ist ein Giftbaum", welcher seine schwarzen Schatten auf das gesammte Leben der Nation wirft, wie einen Meelthau.

Folgen längerer Fortdauer dieses Zustandes.

Die Fortdauer dieses Zustandes bedroht Deutschland mit der Zersetzung seiner socialen Verhältnisse, mit dem Verlust seiner wirthschaftlichen Solidität, zuletzt mit moralischem und materiellem Ruin. — Die Börsenfrage ist also eine Frage von allererster Wichtigkeit, ja sie ist die erste und wichtigste nationale Frage, welche wir zur Zeit überhaupt zu lösen haben. Es ist eine Frage um Sein und Nichtsein der christlichen Weltcultur und es scheint, daß auch diese Frage, wie schon andere Weltculturfragen vordem, von uns Deutschen ausgefochten werden soll. Deutschlands Kraft, Ehre, Gedeihen und künftiger Bestand hängen in erster Linie von der Lösung dieser Frage ab.

Börsenfrage = wichtigste Frage der Gegenwart.

Sein oder Nichtsein der christlichen Weltcultur.

Schwierigkeit der Aufgabe.

Freilich handelt es sich dabei um keine leichte Aufgabe. Eine Börsensteuer in dem vorgeschlagenen Sinne bedeutet dabei vorläufig noch nichts weiter, als die Einführung einer prüfenden Sonde in unsere bereits tiefkranken socialen und

wirthschaftspolitischen Zustände. Es versteht sich von selbst, daß schon diese Maßregel energischen und nachhaltigen Widerstand findet von Seiten Derjenigen, welche das größte Interesse haben an dem ungeschmälerten Fortbestande jener Schnellbereicherungsmethoden, welche an unseren Börsen geübt werden. Es sind das in erster Linie unsere großen, meist jüdischen Geldmächte, welche in der Börse das große Hebelwerk besitzen, um einen ununterbrochenen Geldstrom aus den Taschen der Gesammtbevölkerung in ihre eisernen Geldschränke zu leiten. Eine so angenehme und vortheilhafte Maschinerie gibt man so leicht nicht aus den Händen und noch sind kaum die ersten Aussichten auf die Möglichkeit eines ernsten Kampfes um diese sociale Hauptposition vorhanden — eines Kampfes mit Gewalten, deren Macht man in der That nicht unterschätzen sollte.

Schluß. Es ist also die Frage, ob Deutschland noch gesunde Reactionskraft genug besitzen wird, um den Giftstoff wieder auszustoßen, welcher ihm von Außen her beigebracht worden ist und welcher bereits zu der höchst gefährlichen Krankheitsform der Blutvergiftung geführt hat. Verba movent, Worte bewegen, sagt der Kirchenvater Augustinus, und ich wünschte wohl, daß meine Worte herzbewegende Kraft genug hätten, um Deutschland den vollen Ernst der Lage zum Bewußtsein zu bringen. Möge noch Mannesmuth, Ueberzeugungstreue und Patriotismus in deutschen Landen genug vorhanden sein, um auch diese ernste und schwere Krisis glücklich zu überwinden.

Sammlung von Vorträgen für das deutsche Volk.

Herausgegeben von

Prof. W. Frommel und Prof. Dr. Fr. Pfaff.

Das Nähere über diese Sammlung ist aus dem Prospekt zu ersehen, der durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

Die Vorträge erscheinen in Heften, deren zehn einen Band bilden.

Man abonnirt auf einen Band zum Preis von nur **4 Mark** in jeder Buchhandlung. — **Einbanddecken** mit Goldtitel kosten für jeden Band 50 Pf. Der Preis eines elegant in Leinwand gebundenen Bandes ist 5 M.

Die Vorträge werden zu erhöhtem Preis auch einzeln verkauft. (An Vereine und solche Personen, die einzelne derselben z. B. an Orten, wo sie gehalten worden sind, verbreiten wollen, liefern wir bei Vorausbestellung 100 und mehr Exemplare zur Hälfte des Preises.)

Erschienen sind:

Band I. 1: **Kraft und Stoff.** Von Prof. Dr. **Friedr. Pfaff** in Erlangen. (60 Pf.) — 2: **Staat und Kirche nach Anschauung der Reformatoren.** Von Prof. Dr. **Heinr. Gelzer** in Straßburg. (60 Pf.) — 3: **Ueber den Einfluß des Darwinismus auf unser staatliches Leben.** Von Prof. Dr. **Friedr. Pfaff** in Erlangen. (60 Pf.) — 4: **Die Glaubwürdigkeit der Geschichte Jesu und das Alter der neutestamentlichen Schriften.** Von Consistorialrath Dr. **A. Ebrard** in Erlangen. (80 Pf.) — 5: **Ueber den Werth des Lebens.** Von Prof. Dr. **C. Schaarschmidt** in Bonn. (60 Pf.) — 6: **Sclaverei und Christenthum in der alten Welt.** Von Prof. Dr. **Th. Zahn** in Erlangen. (80 Pf.) — 7: **Die Päpste der Renaissance.** Von Prof. Dr. **Paul Tschackert** in Halle. (60 Pf.) — 8: **Die Gottesfreunde im deutschen Mittelalter.** Von Dr. **M. Rieger** in Darmstadt. (80 Pf.) — 9—10: **Ein Besuch der Galápagos-Inseln.** Von Dr. **Theodor Wolf**, Staatsgeologe der Republik Ecuador in Guayaquil. (1 M.)

Band II. 1: **Der Atheismus.** Von Prof. Dr. **C. Schaarschmidt** in Bonn. (60 Pf.) — 2: **Bilder aus dem Sevennenkrieg.** Von Consistorialrath Dr. **A. Ebrard** in Erlangen. (80 Pf.) — 3: **Die Anfänge des Christenthums in der Stadt Rom.** Von Lic. theol. **K. Schmidt** in Erlangen. (60 Pf.) — 4: **Die romantische Schule in Deutschland und in Frankreich.** Von Prof. Dr. **Stephan Born** in Basel. (60 Pf.) — 5—8: **Das Protoplasma als**

Träger der pflanzlichen und thierischen Lebensverrichtungen. I./II. Vortrag: Die organische Zelle. Die Bildung der organischen Gewebe. III. Vortrag Der Lebensträger. Von Prof. Dr. **J. v. Hanstein** in Bonn. (3 M.) — 9: **Der Thurmbau zu Babel.** Von Divisionspfarrer **W. Haehnelt** in Berlin. (60 Pf.) — 10: **Ueber die Nachahmung von Naturstimmen in der deutschen Poesie.** Von Dr. **L. Jacobi** in Triest. (60 Pf.)

Band III. 1: **Die Gefahren der See und die Rettung Schiffbrüchiger.** Von Contreadmiral a. D. **R. Werner** in Wiesbaden. (80 Pf.) — 2: **Die Entstehung des Christustypus in der abendländischen Kunst.** Von Prof. **A. Hauck** in Erlangen. (60 Pf.) — 3: **Goethe's Stellung zur deutschen Nation.** Von Prof. Dr. **Arnold Schaefer** in Bonn. (60 Pf.) — 4: **Tod und Ewigkeit in den Liedern der Kirche.** Von Pfarrer **G. Schlosser** in Frankfurt a. M. (80 Pf.) — 5: **Darwin's Großvater als Arzt, Dichter und Naturphilosoph.** Von Prof. Dr. **O. Zöckler** in Greifswald. (80 Pf.) — 6: **Der römische Bischof im vierten Jahrhundert.** Von Lic. theol. **Karl Hackenschmidt** in Jägerthal (Elsaß). (60 Pf.) — 7: **Schmerz und Weltschmerz.** Von Dr. **Alfred Bienengräber** in Zwickau. (60 Pf.) — 8: **Ueber gesundes und ungesundes Aussehen.** Von Sanitätsrath Dr. **P. Niemeyer** in Berlin. (60 Pf.) — 9: **Die Südseeinseln und der deutsche Südseehandel.** Von Prof. **Alfr. Kirchhoff** in Halle. (80 Pf.) — 10: **Die Börse und die Börsensteuer.** Von Dr. **Fr. Perrot** in Frankfurt a. M. (60 Pf.)

Demnächst werden erscheinen: (Die Reihenfolge ist noch nicht bestimmt.)

Christenthum und bildende Kunst. Von Prof. **Wilh. Frommel** in Heidelberg.

Siebenbürgen. Reisebeobachtungen und Studien. Von Prof. Dr. **G. vom Rath** in Bonn.

Blücher. Ein Charakterbild. Von Prof. Dr. **Theodor Schott** in Stuttgart.

Der Glaube an die göttliche Weltordnung und die dagegen erhobenen gewichtigen Bedenken. Von Consistorialrath Hofprediger **R. Löber** in Dresden.

Dante's Leben und seine göttliche Komödie. Von Dr. **M. Rieger** in Darmstadt.

Jeremia und seine Zeit. Von Lic. theol. Dr. **C. H. Cornill** in Marburg.

Irland und Sicilien. Vergleichende Reiseeindrücke. Von Prof. Dr. **A. von Lasaulx** in Breslau.

Ueber Alpenreisen. Von Prof. Dr. **G. Claß** in Erlangen.

Vittoria Colonna, die Freundin Michelangelo's. Von Prof. **A. Hauck** in Erlangen.

Stille Erdwinkel. Reisebilder aus Italien. Von Pfarrer Dr. **Rudolph Pfleiderer** in Essingen.

Elisabeth Charlotte (Liselotte), **Herzogin von Orleans.** Eine deutsche Prinzessin am französischen Hofe. Von Professor Dr. **Theodor Schott** in Stuttgart.

Die Sonntagsruhe vom hygienischen Standpunkt. Von Sanitätsrath Dr. **Paul Niemeyer** in Berlin.

Ueber Farbenblindheit. Von Hofrath Professor Dr. **Otto Becker** in Heidelberg.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.

BV
4244
F7
v.3

Frommel, Wilhelm, 1829-1896, ed.
Sammlung von Vorträgen für das deutsche Volk, hrsg. von Wilhelm Frommel und Friedrich Pfaff. Heidelberg, Carl Winter, 187?-
v. 20cm.

1. Sermons, German. 2. German essays. I. Pfaff, Friedrich, 1825-1886, ed. II. Title. III. Title: Vorträgen für das deutsche Volk.

228756

CCSC/mmb